NAZIONALE
1
37 -C
32
VITT. EMANUELE
ROMA

XXIV. 1

5.234

FRANCESCO TORELLI

Die Frauen

von

Dr. Gustav Klemm.

Erster Band.

Die Frauen.

Culturgeschichtliche Schilderungen

des Zustandes und Einflusses der Frauen

in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern

von

Dr. Gustav Klemm.

Erster Band.

Dresden,

Arnoldische Buchhandlung.

1859.

Ihrer Majestät

der Königin von Sachsen

Maria

ehrfurchtsvollst gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Indem ich den ersten Band meines Werkes über die culturgeschichtliche Entwickelung des weiblichen Geschlechts dem Publicum übergebe, habe ich nur für diejenigen Leser, denen der Prospectus desselben nicht zu Gesicht gekommen, einige kurze Bemerkungen vorauszusenden. Der erste Band enthält die Frauen der nicht europäischen Völker, von denen die asiatischen den Mittelpunct einnehmen. Ich bin auch hier dem Grundsatze gefolgt, zunächst die niedrigsten Culturzustände zu betrachten und von da aus zu den höhern vorzuschreiten.

Die nächsten Bände werden nun ganz den Frauen Europa's gewidmet sein. Zuvörderst werden wir darin die Frauen im häuslichen und geselligen Kreise betrachten. Dann gehen wir zu der Stellung über, die sie im Staate wie in der Kirche einnehmen. Schließlich betrachten wir den Antheil und Einfluß der Frauen an Literatur und Kunst.

Wo es nothwendig ist, habe ich meine Quellen und diejenigen Bücher nachgewiesen, in denen der Leser eine weitere Ausführung der von mir oft nur angedeuteten Thatsachen vorfindet. Ich habe diese Notizen am Ende des Textes nach den darin angemerkten Nummern zusammengestellt, um dadurch die Lectüre des erstern nicht zu unterbrechen.

Dresden, am 12. Mai 1854.

Der Verfasser.

Einleitung.

Die Frauen, das heißt die Menschen weiblichen Geschlechts, bilden gerade die Hälfte der gesammten Menschheit. Man hat behauptet, daß mehr Knaben, als Mädchen geboren würden, ebenso daß in den bevölkerten Gegenden des westlichen Europa die Anzahl der Frauen stärker sei, als die der Männer. Die Sage der alten Europäer hat von ganzen Staaten berichtet, die nur aus Frauen bestanden und wo die Männer nur in der Minderzahl und als Dienende vorhanden. In den weniger dicht bevölkerten Theilen der Erde hat man eine große Gleichmäßigkeit in der Personenzahl beider Geschlechter bemerkt, so auch auf den Inseln der Südsee, in den Urwäldern von America und bei den Polarvölkern.

Nimmt man nun die Personenzahl der gesammten Menschheit auf ein tausend Millionen und eine gleichmäßige Vertheilung derselben auf beide Geschlechter an, so würde

die gesammte Frauenschaft der Erde auf fünfhundert Millionen Individuen anzuschlagen sein.

Die Frauen bilden indessen nicht blos in Hinsicht auf ihre Anzahl die Hälfte der Menschheit; sie stehen auch außerdem in jeder Beziehung dem Manne ergänzend zur Seite. Die göttliche Vorsehung hat die zum Bestand der gesammten Menschheit nothwendigen Kräfte und Eigenschaften ursprünglich unter beide Geschlechter in angemessener Weise vertheilt.

Allerdings finden wir in der körperlichen Beschaffenheit, wie in der geistigen Begabung einen wesentlichen Unterschied zwischen Mann und Frau.

Der Körper des Mannes ist im Allgemeinen größer und stärker, als der der Frau; seine Knochen sind scharfkantig, seine Musculatur ist kräftiger und dichter, er ist im Stande, größere Lasten zu bewältigen, und zu gewaltsamen Anstrengungen bei Weitem mehr befähigt, als die Frau. Der männliche Körper gedeiht auch in allen Zonen verhältnißmäßig später zu vollkommener Reife, als der weibliche. Die Stimme des Mannes ist tiefer und stärker, sein Blick ist rücksichtsloser und trotziger.

In geistiger Beziehung ist der Mann nicht sowohl hinsichtlich der Kräfte verschieden vom Weibe, als hinsichtlich der Neigungen. Er ist geneigt zu kühnen Unternehmungen und Wagnissen aller Art. Er ist es auch vornehmlich, der sich nicht scheut, durch berauschende und nar-

kotiſche Mittel ſeine Seelenſtimmung zu erhöhen und zu wildem Uebermuthe zu ſteigern[1]).

Die Frau, deren ſanftere und mildere Natur ſich ſchon von Außen durch weichere und abgerundete Formen ankündigt, übt Mitleid und Erbarmen, wo der Mann in blinder Leidenſchaft nur zerſtörend auftritt; ſie pflegt mit Liebe das, was der Mann, als dem Verderben verfallen, rückſichtslos von ſich geſtoßen hat.

Der Muth des Weibes iſt anderer Art, als der des Mannes, und nicht minder groß, wenn es gilt, mit geringen und ſchwachen Mitteln Mühevolles auszuführen. Die Ausdauer der Frau iſt größer, als die des Mannes in den Dingen, die Abwarten und Geduld erfordern, und ſie wird minder davon ermüdet, als der Mann, und wo dieſer Alles aufgiebt, ſucht ſie wenigſtens den Schein zu retten.

Der Mann ſchlägt in ſeinem Uebermuthe Wunden, welche die Frau mit zarter Sorgfalt heilt; der Mann ſchafft und erbaut, die Frau pflegt, ſchmückt und erhält das Gebaute. Der Mann führt den Stoff herbei, den die Frau zu anmuthiger Form ausbildet.

Wir ſehen auf allen Stufen der Cultur die Frau als Schweſter und Geſpielin, als Geliebte und Braut, als Gattin und Lebensgefährtin, als Mutter und Pflegerin in dem innigſten, anregendſten und förderndſten Verhältniſſe dem Manne zur Seite ſtehen. Sie nimmt den lebhafteſten und hülfreichſten Antheil an ſeinen Entwürfen, Sorgen, Mühen und Arbeiten.

Wenn nun auch die eigentliche Grundarbeit der ſchwierigen, ſtaunenerregenden Werke in Krieg und Frieden, in Staat und Kirche, in Wiſſenſchaft und Kunſt meiſt durch das harte Geſchlecht der Männer geſchehen muß, ſo ſind es doch eben die Frauen, welche den Mann zur Arbeit ausrüſten, den Arbeitenden ſtärken und laben, den Ermatteten erquicken und aufrichten, den Verzweifelnden tröſten, den Sieger aber krönen und durch ihren Beifall beſeligen.

Wenn wir die Geſchichtbücher der Völker durchleſen, ſo finden wir allerdings da, wo die Aufzeichnung der Perſönlichkeiten beginnt, die Namen der Männer bei Weitem in größerer und überwiegenderer Zahl, als die der Frauen; da aber, wo ſie erſcheinen, ſtehen ſie, mit geringen Ausnahmen, denen der Männer zur Seite, wie denn neben Oſiris Iſis, neben Manko Capac Coya Mama in der ägyptiſchen und peruaniſchen Sage von der Stiftung dieſer Staaten und der Erziehung dieſer Völker. Ebenſo fehlen in den Götterſagen der Griechen, Hindus, Germanen und Celten keineswegs den Göttern und Heroen weibliche Gefährten.

Die Erbauer der Wege, Brücken, Städte, Tempel, Paläſte und Feſtungen waren durchgehends Männer, obſchon Sage und Geſchichte Frauen nennen, wie Dido, Semiramis, Artemiſia, Zenobia, Katharina, welche Anlaß dazu gaben. Im Getümmel des Krieges kommen Frauen nur ſelten vor. Allerdings nimmt die Sage auch für die

Frauen, wie die Amazonen, Kriegsruhm in Anſpruch, und die altgermaniſchen, wie die neuſpaniſchen Frauen ſtellten hinter Wall und Mauer ſich wohl dem Feinde entgegen, während das Mädchen von Orleans das Kriegsvolk ihres Königs gegen den Feind führte.

Der Bergbau, die Jagd, die ſchwere Uebung und Leitung laſtenbezwingender Mechanik, ſo wie die Bändigung der Roſſe wird nur von Männern beſorgt. Vor Allem aber iſt die See und die Schifffahrt ſtets ausſchließliches Eigenthum der Männer geblieben.

Die Erwerbung der Stoffe für die menſchlichen Bedürfniſſe durch Jagd, Fiſchfang, Viehzucht, Ackerbau und Handwerk iſt Geſchäft des Mannes. Nur auf den niederen Stufen der Cultur dient ihm dabei die Frau als Gehülfin und Trägerin. Die Bereitung der Naturſtoffe zu Speiſe und Trank, Kleidung und Schmuck, die Erhaltung der Wohnung und deren Verzierung iſt Sache der Frau bei allen Völkern.

Im Staat wie in der Kirche hat die Frau keine entſcheidende Stimme von Rechtswegen. Nicht bei allen Völkern tritt bei dem Tode des Fürſten ſeine Gemahlin oder Tochter an ſeine Stelle als ſelbſtſtändige Lenkerin des Staates. Bei germaniſchen Völkern — mit Ausnahme der ſaliſchen Franken — finden wir mehrere Fürſtinnen, die faſt durchgängig ſich den höchſten Ruhm erworben haben, wie Margaretha, welche die drei nordiſchen Reiche vereinigte, Eli-

ſabeth von England, Maria Thereſia und Katharina II. Auch die kleineren deutſchen Staaten haben unter ihren Fürſten Frauen von hohem Verdienſt, wie Amalie Eliſabeth von Heſſen, Amalie von Weimar, Pauline zur Lippe u. a.

Trotzdem, daß dem Weibe in der Kirche zu ſprechen nicht erlaubt iſt, hat daſſelbe den größten Einfluß auf dieſelbe ausgeübt. Bei den indiſchen, griechiſchen, altitaliſchen, celtiſchen und germaniſchen Völkern finden wir die Frauen als Verkünderinnen des göttlichen Willens und der Zukunft, als Pflegerinnen heiliger Orte und Bilder und in dem ausſchließlichen Dienſt gewiſſer Gottheiten. Ja unter den Gottheiten der europäiſchen, wie der indiſchen, ägyptiſchen, alteuropäiſchen und altamericaniſchen Nationen erſcheinen die weiblichen in gleicher Zahl wie die männlichen, wie es auf Erden in der Familie der Fall iſt. Das Chriſtenthum ſtellte dem Weibe in der Mutter des Herrn ein hohes Vorbild weiblicher Tugend auf, und unter den früheſten Bekennerinnen deſſelben fehlte es nicht an edlen Frauen. Die Mutter des Kaiſers Conſtantin, die heilige Helena, wurde eine der Stützen der öffentlich anerkannten Lehre, und früh ſchon fanden ſich Frauen zu gemeinſamen Gottesdienſte und Uebung der Frömmigkeit zuſammen. Ja als in der Reformation ſich neue Elemente aus der Kirche entwickelten, fehlte es nicht an Frauen, die, wie Argula von Grumbach, der neuen Lehre willige Opfer brachten.

Die ernſte Wiſſenſchaft, namentlich die Zutageför-

derung des Materials durch Beobachtung der Naturerscheinungen, der Erforschung der Denkmäler, der Zerlegung der Körper, durch Reisen, Versuche und strenge Prüfungen der Erscheinungen und Gegenstände, ist vorzugsweise Sache der Männer gewesen, die den Stoff des Wissens in umfangreichen Werken zur Benutzung darboten. Bei der Betrachtung desselben betheiligten sich jedoch auch die Frauen ebenso, wie bei der Anwendung desselben auf das Leben. Wir finden die Frauen namentlich sehr zahlreich vertreten unter den Pflegern der Heilkunde, der Philosophie und der Haushaltungskunde.

Vor Allem aber ist es das Gebiet der Kunst, auf welchem die Frauen sich mit besonderem Glück bewegt haben. Zunächst finden wir bei den Arabern, Chinesen, den Griechen und den romanischen und germanischen Völkern Europas eine überaus große Anzahl von Dichterinnen. Ihnen ist die Darstellung von Gefühlen und dann die Erzählung vorzugsweise eigen, obschon es auch dramatische Dichterinnen von hohem Werthe giebt.

Baukunst und Bildhauerei ist Eigenthum der Männer, da eine wesentliche Betheiligung hieran nicht ohne physische Kraft möglich ist. Die Malerkunst, sowohl mit flüssigen Farben, als vorzugsweise mit gefärbten Fäden durch Weben, Nähen und Sticken, dann die Ornamentistik in Wohnzimmern, Hausgeräth und Kleidung, die Nachbildung der Blumen u. s. w. das ist dasjenige Feld der bildenden

Kunſt, auf dem das weibliche Geſchlecht ſo zahlloſe, als gelungene Arbeiten hervorgebracht hat.

Das eigentliche Kunſtgebiet der Frauen bleibt aber die darſtellende Kunſt durch Stimme und Gebärde, und die Sängerinnen, Tänzerinnen und Schauſpielerinnen zählen, mit Ausnahme des chineſiſchen Reiches, ein zahlreiches Heer in Aſien und Europa.

Die eigentliche Heimath des Weibes iſt allerdings das Haus der Eltern oder des Gatten, während der Mann auf eine weitere Thätigkeit außerhalb des Hauſes angewieſen iſt. Im chineſiſchen Reiche, im Orient, im alten Aegypten und im alten Rom, wie in den meiſten europäiſchen Staaten vor der franzöſiſchen Revolution iſt und war das Innere der Familie die ehrenvolle Heimath der Frauen. Die Frau galt als die Herrin des Hauſes, die Ordnerin der Wirthſchaft, die Pflegerin und Freundin des Mannes, die Erzieherin ihrer Kinder. Hier hatte ſie Gelegenheit, die edlen, dem Weibe eigenthümlichen Eigenſchaften zu entfalten. Die ſtille Erhaltung und Pflege des Vorhandenen, die zweckmäßige Verwendung des vom Manne herbeigeſchafften Stoffes, die Verſchönerung des Innern, die Ueberwachung der Vorräthe, das war ihr Amt. Sie tröſtete und ermahnte, ſie erheiterte und belehrte, und ſie war der eigentliche Mittelpunkt des Hauſes.

Wir finden namentlich im romaniſch-germaniſchen Europa vom 11. Jahrhunderte an eine außerordentliche Verehrung der Frauen. Die großen Heldengedichte, das Ni-

belungenlied, das Heldenbuch, dann Wolfram von Eſchenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Würzburg, Gottfried von Straßburg, Herr Conrad Flecke, der edle Meißener, wie Ulrich von Lichtenſtein, athmen nur Lob und Preis der edlen Frauen. Gelehrte des 15. und 16. Jahrhunderts, wie Corn. Agrippa von Nettersheim, ſchrieben von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geſchlechts. Auch im 17. Jahrhundert erſcheinen demſelben noch warme Lobredner, wie der Dichter Joh. Peter Lotichius und Wilhelm Ignaz Schütze[2]).

Dagegen beginnen aber auch ſchon am Ende des 16. Jahrhunderts Stimmen entgegengeſetzten Inhaltes laut zu werden, nachdem Boccaccio und Arioſto ſchon früher den Italienerinnen mancherlei Neckereien angethan hatten, ohne jedoch das Feld der Liebe zu überſchreiten.

Das Unartigſte und Gröbſte, was jemals wider die Frauen geſagt worden iſt, hat wohl der Juriſt Hieronymus von Kaevallos aus Toloſa drucken laſſen. Er giebt einen förmlichen Katalog von Untugenden, die er den armen Frauen aufbürdet. Unbeſtändigkeit und Lüſternheit, Schwatzhaftigkeit und Klatſcherei, Hochmuth und Eitelkeit, Schwachheit und Bosheit, kleinlicher Neid und Schadenfreude, Neugier und Leichtgläubigkeit, Gleisnerei, Schmeichelei, Lügenhaftigkeit, Liebedienerei, Mißtrauen u. ſ. w. nennt er in bunter Reihe, die er nur unterbricht, um das langweilige Regiſter mit einigen groben Schimpfworten zu verzieren[3]).

In ſeiner Bosheit denkt dieſer Eiferer gar nicht daran, daß dieſe Untugenden zwar an manchen Frauen einzeln vorkommen mögen, daß aber wohl kaum je eine Frau gefunden werden dürfte, die ſie alle zuſammen an ſich hat, noch viel weniger aber ein Mann, der nicht eine derſelben an ſich trüge.

Indeſſen iſt es keinem auch noch ſo erboſten Weiberfeinde eingefallen, den Frauen Rohheit, Raufen und Händelſucht, und die Freude an den wüſten Gelagen mit Trunk, Spiel und Prügelei vorzuwerfen, die demnach ein unbeſtrittenes Eigenthum des allerdings ſtärkeren Männervolkes bleiben.

Milzkranke Gelehrte am Anfang des 18. Jahrhunderts ſind ſo ungalant geweſen, die Frage aufzuwerfen, ob die Frauen denn auch Menſchen ſeien, und haben ſich damit dem verdienten Spott und Gelächter derjenigen ausgeſetzt, die mit Verehrung ihrer Mutter gedenken, ohne welche ſie nicht auf Erden wandeln würden [4]).

Derartige, ein rohes und undankbares oder krankes Gemüth verkündende Anfeindungen des weiblichen Geſchlechts ſtehen immer nur vereinzelt da, ſofern ſie ernſthaft gemeint ſind.

Männer wie Frauen haben zu allen Zeiten gefühlt, daß ſie eines ohne das andere nicht beſtehen können. Wir finden daher auf den niedrigſten Stufen der Cultur, eben ſo wie auf den höchſten, das innigſte und das dauerndſte

Verhältniß zwiſchen Mann und Frau, die Ehe, die auch in den Zeiten rückſchreitender Cultur und des Zerfalls der Staaten ſich noch erhält, und zwar trotz der mannichfaltigſten Hinderniſſe, die ſich der Schließung derſelben entgegenſtellen. Allerdings werden in ſolchen Zeiten die Ehen ſeltener eingegangen, allein allgemeine Eheloſigkeit wird, menſchlicher Berechnung und Erfahrung nach, unter ſolchen Zuſtänden niemals ſtattfinden.

Die Ehe iſt es nun vorzugsweiſe, durch die und in welcher die Frauen ihren Antheil an der Entwickelung der menſchlichen Cultur, wie an der Geſtaltung der Verhältniſſe und Erſcheinungen in der Familie, dem Staate und der Kirche in der Ausbildung der menſchlichen Lebensformen erhalten.

Wenn es aber nun gilt, den Antheil der Frauen an der Geſtaltung der Geſchichte darzuſtellen, ſo iſt es nothwendig, die Stellung, welche ſie bei allen Völkern, in allen Zonen und in allen Zeiten eingenommen, und die Thätigkeit, die ſie hier entwickelt haben, zu betrachten.

Wir folgen dabei der allmäligen Entwickelung der menſchlichen Zuſtände und ſind genöthigt, zunächſt die Spaltung der geſammten Menſchheit in zwei große Hälften, die paſſive und die active Raſſe, zu betrachten.

Die paſſive und die active Menſchenraſſe bilden zwei Hälften, wie Mann und Frau, die zuſammen gehören, ſich gegenſeitig ergänzen und vereint zum Ganzen die Zwecke der Vorſehung zu erfüllen.

Die active Raſſe würde ſich in dieſer Rückſicht auch als die männliche bezeichnen laſſen, ſo wie man die paſſive die weibliche nennen könnte. Gleich dem Manne zeichnet ſich die active Raſſe durch kräftigere, dauerhaftere Körperbauart aus, vornehmlich aber dadurch, daß ſie mit raſtloſem Triebe nach Thätigkeit, mit dem Streben in die Ferne, dem ausdauernden Muthe zu Forſchungen, Wagniſſen und Gefahren begabt iſt. Die active Raſſe, heimiſch in den Hochgebirgen von Aſien, hat von da aus nach allen Himmelsgegenden ſich ausgebreitet, und weder Hochgebirge, noch Ströme und See haben ihr ein dauerndes Hemmniß auf ihren Zügen werden können. Die active Raſſe hat überall, wo ſie hingekommen, die paſſive Urbevölkerung ſich unterthan gemacht und mit ihrer Hülfe die Wälder gelichtet, die Gewäſſer geregelt, Verkehrswege eröffnet und aus vereinzelt daſtehenden Volksſtämmen Staaten gebildet. Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft jeder Art ſind durch die active Raſſe ins Leben gerufen worden [5]).

Die paſſive Raſſe dagegen, durchgängig in Bauart und Farbe von der activen unterſchieden, je nach der Lage der Erdtheile, die ſie bewohnet, mannichfach ſich darſtellend, iſt über alle Theile der Erde verbreitet, in allen einheimiſch. In der Polarzone des Nordens hauſen die Eskimos, Lappländer und Nordfinnen, deren Verwandte ſich in Aſien bis in die ſalzreichen Steppen herabziehen. In den Tropenlanden finden wir die ſchwarzfarbigen, wollhaarigen Neger und Pa-

puas, in Amerika die mit eigenthümlicher Hautfarbe und Gesichts- und Schädelbildung ausgezeichneten, diesem Erdtheil angehörigen Menschen.

Sämmtliche passive Volksstämme kommen in ihrer geistigen Organisation überein. Sie hängen am Boden, der ihre Heimath ist, sie sind friedfertig, geduldig, zum Gehorsam geneigt, ihre anfänglich mißtrauische Schüchternheit läßt sich leicht in Zutrauen umwandeln, sie sind furchtsam, leichtgläubig, vor Allem aber lieben sie die Ruhe. Gebirge und See bieten ihnen stets Hindernisse, und letztere namentlich ist ihnen eine unüberwindliche Gränze. Die Geschichte kennt keinen größeren Staat, der aus der passiven Rasse ohne Hinzutritt der activen sich gebildet hätte.

Tritt nun aber die active Rasse unter die passive, so entwickeln sich alsbald Erscheinungen, wie sie uns in der Sage von Osiris und Isis und von den Yncas von Peru überliefert worden. Die Vereinigung der activen Rasse mit der passiven läßt sich gar wohl als eine Ehe bezeichnen, aus der die segensreichsten Folgen hervorgehen.

Nähern wir uns nach diesen vorläufigen, einleitenden Bemerkungen dem Gegenstande unserer Betrachtung, dem Antheil, den die Frauen an der Entwickelung der Menschheit genommen, und beginnen wir mit den niederen, uranfänglichen Zuständen.

Die Frauen der paſſiven Raſſe.

Die felſigen Wüſten des ſüdlichen Africa, die jetzt allerdings von europäiſchen Goldſuchern überaus belebten Oeden von Californien und Auſtralien, ſo wie die reiche Südſpitze der americaniſchen Küſte, das ſind die Puncte der Erde, wo die Reiſenden den Menſchen der paſſiven Raſſe auf der tiefſten Stufe der Cultur angetroffen haben.

Wollen wir nun Uranfänge menſchlicher Entwickelung aufſuchen, ſo dürfte dieß wohl am ſicherſten in den Urwäldern, der Wiege und Heimath der Thierwelt, ſtattfinden. Der Urwald war das erſte Erzeugniß der aus den Waſſern emporgehobenen Erdrinde.

Wir finden auch in der That in den Urwäldern von Südamerica, Borneo, Timor und anderen Puncten der heißen Zone Menſchen der paſſiven Raſſe, die in Familien beiſammen leben und ſich vornehmlich mit der Jagd ihr Daſeyn friſten.

Wir ſehen nun auf dieſen Anfangsſtufen der Cultur die Frau als die Magd und Dienerin des ihr an Körper-

kraft überlegenen Mannes. Der Mann erhält gegen einige Früchte oder etwas Wildpret von den Eltern das Mädchen, das er ohne weitere Ceremonie zu ſeiner Frau macht, die ihn fortan auf ſeinen Jagdzügen begleiten, ihm ſeine verſchoſſenen Pfeile ſammeln und das erlegte Wild nachtragen muß. Iſt der Mann ein geſchickter Jäger, ſo hat er wohl zwei und mehr Frauen, die er ſämmtlich in der angedeuteten Weiſe von ihren Eltern ſich erwirbt, ohne um ihre eigene Einwilligung zu fragen. Verletzungen der ehelichen Treue von Seiten der Frau werden mit Prügeln, Feuerbränden, Meſſerſchnitten, ja oft mit dem Tode beſtraft. Ein Botocudenführer ſchnitt ſeiner treuloſen Frau Ohr- und Lippenränder ab.

Das Betragen des Mannes wird rückſichtsvoller gegen die Frau, ſobald ſie Mutter wird. Tritt der Augenblick der Geburt ein, ſo begiebt ſie ſich in ein Walddickicht und gebiert hier, vor dem Mondlicht verborgen und meiſt allein und ohne alle Beihülfe. Den Nabelſtrang trennt ſie mit der Hand oder den Zähnen ab. Dann begiebt ſie ſich in einen Bach, wäſcht ſich und das Kind, und geht nun wie vorher ihren Geſchäften nach. Bei den Corroaden Braſiliens werden Mutter und Kind von den Zauberern, Paje, mit Tabak geräuchert, worauf ſich die Nachbarn zu einem Trinkgelage verſammeln.

Das Kind iſt von nun an ununterbrochen bei der Mutter, die demſelben meiſt bis ins fünfte Jahr die Bruſt

giebt. Sie trägt es in einer ſackartigen Taſche, die an der Stirn der Trägerin befeſtigt iſt, bei ſich und läßt es dann, wenn es kräftiger geworden, auf ihren Schultern reiten. Nachts liegt es in der Hängematte zwiſchen den Eltern. Wenn die Kinder heranwachſen, werden ſie von den Eltern in den ihnen nützlichen Kenntniſſen und Fertigkeiten unterrichtet. Die Mutter nimmt ſich namentlich der Mädchen an, lehrt ſie Baumwolle ſpinnen, drehen und färben und Tragbänder und Taſchen und Schürzen daraus fertigen, die Speiſe bereiten, und was ſonſt ihr einſtiger Beruf iſt. Das erſte Geſchäft der erwachenden Waldindier iſt, ein Bad im Fluſſe zu nehmen; dann nimmt die Mutter ihre kleinen Kinder vor und bemalt ihnen mit großer Sorgfalt das Geſicht. Darauf beſorgen die erwachſenen Töchter die Bemalung der Mutter und übrigen Familienglieder. Nun erſt bekommen die Säuglinge die Bruſt. Dann wird aus Coſſabimehl Brodkuchen von den Weibern gebacken, denen überhaupt die Bereitung der Nahrung, wie das Ausweiden, Abſengen und Röſten am Feuer, obliegt. Auch ſind ſie es, welche den Kawi bereiten, indem ſie Maiskörner, Bataten oder Mandiocca klein kauen und in das Faß ausſpucken, worin dieſe Miſchung einen halben Tag mit Waſſer vermiſcht der Gährung ausgeſetzt wird.

So ſehen wir ſchon auf der niedrigſten Stufe der Cultur die Frauen als die Schmückerinnen der Ihrigen. Nicht minder bemerkenswerth iſt es, daß auch in den Urwäl-

dern, wo die Männer ganz nackt einherſchreiten, die Frauen nie ohne einen Schurz angetroffen werden. Die Mädchen und Weiber der Camacans fertigen aus Baumwollenfäden ſaubere Schürzen, die roth angefärbt ſind und mit baumwollenen Schnuren um die Hüften befeſtigt werden. Nächſtdem verzieren ſie den Hals mit mancherlei Schnuren, an denen Fruchtkerne und dergleichen aufgereiht ſind. So gering nun auch der Waldindier ſeine Frau behandelt, ſo hat ſie doch Antheil an den Feſten, welche z. B. bei Gelegenheit des Einbringens von Jagdbeute gefeiert werden. Sie tritt, freilich in zweiter Reihe, in den Tanz mit ein und darf ſich daran betheiligen. Prinz Maximilian von Wied bemerkte bei den Botocuden ein eigenes Vergnügen. Zehn bis zwölf Weiber ſtürzten ſich mit drei bis vier Männern in das Waſſer und entwickelten hier ſchwimmend einen Ringkampf.

Die wilden, an der Seeküſte lebenden Fiſcher zeigen in ihrem Weſen eine größere Sorgſamkeit, als die Bewohner der Urwälder, da ſie eben zumeiſt der See ihren Lebensunterhalt abringen müſſen. Ihr Geſichtskreis iſt bei Weitem größer, als der des Menſchen der Urwälder.

Indeſſen finden wir auch hier und zwar namentlich in Auſtralien die Frauen auf ſehr niederer Stufe; ſie ſind den rohen Mißhandlungen der Männer preisgegeben, obſchon ſie denſelben andere Mittel entgegenſetzen, als die Indianerinnen. Die Reiſenden haben uns mehrfache Familienſcenen von der auſtraliſchen Küſte geſchildert, aus

denen hervorgeht, daß die auſtraliſchen Frauen, die bei Weitem reizender und lebhafter ſind, als ihre Schweſtern im Urwalde, ihren Männern mit großer Entſchiedenheit entgegentreten und ſogar Scenen aufzuführen verſtehen.

Auch bei den Auſtraliern hat der Mann oft mehrere Frauen, ja auf den Flindersinſeln an der Nordküſte hat man Männer mit zehn Frauen angetroffen. Dort findet auch eine Verlobung und eine ceremoniöſe Zuführung der Braut ſtatt. Es kommen Bewerbungen, aber auch Entführungen vor; ja es iſt erlaubt, daß ſich ein Mann mit der Frau eines anderen verloben kann, auf den Fall, daß der letzere ſtirbt. Dann verlebt die Frau die Trauerzeit bei dem Stamme ihres Vaters, ehe ſie die neue Ehe antritt, wenn ſie nicht früher mit ihrem Verlobten entläuft.

Die Geburten der Auſtralier ſind ebenfalls mit mehr Umſtändlichkeiten verbunden, als die der Waldindier Americas. Bei der Geburt dürfen nur Weiber um die Wöchnerin ſein; die eine gießt derſelben von Zeit zu Zeit kaltes Waſſer auf den Leib, während die andere ihr ein kleines Bändchen um den Hals bindet und mit dem einen Ende deſſelben ihre eigenen Lippen reibt, bis ſie bluten, wodurch der Schmerz gemindert werden ſoll. Nach der Geburt begiebt ſich die Mutter in ein kleines ausgegrabenes Loch.

Die Kinder bleiben möglichſt lange in der Obhut der Mutter, welche die größte Sorgfalt auf die Ausſchmückung derſelben wendet. Sobald auf der Kopfhaut die Haare

hervorkommen, klebt die Mutter Fiſchgräten und Zähne mit Harz darin feſt; ſie ſchmiert die Glieder der Kleinen mit Thran ein und bemalt ſie mit Thon. Stirbt indeſſen die Mutter, ſo wird das kleine Kind ohne Weiteres mit ihr begraben.

Den jungen Leuten, auch den Mädchen, wird nach dem achten Jahre der Naſenknorpel durchbohrt. Eigenthümlich iſt die Sitte der Mädchen, ein oder zwei Glieder des kleinen Fingers der linken Hand abzunehmen, was gemeiniglich ſchon wenige Wochen nach der Geburt ſtattfindet.

Die Frauen Auſtraliens nehmen an der Erwerbung der Nahrungsmittel bei Weitem mehr Antheil, als die in den Urwäldern. Sie gehen Morgens auf den Fiſchfang, ſie fiſchen mit Haken und Leine, tauchen nach Muſcheln, graben Wurzeln und ſtellen kleineren Thieren nach. Wenn eine Familie ſich eine neue Stätte ſucht, ſo müſſen ſie das Meiſte tragen, da der Mann ſich nur mit ſeinen Waffen belaſtet. Dann haben ſie den Bau der allerdings ſehr einfachen, oft nur aus einem Windſchirm beſtehenden Hütte zu beſorgen, die Geräthe und Matten und das Nöthige zu fertigen. An den Tänzen nehmen ſie nur inſofern Theil, als ſie dazu ſingen. Auch in Auſtralien bedecken die Frauen ihre Scham und gehen nicht ſo vollkommen nackt wie die Männer; ſie bemalen ſich nächſtdem ſehr ſorgfältig mit buntem Thon, überlaſſen es jedoch ihren Männern, die

Haut mit zolllangen, über die Hautfläche verbreiteten Narben zu verzieren.

Mehr oder minder ähnlich ist die Stellung der Frauen bei den Peſcherähs, Californiern und Buſchmännern und bei allen den Menſchen paſſiver Raſſe, die nur familienweiſe beiſammen leben.

Eine weitere Entwickelung tritt auch hierin ein, wenn die Familien ſich zu Volksſtämmen vereinigt haben, wie dieß bei den von Fiſchfang und Jagd lebenden americaniſchen Indianern und den Völkern der Polarzone der Fall iſt, wenn ferner die Beſchäftigung der Menſchen mannichfaltiger, das Beſitzthum umfangreicher, die Lebensweiſe aber ſeßhafter wird.

Die Frauen der americaniſchen Jägerſtämme.

Die americaniſchen Indianer lebten ehedem, mit Ausnahme der großen Staaten von Peru und Mexico, durchgängig in mehr oder minder zahlreichen Völkerſtämmen unter Häuptlingen beiſammen. Nach dem Eintritt der Europäer wurden dieſe Stämme, namentlich die des nördlichen America, immer mehr bedrängt, durch Branntwein, Pocken und andere Krankheiten furchtbar decimirt, und nur die ſüdamericaniſchen, vorzugsweiſe durch die Bemühungen der Jeſuiten, zu einer, ihren Anlagen und Bedürfniſſen

entſprechenden Civiliſation gebracht, die mit dem Falle des Ordens zum großen Theil verſchwand, worauf die Stämme in den alten Zuſtand verfielen. Nächſt den Jeſuiten erwarben ſich namentlich in dem holländiſchen und britiſchen Guiana die Herrnhuter nicht unbedeutende Verdienſte um die Indianer.

Betrachten wir die Zuſtände dieſer Stämme, ſo finden wir Jagd und Fiſchfang, d. h. den Erwerb der dem Thierreich entnommenen Nahrung, als die Grundlage des materiellen Lebens. Doch bauen alle dieſe Völker auch das Feld an und erzielen theils Mais, theils Kürbiſſe und nahrhafte Wurzeln, Zuckerrohr und andere Pflanzen.

Die Erwerbung der Nahrung aus dem Thierreiche iſt Aufgabe der Männer, die der Pflanzenkoſt vornehmlich Sache der Frauen, deren ein Mann je nach ſeinem Vermögen ſtets mehrere hat, die jedoch durchaus nicht unauflöslich an ihn gebunden ſind. Auch auf dieſer Culturſtufe hat die Frau noch eine ſehr untergeordnete Rolle, ſie iſt noch die Magd und Dienerin des Mannes, der ſie von den Eltern erwirbt.

BIBLIOTECA VITTORIO EMANUELE ROMA

Die Bewerbung um ein Mädchen geſchieht nicht ohne gewiſſe Förmlichkeiten, namentlich wenn der Bräutigam noch unverheirathet iſt. Bis dahin lebte er bei den Eltern, ohne etwas für die Erhaltung der Familie zu thun oder am öffentlichen Leben, im Krieg und Frieden, Antheil zu nehmen. Das Lebensalter, in welchem die Indianer zur

Ehe ſchreiten, iſt nach den Volksſtämmen verſchieden. Die Charruas ſuchten ſich eine Braut, ſobald ſie ſich als Männer fühlten, die Abiponer dagegen heirathen ſelten vor dem fünfundzwanzigſten Lebensjahre. Nächſtdem iſt zu bemerken, daß bei allen Indianern Verwandte ſich heirathen konnten; ungewöhnlich, wenn auch nicht geſetzlich verboten, war die Ehe zwiſchen Bruder und Schweſter und zwiſchen Eltern und Kindern.

Die americaniſchen Indianer haben in ihrem Weſen etwas überaus Umſtändliches und Würdevolles, eine Eigenſchaft, die ſich auch bei ihren Brautbewerbungen kundgiebt.

Will z. B. ein Arowacke (in Surinam) heirathen, ſo läßt er zuvörderſt unter der Hand mit den Verwandten der Braut unterhandeln, um ſich vor einer abſchlägigen Antwort ſicher zu ſtellen. Iſt er von dieſer Seite ſicher geſtellt, ſo begiebt er ſich zu den Eltern der Braut und erzählt mit vielen Umſchweifen, wie arm er ſei, da er keine Frau habe, worauf der Hausvater eben ſo umſtändlich antwortet. Darauf wird Speiſe aufgetragen und von der Braut dem Bräutigam vorgeſetzt. Wenn er nun ißt, ſo iſt das Geſchäft abgeſchloſſen. Am Abend bindet die Mutter eine Hängematte neben die ihrer Tochter.

Sucht ein Vater für ſeine Tochter einen Mann, ſo läßt er dem dazu Auserſehenen, wenn er ihn beſucht, durch ſeine Tochter Eſſen vorſetzen, und wenn dieſer zulangt, ſo iſt

auch die Ehe als eingegangen zu betrachten. Eine Ablehnung erfolgt ſehr ſelten, da der Vater ſich vorher genau zu erkundigen pflegt.

In den meiſten Fällen kommen aber derartige Bewerbungen gar nicht bei den Arowacken vor, da die Väter für ihre Töchter bereits einen Bräutigam beſorgen, bevor dieſelben völlig erwachſen ſind. Der Vater ſucht für ſeine Tochter gern einen ſchon etwas erwachſenen Mann aus, weil dieſer ihm dann in ſeinen Arbeiten beiſtehen muß. Iſt das Mädchen indeſſen noch zu klein, ſo nimmt der Bräutigam mittlerweile eine andere Frau, meiſt eine Witwe, zu ſich, die ihm meiſt der Schwiegervater ſelbſt anräth oder zuführt, wenn er in ſeiner Familie eine taugliche Perſon hat. Wenn nun die eigentliche Braut mannbar geworden, ſo bleibt die bisherige Interimsgattin im Hauſe, tritt jedoch an die Stelle einer Magd.

Wenn eine Arowacken-Frau Witwe wird, ſo wird ihr von den Verwandten des Mannes der Kopf geſchoren, und ehe das Haar die gehörige Länge hat, darf ſie nicht wieder heirathen. Demnächſt ſteht ihr ſelbſt keine Verfügung über ihre Hand zu, ſondern der nächſte Verwandte des Mannes hat das Recht, ſie zu heirathen, wo ſie denn, wenn er bereits verheirathet iſt, die zweite oder dritte Frau im Hauſe wird. Wenn ein Anderer ſie zur Ehe nehmen will, ſo muß er ſie dem Schwager abkaufen; der Preis iſt eine Flinte, ein Kahn oder eine Eiſenplatte, auf der

das Coſſabibrot gebacken wird. Heirathet ſie Jemand ohne des Schwagers Einwilligung, ſo entſtehen die größten Feindſeligkeiten, die wohl mit Mord und Todtſchlag endigen.

Bemerkenswerth iſt, daß bei den Arowacken der Schwiegerſohn nie das Angeſicht ſeiner Schwiegermutter ſehen darf. Iſt ſie bei ihm in der Hütte, ſo wird eine Scheidewand aufgerichtet, ſo daß ſie einander nicht ſehen können. Reiſet ſie mit ihm in einem Kahn, ſo ſteigt er zuerſt hinein und ſetzt ſich ſo, daß ſie ihm den Rücken zudreht. Begegnen ſich Fahrzeuge auf dem Fluſſe, deren eines die Schwiegermutter, das andere den Schwiegerſohn enthält, ſo legt das erſtere am Ufer an, die Schwiegermutter ſteigt aus, tritt ins Dickicht und wartet, bis der Kahn mit ihrer Tochter Mann vorüber iſt.

Die Geburt führt bei den Arowacken die Beobachtung einiger ſeltſamen Sitten herbei. Wenn eine Frau ein Kind bekommt, ſo darf ihr Mann keinen Baum fällen, keine Flinte losſchießen und kein großes Wild erlegen. Es iſt ihm nur geſtattet, in der Nähe kleine Vögel mit dem Pfeil zu ſchießen und kleine Fiſche zu angeln. Er iſt alſo während dieſer Zeit meiſt zu Haus und liegt, gelangweilt, den ganzen Tag in ſeiner Hängematte. Die Frau ſitzt im Sand an der Erde, da ſie in ihrer Matte das Kind liegen hat. Daher iſt die Sage entſtanden, daß der Mann bei den Arowacken während der Wochenzeit in der Hängematte liege. Die Frauen haben dieſe Sitte unfehlbar deßhalb

eingeführt, damit ſie den Mann in der Nähe behalten und ihnen nicht etwa durch Herbeiſchaffung großer erlegten Stücke Wild zu viel Arbeit entſtehe.

Das Kind erhält die Bruſt, bis ein neues im Anzuge iſt; dann wendet es ſich an die Großmutter, wenn eine ſolche vorhanden iſt. Die Frauen ſuchen ſich daher ihre Milch zu erhalten und laſſen deßhalb auch die jung eingefangenen Affen, ja junge Schweine, unbedenklich ihre Fülle benutzen.

Kinder, welche mißgeſtaltet oder mit fehlerhaften Gliedern zur Welt kommen, laſſen die Arowacken nicht aufwachſen, daher mißgeſtaltete Leute unter ihnen ſelten ſind. Gemeiniglich haben ſie nur drei bis vier Kinder, und eine Arowackin, welche fünf Söhne hatte, war nicht wenig ſtolz auf dieſen ſeltenen Vorzug.

Die große Mannichfaltigkeit der Indianerſprachen Americas iſt bekannt. Bei den Arowacken haben nächſtdem die Frauen gewiſſe Worte, welche nie ein Mann ausſpricht. Der Mann ſagt z. B. anſtatt ja Ehe oder Toſt, die Frau aber Tarc.

Im Hausweſen hat die Frau die Pflicht, auf Geheiß des Mannes dem Gaſte das Eſſen vorzuſetzen und das übriggebliebene wiederum hinwegzunehmen. Die Frauenzimmer eſſen nie mit dem Manne, ſondern ſtets allein in der, durch eine Blätterwand von der Wohnſtätte abgeſonderten Küche. Die Frau begleitet nächſtdem den

Mann auf ſeinen Fahrten, um ihm das Eſſen zu bereiten.

Die Weiber ſind zu Haus ſehr arbeitſam. Sie beſorgen den ganzen Feldbau, ſie pflanzen und ärnten und bereiten Speiſe und Trank. Sie müſſen ſelbſt das Brennholz zum Backen und Kochen und zur Unterhaltung des, Nachts bei den Hängematten brennenden Feuers herbeiſchaffen. Aus dem zarten Baſt der hervorſproſſenden Blätter der Hittapfelpalme fertigen ſie die Schnüre zu ihren Hängematten, aus den Faſern der Aloe zweidrähtige Schnüre. Aus der Baumwolle drehen ſie mit der Spindel ein gutes Garn, aus dem die Karaiben ihre Hängematten fertigen. Dieſe Spindel tragen die Weiber ſtets bei ſich; auch wenn ſie die Kinder in den Trageſäcken bei ſich haben, ſpinnen ſie unterwegs.

Die Arowackenfrauen beſorgen nächſtdem auch die Verfertigung der Töpfe, eine Kunſt, worin ſie es ſo weit gebracht haben, als es ohne Drehſcheibe und Brennofen möglich iſt. Wenn ſie einen Topf anfangen, machen ſie zuerſt aus dem mit Kohlenſtaub gemiſchten Thon eine Platte von vier Zoll Durchmeſſer, dann von demſelben Material kleine fingerdicke Würſte, die ſie an die Grundplatte ankleben und, mit den Fingern knetend und drückend, immer weiter fortführen. Während der Arbeit glätten ſie den etwa trocken werdenden Thon mit einem Steine oder einer Muſchel. So machen ſie verſchiedne Schüſſeln, Fla-

ſchen, Töpfe, letztere von beſonderer Größe. Wenn nun das Geſchirr hinlänglich ausgetrocknet iſt, ſo machen dieſe Töpferinnen eine Vertiefung in den Sand, legen leicht brennliches Holz unter und um den Topf herum und, wenn er ſehr dick iſt, auch etwas hinein. Je nachdem der Topf heiß wird, legen ſie Holz zu und verſtärken die Gluth. Die Glaſur bereiten ſie aus einem Harz, womit ſie den Topf beſtreichen, und das man an einem gelinden Feuer zergehen läßt.

Die Indianerfrauen von Surinam, der Arowacken, Warauen und Karaiben putzen ſich gern, namentlich lieben die erſtgenannten die venetianiſchen Glascorallen, die ſie als Schnüre um den Hals tragen und aus denen ſie gar niedliche Schürzen fertigen, die ſehr geſchmackvolle Muſter zeigen. Die Schürzen ſind von der Größe eines Quartblattes bei den Erwachſenen und liegen dicht am Körper an. Lenden, Ellenbogen und Knie ſind ebenfalls mit Corallenſchnüren möglichſt reichlich umgeben. Die ärmeren Warauenfrauen fertigen dagegen ihre Schürzen aus Papiermaulbeerſtoff, der das Anſehn von gegerbtem Kalbleder hat. Die Karaibenfrauen tragen aus blauem Kattun kurze, den halben Schenkel bedeckende Beinkleider.

Die Karaiben- und Warauenfrauen haben in dem durchbohrten Ohrlappen ein großes Stück Kork, worin ſie ihre Nähnadeln aufbewahren.

Die Feſte, wozu ſich die Männer möglichſt bunt be-

malen, werden durch Trunk und Tanz verherrlicht. Die Frauen ſpielen dabei eine untergeordnete Rolle; ſie haben das Amt, zwiſchen jedem Tanze den Männern den berauſchenden Baiwar zu bringen. Treten die Weiber in die Reihe der Tänzer ein, ſo umſchlingt ein jeder Mann eine Frau mit einem Arm um den Leib und ſchwenkt ſie tüchtig im Halbcirkel umher. Die Weiber trinken bei ſolchen Feſten nur wenig, damit ſie, wenn die Männer in der Trunkenheit Händel anfangen, Friede zu ſtiften im Stande bleiben.

Indeſſen ſcheinen die Frauen großen Werth auf dieſe Theilnahme an den Feſten der Männer zu legen, da ſie ſich auch zu ſolchen einfinden, wo die Bewillkommung in Peitſchenhieben beſteht. Die Familie eines Verſtorbenen veranſtaltet einige Zeit nach ſeinem Tode ein Trinkfeſt. Die Theilnehmer ſtellen ſich, mit Peitſchen bewaffnet, in zwei Reihen auf und ſchlagen damit jeden Ankommenden um die Waden. Gewöhnlich geſchieht dieß nur den Männern; bezeigen indeſſen die Frauen Luſt dazu, ſo erhalten auch dieſe ihre Hiebe, theilen deren aus und nehmen am Trinken Antheil.

Endlich iſt noch zu bemerken, daß die Frauen, namentlich die älteren, die Trägerinnen und Fortpflanzerinnen der religiöſen Sagen ſind, von denen jedoch die herrnhutiſchen Berichterſtatter leider zu wenig mitgetheilt haben.

Aehnliche Sitten fanden die älteren Reiſenden bei den Karaiben. Bei dieſen war es Sitte, daß der junge heirathsluſtige Mann ſich ohne große Umſtände eine oder mehrere ſeiner Nichten zur Frau nahm; jeder ſeiner Frauen mußte er eine eigene Hütte bauen. In alter Zeit, wo die Karaiben mit ihren Nachbarn noch Seekriege führten, machte der Feldherr nach der glücklichen Rückkehr aus dem Kampfe den Erfolg und Verlauf der Unternehmung bekannt. Bei dieſer Gelegenheit hob er die Heldenthaten der jungen Krieger hervor. Da kam es denn oft vor, daß Familienväter ihre heirathsfähigen Töchter den jungen Helden zu Gattinnen anboten. Ging der junge Ehemann nochmals in den Krieg und kehrte er mit Ehren daraus zurück, ſo konnte er abermals eine Frau nehmen.

Vor der Verheirathung hatten die jungen Karaiben keinen Verkehr mit den Mädchen. Ehebruch war unerhört bei ihnen vor der Ankunft der Europäer. Seitdem dieß der Fall, ſchafft ſich der beleidigte Ehemann ſelbſt Recht und erſchlägt die Treuloſe, deren Tod er ſodann ſeinem Schwiegervater anzeigt. (Davies, hist. of the Caribby Islands S. 332.)

Die alten Tupinambos in Braſilien, über die uns der Bericht des Franzoſen Lery aus dem 16. Jahrhundert vorliegt, hatten ähnliche Gebräuche. Ceremonien fanden bei der Vermählung nicht ſtatt. Jeder Mann konnte ſo viele Frauen nehmen, als er wollte und zu ernähren vermochte;

ja man hielt den, der viele Frauen hatte, für achtbarer und beherzter, als andere. Die Frauen lebten aber in Frieden und Eintracht beisammen und verrichteten die häuslichen Geschäfte, das Spinnen der Baumwolle, das Flechten der Hängematten, die Bestellung des Bodens, die Pflanzung und Ernte, die Bereitung der Nahrung, gemeinsam. Treulose Frauen waren vor Ankunft der Europäer selten, sie wurden von dem Hausherrn entweder mit dem Tode bestraft oder mit Schimpf und Schande fortgejagt. Gegen unverheirathete Mädchen war man desto nachsichtiger, ja man gab dieselben sogar besuchenden Fremden zu Schlafgenossinnen. Diese Tupinambos waren überhaupt sehr rücksichtsvoll gegen die Gäste, nahmen sie höflich bei sich auf und ließen sie durch ihre Frauen bewillkommnen. Nachdem der Hauswirth den Gast gefragt, wie er heiße, und ihn ersucht hat, in der Hängematte Platz zu nehmen, erscheinen die Frauen, umgeben die Matte, setzen sich auf die Erde, legen die Hände auf die Augen und sagen weinend: Du hast so viele Mühe auf dich genommen, um zu uns zu kommen. Du bist ein guter, tapferer Mann, du bringst uns so schöne Sachen! Der Anstand erfordert, daß der Gast gleichfalls sich gerührt zeige und Belobendes erwidere. Der Wirth, der bisher theilnahmlos zur Seite gesessen, tritt nun auch heran, erkundigt sich nach den Wünschen des Fremden und läßt dann durch die Frauen Speise und Trank aus seinen Vorräthen auftragen.

Unter den ſüdamericaniſchen Indianern zeichneten ſich die von Paraguay in ſittlicher Hinſicht vor allen anderen vortheilhaft aus. Der treffliche Berichterſtatter Martin Dobritzhoffer, der achtzehn Jahre bei den Abiponern lebte, erzählt, daß ſie die Kinder, Knaben wie Mädchen, hart erziehen, daß geſchlechtliche Verirrungen unter den jungen Leuten niemals vorkommen, wie denn überhaupt die ganze Nation überaus ehrbar und würdevoll daſtehe. Nicht wenige Spanierinnen, die in der Blüthe ihres Alters und ihrer Reize im Kriege von den Abiponern gefangen wurden, kehrten nach vielen Jahren unverſehrt aus ihrer Gefangenſchaft zu den Ihrigen zurück und verſicherten öffentlich, wie im Beichtſtuhle, daß ihre Ehre nirgends beſſer, als bei den Abiponern verwahrt geweſen wäre.

Die Ehen werden bei den Abiponern erſt ſpät geſchloſſen, wenn ſie das zwanzigſte Lebensjahr hinter ſich haben. Der heirathluſtige junge Mann begiebt ſich zu den Eltern ſeiner Erwählten, um zunächſt über den Preis ſich zu vereinigen, den er ihnen für die Ueberlaſſung derſelben geben ſoll. Dieſer beſteht meiſt in vier oder mehrern Pferden, Glascorallen oder Muſchelſchnüren, einem Poncho oder einer wollenen bunten Decke, in deren Mitte ein Schlitz, um als bruſt- und rückendeckender Mantel zu dienen, einer Lanze und anderen nutzbaren Gegenſtänden. Iſt nun aber auch der Bräutigam mit den Eltern einig, ſo hält es oft ſehr ſchwer, die Braut zur Abſchließung der Ehe zu ver-

mögen. Gar oft entflieht ſie in die Wälder und hält ſich dort tagelang verborgen. Iſt endlich die Sprödigkeit der Braut bezwungen, ſo wird ſie mit einem gewiſſen Gepränge in die Hütte ihres Gatten geführt. Acht Mädchen halten mit aufgehobenen Armen ein ausgeſpanntes zierliches Kleid wie einen Baldachin in die Höhe. Darunter ſchreitet die Braut mit niedergeſchlagenen Augen ſtill und ſchamhaft zwiſchen der Menge der Zuſchauer. Der junge Mann empfängt ſie herzlich und freundlich grüßend. Darauf wird ſie, wie ſie gekommen, in die väterliche Hütte zurückgeführt. Aus dieſer trägt ſie nun in einem zweiten und dritten Zug die Calebaſſen, Töpfe, Spindeln und das übrige für ihre künftigen Arbeiten nothwendige Geräth unter dem Baldachin in die Hütte ihres Mannes. Dort verweilt ſie aber auch die nächſte Zeit nie lange, ſie übernachtet nicht in derſelben, der Mann muß in die Hütte ihrer Eltern kommen, um dort zu eſſen und zu ſchlafen. Dieß dauert ſo lange, bis die junge Frau Mutter geworden iſt.

Bei den Abiponern war die Vielweiberei ſelten, gewöhnlich iſt es, daß der Mann, der mehrere Weiber hat, einer jeden derſelben eine beſondere Hütte baut, die meilenweit von der der anderen Frauen entlegen iſt. Die Ehen der Abiponer waren indeſſen nichts weniger als unauflöslich. Der Mann iſt unumſchränkter Herr der Frau, und wenn er derſelben überdrüſſig iſt, ſo kann er ſie fort-

ſchicken. Reizt ihn eine andere, ſo entläßt er die erſte, weil ſie älter geworden, auch wenn ſie ſonſt arbeitſam, treu und verdienſtvoll geweſen. Es kommt vor, daß, wenn die Verſtoßene hübſch iſt, ſie alsbald einen neuen Ehemann findet. Außerdem kehrt ſie zu ihrer Familie zurück. Es geſchieht wohl, daß die Verſtoßung einer Frau den Unwillen erregt und daß daraus bei den Trinkgelagen blutige Raufereien entſtehen.

Eine Folge dieſer unſicheren Stellung des weiblichen Geſchlechts bei ſämmtlichen ſüdamericaniſchen Indianern iſt der häufig vorkommende Kindermord. Eine Indianerin ſäugt ihr Kind gemeiniglich drei Jahre und hält ſich während dieſer Zeit entfernt vom Manne, der ſich nun nach einer anderen Frau umſieht. Um alſo der Gefahr, verſtoßen zu werden, zu entgehen, tödtet ſie das Kind gleich nach der Geburt. Die Frauen der Guanas tödten indeſſen nur die Mädchen, indem ſie dieſelben, ſo wie ſie das Licht der Welt erblickt haben, lebendig begraben. Sie thun dies, nach Azara, um ihrem Geſchlecht ein beſſeres Loos zu bereiten.

Die Ehen werden bei den Abiponern ſehr ſtreng gehalten, und Ehebruch war ſehr ſelten bei ihnen; es wurde aber auch, wenn er vorkam, von dem beleidigten Manne die furchtbarſte Rache genommen.

Im Weſentlichen finden wir dieſelben Erſcheinungen auch bei den nordamericaniſchen Indianern. Die Ehe wird

meiſt von den beiderſeitigen Eltern abgeſchloſſen. Die Mutter des Bräutigams kommt mit einer Wildkeule in die Hütte der Brauteltern und erzählt, daß ihr Sohn ein glücklicher Jäger ſei, die Mutter der Braut bringt eine Schüſſel mit Früchten, welche ihre Tochter gezogen, und ſo ſucht man die Ehe zu ſtiften. Elternloſe junge Männer wenden ſich an das Mädchen, fragen ſie oder legen ihre beiden Zeigefinger neben einander und werden ſo einig. Bei einigen Stämmen beginnt die Ehe ohne alle Ceremonien, bei anderen finden beſondere Gebräuche ſtatt; der Chippewäer muß ſeine Braut beſchenken, bei der Hochzeit wird getanzt. Die Verwandten beſchenken das Paar. Bei den Nadoweſſiern diente der Bräutigam ein Jahr ſeinem Schwiegervater als Knecht, und die Vermählung fand vor den Häuptlingen ſtatt. Der Bräutigam trug ſodann ſeine Braut auf ſeinem Rücken in ſeine Hütte, worauf ein ſtattliches Mal daſelbſt erfolgte.

Die Ehen der nordamericaniſchen Indianer werden nicht auf Lebenszeit geſchloſſen. Beide Theile können ſich trennen, wenn es einem derſelben beliebt. Jedoch ſind ſolche Trennungen ſelten, zumal wenn die Frau Kinder hat. Im Allgemeinen ſucht der junge Ehemann ſeiner Gattin Liebe weniger durch Worte als durch allerlei Aufmerkſamkeiten zu erwecken und erwirbt ſich dadurch das Lob ſeines Stammes. Aeltere Männer haben oft mehrere Frauen.

Uebrigens liegt den nordamericaniſchen, wie den ſüdlichen Indianerfrauen die Sorge für das geſammte Hausweſen, ſowie die Bearbeitung des Feldes ob. Der Mann ſorgt nur für ſeine Waffen und die Herbeiſchaffung des zur Nahrung nothwendigen Wildprets.

Die Männer ſind eiferſüchtig und beſtrafen die Untreue der Frau mit Prügeln und Fortjagen, ja ſie beißen ihr zum Zeichen der Schmach die Naſe ab. Vor Ankunft der Europäer ſoll auch hier Treuloſigkeit nur höchſt ſelten vorgekommen ſein, und noch jetzt iſt ſie bei den Stämmen am häufigſten, die am meiſten mit den Europäern in Berührung ſtehen.

In ſeltſamen Widerſpruche mit den urſprünglich ſo ſtrengen Sitten der nordamericaniſchen Indianer ſteht der Gebrauch, daß ſie beſuchenden Gäſten Frauen und Töchter überlaſſen und daß bei gewiſſen Feſten den anweſenden Kriegern eine Frau ſich hingiebt, eine Sitte, die auch in Braſilien vorkommt. Neueren Urſprungs ſind wohl auch die galanten Abenteuer der Miſſourindianer. Die jungen Männer ziehen Abends bis ſpät in die Nacht in den Dörfern umher und verſuchen bei Frauen und Mädchen ihr Glück. Sie tragen dann eigens geformte Stöcke, an denen ſie die Anzahl der von ihnen beſiegten Schönen andeuten.

In den Gegenden am Miſſiſippi, in Louiſiana wohnten vor hundert Jahren die Stämme der Taſkiken, Outa-

ſchepen, Tonicas, Kawigtas, Abekas, Talapuſchen, Conſchaki und Pakanen, die zuſammen etwa 4000 Krieger ſtellten und bei denen der Ackerbau ſchon mehr ausgebildet war, obſchon Jagd und Fiſchfang die Grundlage des Lebens bildete.

Bei dieſen Völkern genoſſen die Mädchen einer großen Freiheit, ſo daß ſie mit Reiſenden Verbindungen auf eine oder zwei Nächte eingingen und ganz unabhängig lebten. Doch verſichern die Berichterſtatter, namentlich Boſſu, daß die Mädchen dieſe Freiheit nicht mißbrauchten.

Mit der Verheirathung, die ohne Ceremonien geſchloſſen wurde, hatte dieſes ungebundene Leben ein Ende.

Der angehende Ehemann brachte dem Vater ſeiner Braut Geſchenke an Pelzwerk und Lebensmitteln und verlangte ſo deſſen Einwilligung. Darauf wurde ein Schmaus gegeben, wozu das ganze Dorf eingeladen wärd. Nach der Mahlzeit wurde getanzt, wobei die Thaten der Vorfahren des jungen Ehepaares beſungen wurden. Am folgenden Tage führte der Dorfälteſte die junge Frau den Verwandten ihres Mannes zu.

Die Ehen wurden von dieſen Volksſtämmen ſehr ſtreng gehalten; in der Regel nahm der Mann nur eine Frau, obſchon er die Freiheit hatte, deren mehrere zu heirathen. Ehebruch und Trennung der Ehe waren ſelten. Die gelindeſte Strafe war Fortſchickung der Frau. In dieſem Fall behielt der Mann die Knaben, die Frau die

Mädchen. Der Mann konnte nun ſogleich wieder heirathen, die Frau aber mußte ein Jahr lang warten, ehe ſie eine neue Ehe eingehen durfte. Der Mann konnte auch die Verſtoßene wiedernehmen.

Auch bei dieſen Stämmen war die Beſorgung der geſammten Haus- und Feldwirthſchaft Sache der Frauen; vor Allem lag ihnen ob, dem Manne das Eſſen zu bereiten, das erlegte Wild abzuhäuten, die Felle zu gerben und Schuhe daraus zu fertigen, aus dem Biſonhaar Geflechte zu liefern, Gefäße und Körbe zu flechten u. dergl. Sie waren ſehr geſchickt in allen dieſen Arbeiten und überaus arbeitſam.

Dieſes ſeßhafte Leben mehrerer Stämme in einem gemäßigten Klima hatte die Folge, daß ſich auch das öffentliche Leben bereits mehr entwickelte, ja daß auch die Ehe gewiſſermaßen unter dem Schutze der geſammten Gemeinde ſtand.

Wenn der Mann die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ſeine Frau ihm treulos und demnach unwürdig iſt, ſeine Gattin zu bleiben, ſo begiebt er ſich zum Häuptling ſeines Stammes und theilt ihm dieſen Fall mit. Dieſer ſendet in aller Stille Leute aus und läßt Ruthen ſchneiden, dann aber ein Tanzfeſt anſagen, wozu ſie die ganze Gemeinde, auch Jünglinge und Mädchen, verſammeln. Mitten im Tanze wird die beſchuldigte Frau ergriffen, zu Boden geworfen und ſchonungslos mit den Ruthen auf

Rücken und Leib gepeitſcht. Ebenſo wird mit ihrem Verführer verfahren. Nachdem dies zur Genüge geſchehen, tritt von jeder Seite ein Verwandter herzu und hält einen Stock zwiſchen die Schlagenden und die Verbrecher. Nun naht ſich der Mann der Frau, ſchneidet ihren ſchönſten und werthvollſten Schmuck, ihre langen Haare, ab, ſtellt ihr in einer beſondern Rede ihr Unrecht vor und ſagt ihr, daß ſie mit ihrem Liebhaber nun hingehen könne, wohin ſie wolle. Dieſem wird ebenfalls das über die Stirn ins Geſicht hängende Haar abgeſchnitten und ihm dann die entſtellte Frau übergeben. Beide müſſen das Dorf meiden.

Wenn eine Frau den Mann einer anderen verführt, ſo verſammeln ſich ſämmtliche Weiber mit armlangen Stöcken, ſuchen die Strafbare auf und zerbläuen ſie ohne Erbarmen, was den jungen Leuten eine beſondere Beluſtigung gewährt.

Wir ſehen alſo auf dieſen Culturſtufen und bei der Lebensart des Jägers, die den Mann oft nöthigt, in größerer Entfernung das zur weſentlichen Nahrung dienende Wild aufzuſuchen, die Frau als die eigentliche Vorſteherin und Pflegerin der geſammten Habe; dieſe, ſowie die Kinder, ſind die eigentlichſten Quellen ihrer Freuden; wenn wir die überaus ſaubern und niedlichen Stickereien betrachten, welche die nordamericaniſchen Indianerfrauen mit Stachelſchweinkielen und Glasperlchen auf Wildhaut, Birkenrinde,

europäiſchen Sammt und dergleichen Stoffen ausführen, oder die überaus nett geflochtenen Taſchen und Körbchen der Arowaken, ſo leuchtet uns daraus eine Freude an der Arbeit hervor, die die Verfertigerinnen unfehlbar beglückt hat. Dieſe Freude, ſowie die an den heranwachſenden Kindern ſind die Lichtpunkte in dem allerdings nach Außen mit ſehr engen Schranken umgebenen Lebens der americaniſchen Indianerinnen. Im Allgemeinen ſind alle dieſe Indianer überaus ruhiger Gemüthsart; die öfteren unvermeidlichen Streitigkeiten der Stämme und die daraus erwachſenden Fehden und gegenſeitigen Ueberfälle ſind Sache der Männer. Bei den Trinkgelagen kommt es unter den Männern zuweilen zu Thätlichkeiten, dann treten die Frauen als Vermittlerinnen und Friedensſtifterinnen auf.

Wir finden alſo unter den americaniſchen Indianerſtämmen die Frau als die Gefährtin des Mannes, als die Pflegerin der Habe, die Erzieherin der Kinder und deren Lehrerin, dann vielfach beſchäftigt mit häuslichen Arbeiten, und als dasjenige Weſen, das mit Geduld und Sanftmuth den rauhen Sinn der Männer mildert und ſühnet.

Die Bedürfniſſe des Lebens ſind bei den Jägervölkern, die nebenbei durch Feldbau ihren Lebensunterhalt ſichern, gleichmäßiger vertheilt als bei denen, die ausſchließlich Viehzucht oder Ackerbau treiben. Es giebt keinen grellen Unterſchied im Beſitzthum, keine Reichen neben Bettelarmen, auch ſind die Mitglieder eines Stammes zu gegenſeitiger

Aushülfe immer geneigt. Alle Frauen haben ein und daſſelbe Loos, und ſo kommt es bei ihnen auf dieſen Stufen der Cultur weniger zu Vergleichungen, die meiſt die Quelle der Unzufriedenheit und zu Klagen werden, mit denen namentlich der Europäer ſein Leben ſich verbittert.

Die Frauen der polariſchen Fiſcherſtämme,

namentlich der an der See wohnenden Eskimos und Grönländer, haben dagegen ſcheinbar ein bei Weitem härteres Geſchick zu ertragen. Indeſſen haben ſie eine glückliche Gemüthsart, ſie ſind nicht lebhaft, am wenigſten luſtig und ausſchweifend, aber doch aufgeräumt, freundlich und leutſelig, für das Künftige unbekümmert, zufrieden, ja ſogar ſtolz auf ihre Zuſtände und anhänglich an ihr rauhes Vaterland. Dabei ſind ſie immer beſchäftigt, wenn ſie auch nicht eben große Ausdauer in der Arbeit haben und in ihren Beſchäftigungen die Abwechſelung lieben. Ihre Neigungen und Gemüthsbewegungen verſtehen ſie meiſterhaft zu verbergen; ihr Benehmen unter einander und Fremden gegenüber iſt äußerſt ehrbar. Gar beſcheiden iſt die Jugend, Mädchen und Jünglinge halten ſich in gegenſeitiger Entfernung, und gefallene Dirnen kommen niemals vor. Schamloſe und unanſtändige Worte oder Anſpielungen hört man nie bei den Grönländern.

Den Lebensunterhalt bietet dieſen Stämmen zumeiſt die See, denn in ihrem Breitegrade halten Landſäugethiere und Vögel nur vorübergehend ſich auf, und die Pflanzenwelt gewährt ihnen außer wenigen Beeren und Löffelkraut keine Nahrungsſtoffe.

Die eigentliche Nahrung muß daher der Mann aus der See herbeiſchaffen; die Frau bearbeitet ſodann aus dem vorhandenen Stoff die Nahrung, die Kleidung, das Hausgeräth, die Fahrzeuge, ja den weſentlichſten Theil der Wohnſtätte, da der Mann außer ſeinen Jagdwaffen und dem Dachſparrwerk der Winterhütte nichts anfertigt, ſondern lediglich der Waſſerjagd obliegt. Die Frauen ſchlachten, kochen, gerben die Felle der Seehunde und machen daraus Kleider, Schuhe, Stiefeln, Ueberzüge der Boote, Tapeten und Vorhänge. Sie verrichten dies Alles mit wenigen Werkzeugen, die ſie ehedem aus Stein und Knochen machten; jetzt erhalten ſie Metallmeſſer und Nadeln durch die Europäer, durch die ſie auch Woll- und Linnenſtoffe bekommen, welche ſie zu den Sommerkleidern verwenden.

Die grönländiſchen Mädchen wachſen bis zu ihrer, gemeiniglich im zwanzigſten Lebensjahre erfolgenden Verheirathung bei der Mutter auf. Von da an iſt ihr Leben eine Kette von Furcht, Elend und Jammer. Stirbt der Vater, ſo erben ſie nichts und müſſen um die Nahrung bei andern Leuten dienen. Dabei fehlt es ihnen an rein-

lichen Kleidern. Wenn ſie dieſe nicht haben und ſich ſonſt nicht durch Schönheit oder große Geſchicklichkeit auszeichnen, ſo bekommen ſie keinen Mann. Findet ſich ein Mann, wobei von ihrer Seite keine Wahl ſtattfinden kann, ſo ſchweben ſie die erſten Jahre, zumal wenn ſie nicht Mütter werden, in ſteter Furcht verſtoßen zu werden. Geſchieht dies, ſo verlieren ſie alle Achtung, müſſen abermals dienen und mit ſchmachvollem Gewinn ihr Leben friſten. Behält ſie der Mann, ſo müſſen ſie der Schwiegermutter als gemeine Magd dienen und ſich wohl noch eine oder mehrere Nebenfrauen gefallen laſſen. Wenn der Mann ſtirbt, ſo bekommt die Frau nur das heraus, was ſie mit in die Wirthſchaft gebracht hat, und muß ihrer Kinder wegen bei anderen Leuten in Dienſte treten. Hat ſie erwachſene Söhne, ſo hat ſie allerdings ein ſehr glückliches Loos, denn nun kann ſie die Wirthſchaft ganz nach ihrem Belieben einrichten. Wird nun aber eine Frau ſehr alt, ſo hält man ſie für eine Zauberin, und ſie hat nichts dawider, da ihr dieſes Amt doch etwas einbringt. Zuletzt wird ſie indeß, wenn man ihr zutraut, daß ſie Jemandem ein Uebel zugezaubert, gewöhnlich geſteinigt, in die See geſtürzt und zerſchnitten, oder, wenn ſie ſich und Andern zur Laſt wird, lebendig begraben. Im Allgemeinen werden bei den Grönländern die Frauen älter als die Männer, da ſie weniger harte Arbeit haben, weniger dem Wechſel der Witterung und Gefahren ausgeſetzt ſind.

Digitized by Google

Das iſt das Loos der Frauen bei den Grönländern, wie ein bewährter Berichterſtatter, David Crauz, daſſelbe vor einem Jahrhundert beobachtete. Es iſt dem eines großen Theils des weiblichen Geſchlechts von Mitteleuropa ähnlicher, als man glauben möchte, nur daß dort in der Polarzone die berauſchenden, wenn auch raſch vorübergehenden Glanzpunkte fehlen.

Es verlohnt ſich wohl der Mühe, das Frauenleben der Grönländer näher zu betrachten. Wir werden finden, daß es trotz aller Rauheit des Klima's bei Weitem reicher iſt als das der americaniſchen Indianerinnen.

Der junge Grönländer, der heirathen will, theilt ſeinen Wunſch zunächſt ſeinen Eltern und nächſten Verwandten mit und nennt ihnen das Mädchen ſeiner Wahl. Er ſieht dabei vornehmlich auf Geſchicklichkeit in der Haushaltung, denn die Braut bekommt nur ihre Kleider, ihr Meſſer und ihre Lampe und auch davon nicht immer Alles mit; von einer Heirath nach Vermögen kann hier alſo keine Rede ſein. Die Eltern, die gewohnt ſind, den Kindern, namentlich aber den Söhnen, vollkommen freien Willen zu laſſen, willigen ſofort ein. Nun ſendet die Familie ein Paar alte Weiber an die Brauteltern, welche mit großen Lobeserhebungen und Umſchweifen die Familie des Bräutigams und vor Allem dieſen ſelbſt als einen geſchickten Jäger rühmen müſſen. Das Mädchen läuft nun fort und reißt ſich den Haarzopf auseinander. Ja einige

rennen in die Wüſte hinaus und ſchneiden ſich, um gegen fernere Anträge ganz ſicher zu ſein, die Haare ganz ab. Mittlerweile geben die Eltern ihre Einwilligung. Die Weiber ſuchen die Entflohene auf und ſchleppen ſie mit Gewalt in das Haus des Freiers. Hier ſitzt ſie nun mehrere Tage mit aufgelöſten Haaren, traurig und ohne Nahrung zu ſich zu nehmen. Endlich wird ſie, wenn freundlicher Zuſpruch gar nichts fruchtet, mit Gewalt, ja Rippenſtößen genöthigt, ihren bisherigen Stand aufzugeben. Läuft ſie fort, ſo holt man ſie wieder.

Außerdem kommt es aber auch vor, daß Eltern ihre Kinder ſchon in früher Jugend mit einander verloben, auch ein Pfand darauf geben. In dieſem Falle findet die Vermählung weniger gewaltſam ſtatt. Zuweilen holt ſich ein bereits verheiratheter Grönländer noch eine Frau mit Gewalt, wenn er ſie allein wo antrifft. Doch meldet der erwähnte Berichterſtatter, daß von zwanzig Grönländern kaum einer mehr als eine Frau habe, was meiſt nur dann vorkommt, wenn die erſte Gattin keinen Sohn zur Welt bringt.

Die Ehe iſt bei den Grönländern ebenſo leicht löslich, wie bei den americaniſchen Indianerſtämmen, zumal wenn keine Kinder ein feſteres Band geben. Der Mann der ſeiner kinderloſen Frau überdrüſſig iſt, ſieht dieſelbe unfreundlich an, fährt aus und kommt in einigen Tagen nicht nach Hauſe. Die Frau packt nun ihre Sachen zu-

ſammen und zieht zu ihren Freunden, befleißigt ſich nun aber deſto beſſerer Aufführung, um dem ehemaligen Gatten deſto mehr Verdruß und üble Nachrede zu verurſachen.

Manchmal läuft aber auch eine Frau davon, wenn ſie ſich mit den andern Frauen im Hauſe, der Schwiegermutter, der Nebenfrau, nicht vertragen kann.

Wo indeſſen Kinder, vor Allem Söhne, die ſicherſte Stütze der Mütter in alten Tagen, vorhanden ſind, da kommen ſolche Trennungen der Ehe nicht vor, ebenſo wenig unter ältern Eheleuten.

Der Tod der einzigen Frau verſetzt den Mann in tiefſte Trauer, er ſchmückt ſein Haus und ſein Geräthe aufs Beſte und enthält ſich lange Zeit aller fröhlichen Geſellſchaft. Vor Ablauf eines Jahres ſchreitet er nicht zu einer neuen Heirath. Stirbt die rechte Frau, ſo tritt die Nebenfrau an ihre Stelle, die nun auch den Kindern ihrer Vorgängerin die größte Zärtlichkeit zuwendet.

Geſchwiſter, Geſchwiſterkinder, ja ſogar zwei fremde Leute, die aber als adoptirte Kinder in einem Hauſe zuſammen erzogen wurden, heirathen ſich nicht. Wohl aber kommt es vor, daß ein Mann zwei leibliche Schweſtern oder die Mutter und die ihm von ihr zugebrachte Tochter heirathet.

Die Grönländerinnen ſind nicht ſehr fruchtbar und haben ſelten mehr als drei bis vier Kinder, die ſie überaus zärtlich lieben. Sie tragen ſie überall, ſogar bei der Arbeit in

ihrem Kleide auf dem Rücken mit ſich herum und ſäugen ſie bis ins dritte und vierte Jahr. Die Mädchen helfen ein Kind warten und Waſſer holen, ſonſt thun ſie bis ins 14. Jahr nichts als plaudern, ſingen und tanzen. Von da an werden ſie von der Mutter im Nähen, Kochen, Gerben, im Rudern des Weiberbootes und im Bau des Hauſes unterrichtet.

Kinderloſe Eheleute nehmen verwaiſte Knaben und Mädchen gern an Kindes Statt an, die dann ganz wie eigene gehalten werden.

Ein trauriges Loos haben die Wittwen, die bei dem Tode des Mannes keine erwachſenen Söhne beſitzen. Während die Wittwe im bittern Schmerze, wie außer ſich, mit den Kindern neben der Leiche des Mannes am Boden liegt, kommen die Nachbarn ihr Beileid zu bezeigen, nehmen aber auch ein Stück nach dem andern von den Geräthſchaften und Habſeligkeiten des Mannes mit ſich heimlich fort. Die Wittwe wendet ſich nun zu dem, der ihr das Meiſte genommen hat, und dieſer behält ſie einige Zeit, ſucht ihrer aber doch ſobald als möglich wieder los zu werden, daher denn genug Wittwen mit ihren Kindern elend umkommen.

Die Grönländerinnen ſind gleich ihren ſüdlichen americaniſchen Schweſtern vortreffliche Hauswirthinnen; ſie fertigen vorzügliche Lederarbeiten, die ſich namentlich durch ihre mit Rennthierſehne überaus ſauber ausgeführten dauerhaften Nähte auszeichnen; aus Vogelpelzen nähen ſie Unterkleider,

aus den Därmen der Fiſche Ueberzüge. Ihre Speiſen ſind für den Europäer allerdings beſonders durch die Umgebung ekelhaft, allein gar mannichfaltig. Die Winterhütten, die die Frauen aus Stein und Raſen aufmauern und wozu der Mann nur das Treibholz für die Dachſparren liefert, tapezieren ſie mit Seehundfellen; ſie fertigen ferner aus Leder zierlich ausgenähte Säcke, in denen Kleider und kleine Geräthe aufbewahrt werden, demnächſt haben ſie auf Reiſen das mehrere Perſonen faſſende Frauenboot zu rudern.

Die Grönländerinnen eſſen niemals mit den Männern zuſammen, ſondern ſtets erſt dann, wenn dieſe ihren Hunger befriedigt haben. Da ſie jedoch alle Vorräthe unter ſich halten und die Speiſe bereiten, ſo ſorgen ſie ſchon für ſich und ihre Kinder. Es iſt ihre größte Luſt, dieſe ſo voll als nur immer möglich zu füttern.

In der Tracht unterſcheiden ſich die Frauen vornehmlich dadurch, daß ihr mit der Kapuze verſehenes Oberkleid etwas länger iſt als das der Männer, ſo daß daſſelbe einige Aehnlichkeit mit dem europäiſchen Frack gewinnt. Demnächſt ſchneiden ſie nicht, gleich den Männern, ihr Haar ab. Sie binden daſſelbe zweimal über dem Kopf zuſammen, ſo daß über dem Scheitel zwei Zöpfe anliegen, die zuweilen auch mit Glaskorallen oder einem ſchönen Bande geſchmückt ſind. Demnächſt zeichnen ſie ſich vor den Männern durch eine Art Tättowirung am Kinn, an

den Wangen und an Händen und Füßen aus. Dieſer Zierrath wird dadurch hervorgebracht, daß ein mit Ruß geſchwärzter Faden unter der Haut hingezogen wird. Dieſe ziemlich ſchmerzhafte Operation verrichtet die Mutter ſchon in zarter Kindheit an der Tochter, da dieſe ohne dieſe Verſchönerung nur ſchwer an den Mann zu bringen ſein dürfte. Endlich tragen Mädchen und Frauen in den Ohren, um Hals und Arme, auf dem Saum der Kleider und Schuhe allerlei Glaskorallen. Sie tauſchen nächſtdem von den Europäern bunte Tücher ein, die ſie beſonders gern um den Kopf binden.

Die religiöſen Begriffe einer Nation ſind immer der Wiederſchein der im irdiſchen Leben vorkommenden Anſichten und Neigungen. Alte Grönländerinnen ſuchen als Aerztinnen und Zauberinnen ſich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, obſchon dies, wie bereits erwähnt, ein übles und gefahrvolles Handwerk iſt. Und ſo erſcheint denn in der verworrenen Mythologie der Grönländer neben dem großen guten Geiſt Torngarſuk, männlichen Geſchlechts ein nicht minder großer, aber böſer Geiſt weiblichen Geſchlechts, doch ohne Namen, der von einigen als die Mutter, von andern als die Gattin des erſtern bezeichnet wird. Dieſe Frau wohnt unter dem Meer in einem großen Hauſe, worinnen ſie alle Seethiere gefangen zu halten wohl im Stande iſt. In der Thranbütte, die unter ihrer Lampe ſteht, ſchwimmen die Seevögel umher. Beißige

Seehunde halten aufrechtſtehend an ihrer Hausthür Wache. Wenn Mangel an Seethieren iſt, reiſen die Zauberer zu ihr und beſtrafen ſie.

Aehnliche Erſcheinungen finden wir bei allen übrigen Anwohnern der Polarſee, die familienweiſe, Sommers in Gezelten, Winters in Erdhütten, auf den Strandgegenden von dem Fiſchfang und der Waſſerjagd leben.

Anders geſtaltet ſich das Loos der Frauen bei den Fiſchern, welche an den bewaldeten Ufern der Flüſſe und Binnenſee'n der Halbinſel Kamtſchadka, unter allerdings bedeutend milderen Breitegraden, leben. Die Ureinwohner des Landes, die ſich ſelbſt Itälmenen nannten, bildeten bis zur Beſitznahme des Landes durch die Koſaken im 17. Jahrhundert eine ziemlich zahlreiche, in einzelne Familien zerſpaltete Nation. Es gab Familien von 200—300 Perſonen, die in einem Dorfe beiſammen lebten und ſich unter einander fortpflanzten. Sie erzählten, daß Kutka, den ſie als Gottheit verehren, mit ſeiner Frau Chachy ſich an einem Fluß nach dem andern niedergelaſſen, da gewohnt und Kinder erzeugt habe. Nachdem er ſo das Land bevölkert, verſchwand er.

Dieſe Itälmenen wohnten Winters in 3—5 Fuß tiefen Erdhütten, aus denen ſie Anfang Aprils, wenn der Schnee zu ſchmelzen begann, in die auf Pfählen gebauten Sommerhäuſer zogen, die ſie erſt im November wieder verließen. Dieſe Wohnſtätten erforderten großen Raum.

Die zum Leben nothwendigen Naturproducte wurden in der Nähe derſelben geſammelt, und an dieſer Einſammlung nahm auch die Frau Theil. Die Geſchäfte waren hier nicht ſo entſchieden getrennt und unter die beiden Geſchlechter vertheilt, wie bei den Jägern, obſchon gewiſſe Arbeiten nur dieſem oder jenem Geſchlechte eigenthümlich waren.

Der junge Itálmene, der heirathen wollte, mußte ſeine Braut dem Schwiegervater abdienen. Er begab ſich zu dieſem Zwecke in die Hütte des Mannes, deſſen Tochter er freien wollte, und begann, ohne weiter ein Wort zu ſagen, an allen Hausarbeiten Theil zu nehmen. Obgleich nun ſchon in den erſten Tagen Eltern und Braut bemerkten, auf wen ſeine Abſicht gehe, ſo fragte ihn doch Niemand. Der Freier hatte nun die Aufgabe, ſich ſeiner Auserleſenen ſo angenehm als möglich zu machen; er ſuchte ihr in ihren Arbeiten behülflich zu ſein, Nachts möglichſt nahe bei ihr zu ſchlafen; gelang es ihm, ihre Gunſt zu gewinnen, ſo wendete er ſich an den Vater, oder wenn der Freier ein geſchickter und fleißiger Mann war, ſo ermunterte ihn dieſer, in ſeiner Bewerbung fortzufahren und das Mädchen ſich ganz zu Willen zu machen. Dieſes war dagegen auf ſeiner Hut, verwahrte ſeine Kleider noch beſonders mit Schnüren und Netzen und neckte oft den immer zudringlicher werdenden Bräutigam, bis es endlich der Gewalt nachgab. Oft aber fand die Braut unter ihren Verwandten Helfer, die den ſtürmiſchen Bräutigam nicht

wenig zerkratzten und zerschlugen. Konnte der Freier sich jedoch die Gunst der Braut durchaus nicht erwerben, so mußte er nach mehrjährigem Dienste unverrichteter Sache wieder abziehen, nachdem er wohl gar Zeuge gewesen, wie ein Nebenbuhler die unzweideutigsten Gunstbezeigungen genossen hatte, ohne daß er deßhalb die geringste Bemerkung oder Klage laut werden lassen durfte.

Wenn nun endlich der Freier seinen Zweck erreichte, so wurde er Mitglied der Familie seines Schwiegervaters. Starb die junge Frau, so gab ihm dieser die zweite Tochter, ohne daß er erst wieder dienen durfte, nur mußte er sich zunächst die Gunst derselben erwerben. War keine zweite Tochter vorhanden, so begann, doch mit Hülfe des Schwiegervaters, der Dienst um ein anderes Mädchen im Dorfe.

Starb der Mann, so ließ die Wittwe auf's Neue um sich freien, wie sie es als Jungfrau gethan hatte.

Wollte ein Mann mit Bewilligung seiner ersten Frau noch eine zweite nehmen, so mußte er um eine solche dienen. War die Erlesene in einem andern Dorfe, so zog die erste Frau mit dahin und war ihm in keinem Falle hinderlich. Die beiden Frauen wohnten mit dem Manne in einer und derselben Hütte. Konnten sich die beiden Frauen nicht vertragen, so bekam eine jede ihre besondere Hütte, und der Mann lebte abwechselnd bei der einen und der andern. Ueber drei Weiber nahm ein Itälmene niemals.

Wie bei den Grönländern heirathete weder der Vater die Tochter, noch die Mutter den Sohn, wohl aber heirathete ein Mann Mutter und Stieftochter, oder zwei Schweſtern, oder die Frau des verſtorbenen Bruders, ja die Schweſter und die eigne Stiefmutter. Es kam ferner unter guten Freunden der Austauſch der Frauen vor. Ein Mann, der ſeine Frau nicht beſonders liebte, überließ ſie wohl dem, der ſich um ihre Gunſt bewarb. Sonſt ward Ehebruch mit Prügeln beſtraft. Einem ertappten Ehebrecher wurden mit einem, aus Rennthiergeweih eigens gemachten Inſtrument Löcher in den Kopf geſtoßen.

Auf den aleutiſchen Inſeln, deren Bewohner ebenſo wie die Korjäken in ihren Sitten mit denen der Kamtſchadalen übereinſtimmen, ſah man in der Wohnung zwei faſt ellenlange hölzerne Keulen an Riemen aufgehängt, die zu folgendem Gebrauch dienten. Wenn ein Mann einen Nebenbuhler bei ſeiner Frau antraf, ſo ſagte er ihm: Du haſt nun ein Recht an ihr, ebenſo wie ich, laß uns ſehen, wer das größte Recht an ſie habe und ſie fortan behalten ſoll. Beide Männer entkleideten ſich darauf, ein jeder nahm einen der Prügel in die Hand, und es begann ein ſeltſamer Zweikampf, nachdem man darüber überein gekommen, wieviel ein jeder Prügel auf den bloßen Rücken aushalten ſollte, die Zahl belief ſich auf 10 — 12. Der beleidigte Ehemann ertheilte den erſten Hieb. Wer von den beiden nun am erſten niederfiel, der hatte ſein Recht an die Frau verloren.

Wie bei den Südamericanerinnen finden wir auch hier im Norden Aſiens die Sitte, daß Frauen ihre Leibesfrucht entweder abtreiben oder die neugeborenen, zumal mißgeſtalteten Kinder tödten. Die Reiſenden verſichern, daß dieſe Frauen, die übrigens ihre Kinder zärtlich lieben, dieſe grauſame Maßregel ergreifen, um nicht durch ein Wochenbett ihre Ehegatten zu lange von ſich entfernt zu halten.

Wir ſehen hier die Frauen in einem Zuſtande, wo ſie gewiſſermaßen eine Art Herrſchaft über die Männer üben, ja eine Art Emancipation, wie ſie die ſanguiniſchen Wünſche der modernen Europäerinnen anſtreben.

Indeſſen iſt das Leben dieſer Frauen bei aller Freiheit nicht ohne mehrfache Mühe und Arbeit; ihr Wirkungskreis iſt ſogar noch umfangreicher und mannichfaltiger als der der Eskimo- und Grönländerfrauen.

Während in Grönland die Frauen bei dem Hausbau die grobe Arbeit, das Herbeiſchaffen von Steinen und Raſen und die Aufführung der Mauern beſorgen, fällt in Kamtſchadka dies den Männern anheim, die auch das Zuhauen der zum Dach nöthigen Hölzer beſorgen, während die Frauen das Dach decken und das Gras ſchneiden, das dazu nothwendig iſt, und die Wände mit Strohdecken auskleiden. Beim Geſchäft des Fiſchfanges ſind die Frauen als Ruderer auf den Kähnen, ſchneiden die von den Männern gefangenen Fiſche in Stücke und reinigen ſie vom Eingeweide, hängen ſie dann zum Trocknen auf und

werden dabei von den Kindern und Alten unterſtützt. Dieſe Vorräthe haben ſie in ihrer ſteten Verwahrung.

Im Hauſe iſt der Mann der Koch, nächſtdem ſchnitzt er Schlitten, Kähne, macht Fiſchreußen, Netze und Fallen, fährt Brennholz, geht in der Nähe auf die Jagd und betreibt auch die Beſchaffung von Meſſern, Aexten, Keſſeln, Zinnſachen und anderem Geräthe durch den Tauſchhandel.

Die Frauen haben die Ernährung und Erziehung der Kinder zu beſorgen, nächſtdem aber bereiten ſie den geſammten Fiſchvorrath, mit Ausnahme der zum Hundefutter beſtimmten Abfälle. Dieſe ſtinkende Arbeit überlaſſen ſie den Männern. Außer dem Hauſe ſammeln ſie an hundert verſchiedene Arten von Samen, Wurzeln und Kräutern zur Medicin und Winternahrung. Sie ſammeln ferner die Blätter des rothen Weiderich (Chamaerium speciosum), die ſie als Thee benutzen und wovon ſie immer große Vorräthe haben, mit denen ſie Nadeln, Ahlen, Meſſern, Scheeren, Seide und Leinwand einhandeln. Aus dem Baſte drehen ſie Stricke zu Fiſchnetzen. Sie ſammeln und bereiten ferner die Blätter von einer Art Bärenklau (Sphondylis), das zu allerhand Abſuden, ja zum Branntweinbrennen benutzt wird. Sie raufen ferner die Neſſeln aus, trocknen und ſchleißen ſie und bereiten daraus Faden, die dem europäiſchen Schuhdraht gleichen. Sie ſammeln ſodann mehrere Arten Beeren, ja ſie nehmen ſogar den Mäuſen die Vorräthe ab, die dieſe in ihren ſauber mit Gras

tapezierten Erdhöhlen aufgesammelt haben. Desgleichen tragen sie eine Menge Gräser und Fasergewächse, Wurzeln und Rinden in ihre Wintervorräthe, aus denen sie nette Matten, Decken, Säcke, Körbe, Kästchen u. dgl. fertigen. Eine ihrer Hauptbeschäftigung ist die Bereitung der Felle, die sie auf ganz eigenthümliche Weise mit gekautem Fischroggen gerben und dann mit Erlenrinde röthlich färben. Sie machen sodann alle Arten Kleider, Röcke, Brustlätze, Hosen, Schuhe und Handschuhe. Sie stellen vortreffliche Nähte her und sticken überaus geschickt mit Wollgarn, Seide und Rennthierhaaren. Ehe sie Metallnadeln kannten, brauchten sie dazu die feinen Zobelknochen und machten ihren Zwirn aus dem Nesselgarn, den langen Halshaaren der Rennthiere oder den Sehnen derselben und der Walfische.

Endlich besorgen sie auch die Heilung der Kranken; sie sammeln und bereiten die heilsamen Pflanzenstoffe und sind die Inhaberinnen und Pflegerinnen der Dichtkunst, die bei den Grönländern von den Männern geübt wird. Ihre Gesänge sind überaus einfach und meist beschreibender oder vielmehr nur andeutender Art und werden durch die Ankunft von Fremden, durch den Anblick von Thieren, Fledermäusen, Schmetterlingen, hervorgerufen. So veranlaßte die Ankunft russischer Officiere folgenden Gesang: „Wenn ich des Majors Koch wäre, so wollte ich den kochenden Kessel vom Feuer abnehmen; wenn ich des Fähnrichs Koch wäre, so wollte ich allezeit mit Handschuhen den Kessel ab-

nehmen.“ Alle Lieder ſind ein Werk der Jungfrauen, alle ſind ſehr verliebt und enthalten oft ſehr derbe Anſpielungen.

Die Frauen nehmen auch am Tanze Theil, der in einem langſamen tactmäßigen Hin- und Herſchreiten der bunten Reihe beſteht und von Geſang begleitet iſt; doch haben die Frauen auch eigene Tänze für ſich. Sie ſtellen ſich in zwei Reihen einander gegenüber, ſprechen einen kurzen Text und heben ſich, die beiden Hände auf den Bauch haltend, die Arme aber bewegend, auf den Ferſen in die Höhe. Ein anderer Frauentanz findet folgender Geſtalt ſtatt. Weiber und Mädchen ſitzen alleſammt im Kreiſe. Dann ſpringt eine auf und ſingt ein Lied. An beiden Mittelfingern hat ſie lange Grasflechten, die ſie ſchwingt, wobei ſie mit dem Leibe ſeltſame Bewegungen macht, ſo daß die Glieder wie im Fieber gegeneinander ſchlottern. Nicht minder bewundernswürdig ſind die, den Thieren und Vögeln nachgeahmten Stimmen.

Uebrigens nehmen die Itälmenenfrauen an allen Feſten Theil, die oft mit dramatiſchen Darſtellungen, meiſt ſehr obſcöner Art, gewürzt werden.

Vornehmlich zeigt ſich der überwiegende Einfluß des weiblichen Geſchlechtes in den mythologiſchen Erzählungen der Itälmenen. Ihre religiöſen Vorſtellungen ſind überaus verworren, ſie haben eine Menge Geiſter in den Bergen, Wäldern, Flüſſen, See'n, ſie ſcheuen eine Menge Thiere, achten auf Träume und Anzeigen, ſind ſehr furchtſam des

Nachts und ſehen Geiſter und Geſpenſter. Sie glauben, daß nach dieſem Leben ein andres kommen werde, welches eine Steigerung aller irdiſchen Freuden in übermäßiger Fülle darbiete. Doch haben ſie keinen beſondern Cultus.

Als allerhöchſtes Weſen nennen ſie den Kutka, der die Welt geſchaffen und Kamtſchadka bevölkert. Kutka aber erſcheint in dieſer Sage den Itälmenen als ein ſehr beſchränkter Kopf, den alle Welt betrügt und deſſen eigentliche Seele ſeine Frau Chachy war. Vor allen betrügen ihn die Mäuſe auf das Erbärmlichſte; er erſcheint als ein alter verliebter Geck, den ſeine tolle Leidenſchaft in die ſchmachvollſten Verlegenheiten bringt und zum Kinderſpott macht. Chachy muß ihm dann immer aus der Noth helfen. Chachy aber iſt die kluge, ſorgſame, helfende, ja zaubernde Hausfrau.

Die guten Gottheiten ſuchen die Oſtſibirier durch allerlei Opfer und Gaben zu gewinnen, den Einfluß der böſen aber durch Zauberei zu beſeitigen, denn Krankheit, Mangel und jegliches Unglück iſt das Werk der böſen Geiſter. An dieſer Zauberei betheiligen ſich denn auch die Frauen, jedoch nur ſolche, die von den Göttern ſchon in der Jugend durch Krämpfe, Zuckungen und andere Kinderzufälle für ihren künftigen Beruf ausgezeichnet worden ſind. Bei den weſtlichen Sibiriern, wo die Frauen bei Weitem nicht die glänzende Rolle ſpielen, wie bei den Itälmenen, giebt es

ebenfalls Zauberinnen, und nur dieſe genießen als ſolche gleiches Anſehn wie die Männer. Bei den Itälmenen dagegen tritt die Zauberei in weniger greller Form auf und wird faſt von Jedermann, Männern wie Frauen, vorzugsweiſe aber von letzteren geübt. Beſondere Kleidung und die Trommel halten ſie dabei nicht für nothwendig, auch iſt ihre Zauberei mehr nur erforſchender als abwehrender Art. Sie ſuchen dadurch Träume und Geſichte auszulegen oder einen Dieb zu entdecken. Soll letzteres geſchehen, ſo ſetzt ſich ein Weib mit einer Gehilfin in einen Winkel, etwas vom Licht und Feuer entfernt, bindet ihren Fuß an einen Faden von rothen Neſſeln und beginnt ein eigenes Gemurmel. Sie ſchnattert, klappt mit den Zähnen, ſtößt Ausrufe aus, lacht auf, während die neben ihr ſitzende Frau ihr fortwährend zuredet, ſie ſolle ſich nicht fürchten, wohl aufmerken und das Beobachtete nicht vergeſſen, denn bei dieſer Arbeit befindet ſich ein fremder Geiſt in der Zauberin. Außerdem üben dieſe Frauen die Traumdeutung fleißig, beachten und erklären die Linien des Innern der Hand und wahrſagen aus den Stimmen und Bewegungen der Thiere. Sonſt bilden dieſe Zauberinnen durchaus keinen beſondern Stand, es bedarf auch bei den Itälmenen nicht jener beſondern Einweihung und Belehrung, die wir bei den Hirtenvölkern finden werden.

Die Frauen der paſſiven Hirtenvölker Africa's.

Wir müſſen das Hirtenleben unfehlbar als einen Fortſchritt in der Entwickelung menſchlicher Zuſtände betrachten, da es einen dauernden Beſitz, ein behagliches Daſein, mildere und friedlichere Geſinnung, Anlaß zu wiederholter Betrachtung und Beachtung der umgebenden Natur herbeiführt und eine beſtimmtere Geſtaltung der ſittlichen und religiöſen Ideen mit ſich bringt. Ich habe an einem andern Orte (C. G. III. 1.) die Entſtehung und Entwickelung des Hirtenlebens nachzuweiſen verſucht.

Wir finden daher durchgehends bei allen Hirtenvölkern, ſelbſt unter denen der paſſiven Raſſe, mildere Lebensformen, auch in der Stellung der Frauen.

Die Frauen der africaniſchen Stämme, der Kaffern im Süden, wie der weſtlichen Neger werden von den Männern durchgängig ihren Eltern abgekauft, auch findet bei allen die Vielweiberei ſtatt.

Bei den Kaffern beſteht der Preis für eine Frau in Rindern, beläuft ſich jedoch ſelten über zehn Stück. Die Eltern beſtimmen den Preis, das Mädchen wird nicht um ſeine Einwilligung befragt, wohl aber bewirbt der Bräutigam ſich um die Gunſt deſſelben. Die Vermählung ſelbſt wird als eine Sache betrachtet, die der Aufmerkſamkeit der Stammesgenoſſen wohl werth iſt. Am Tage derſelben

finden ſich die Eltern der Braut und ihre Verwandten auf dem Platze des Bräutigams ein, wo ſich das Oberhaupt der Horde mit Gefolge, die Verwandten des Bräutigams und die geſammte Nachbarſchaft verſammeln. Dieſen wird die Braut vorgeführt. Hier muß ſich nun dieſelbe einer genauen Beſichtigung durch die Verwandtinnen des Bräutigams an einem abgeſonderten Orte unterwerfen. Iſt dieſe nach Wunſche ausgefallen, ſo wird Vieh geſchlachtet und das Fleiſch bereitet, und man lebt vier Tage lang unter Geſang, Tanz und Schmauſen fröhlich dahin. Am vierten Tage wird die Braut, nachdem ſie von ihren Geſpielinnen friſch gefärbt worden, von zwei Mädchen gänzlich entkleidet und nur um die Hüften mit dem aus Lederfäden gefertigten Gürtel umgeben, unter den Hochzeitsgäſten umhergeführt und endlich in einen Viehzwinger gebracht, in welchem ſich das Oberhaupt der Horde mit ſeinem Gefolge feierlich niedergelaſſen hat. Der Häuptling bezeigt ſeine Freude über die Verbindung und ermahnt die Braut, daß ſie fortan die Haushaltung ihres Mannes getreu und tüchtig verwalten, beſonders aber den Landbau eifrig betreiben und ſich überhaupt als eine brave Hausfrau betragen müſſe, damit keine Klage über ſie eingebracht werden könne. Nachdem die Braut in ihre Geſellſchaft zurückgeführt worden, tritt der Bräutigam vor den Häuptling. Dieſer bedeutet ihn, daß er, da er nun ſeine väterliche Hütte verlaſſe und ſeine eigene

Haushaltung anfange, derſelben als ein Mann vorſtehen und ſich als ſolcher betragen möge, daß er nicht nur dafür zu ſorgen habe, daß es nie an Fleiſch und Milch für den Unterhalt von Weib und Kind fehle, ſondern auch darauf bedacht ſein müſſe, das Oberhaupt und andere bei ihm ſich einfindende Gäſte gehörig zu bewirthen und die ſchuldigen Abgaben zu entrichten. Endlich wird der Braut durch die anweſenden Männer ein Körbchen mit Milch überreicht mit dem Bemerken, daß dieſelbe von den Kühen des Bräutigams ſei, davon ſie vom Augenblicke ihrer Verlobung an nicht hatte trinken dürfen. Während nun die Braut trinkt, bewegt ſich die Geſellſchaft in fröhlichen Sprüngen und Geberden und ruft: ſie trinkt die Milch, was für eine unauflösliche Verbindung der Braut mit der Familie des Bräutigams gehalten wird. Nach der Hochzeit bleiben noch einige Anverwandtinnen einige Zeit bei der jungen Frau und helfen ihre Hütte bauen und die Hauseinrichtung vollenden.

Es kommt vor, daß Eltern die Verheirathung ihrer Tochter mit einem jungen Manne beſonders wünſchenswerth finden und ihm dieſelbe antragen laſſen, indem ſie bei ſeinen Eltern anfragen. Dabei herrſchen folgende Gebräuche. Das Mädchen begiebt ſich in Geſellſchaft einer größern Anzahl ihrer Geſpielinnen bei Nacht zu dem Wohnorte des davon unterrichteten jungen Mannes. Die Mädchen ſuchen durch Huſten oder anderweites Geräuſch

ihre Anweſenheit bemerklich zu machen, bis Jemand aus der Hütte kommt und ſich erkundigt, wer denn da ſei. Die Mädchen geben nun vor, aus einer entfernten Gegend zu kommen. Darauf räumt man den Reiſenden eine leere Hütte ein und giebt ihnen Holz und Feuer, Lebensmittel bringen ſie ſelbſt mit, damit man ſie nicht für dürftig halte. Am andern Tage verſammeln ſich die weiblichen Verwandten des künftigen Bräutigams und unterſuchen den körperlichen Zuſtand des angekommenen Mädchens und erſtatten den Eltern des jungen Mannes Bericht ab. Dieſe fragen ihn nun, ob er geneigt ſei, ſie zur Frau zu nehmen. Er behält ſich indeß vor, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, was in der darauf folgenden Nacht geſchieht. Erlebt der Vater nicht die Verheirathung ſeiner Tochter, ſo tritt deren älteſter Bruder an ſeine Stelle, der von dem als Brautpreis eingehenden Vieh einen Theil an ſeine jüngeren Brüder abgiebt. Eine Witwe kehrt in ihre Familie zurück; ihre abermalige Verheirathung bringt dieſer neue Brautgeſchenke. Dieſe zweite Heirath wird jedoch mit minderer Feierlichkeit vollzogen. Bis dahin, wo eine Frau das erſte Kind zur Welt gebracht hat, genießen deren Eltern keine Milch von den Kühen, welche ſie für dieſelbe erhalten haben. Nachdem dies aber geſchehen, geben ſie den Eltern ihres Schwiegerſohnes auch einige Stücke Vieh, und dieſer theilt kleine Geſchenke unter die Geſchwiſter ſeiner Frau aus. Es herrſcht über-

haupt ein sehr freundschaftlicher und liebreicher Verkehr unter verschwägerten Familien. Stirbt eine Frau im Alter der Fruchtbarkeit, ohne wirklich Kinder zu hinterlassen, so muß von ihrer Familie dem Witwer das als Kaufpreis von ihm entrichtete Vieh wiederum zurückerstattet werden. Wir finden bei den Kaffern schon eine weitere Beschränkung in Hinsicht auf die Heirathen zwischen Verwandten, so zwar, daß der Oheim seine Nichte niemals heirathen darf. Wie bei den Arowaken vermeiden bei ihnen Schwiegersohn und Schwiegermutter, ohne Zeugen beisammen zu sein, ja sie dehnen dies auch auf Schwiegervater und Schwiegertochter aus.

Arme Männer haben nur eine Frau, wohlhabende haben deren zwei bis drei, welche die Arbeit gemeinschaftlich verrichten, Häuptlinge haben mehrere, doch selten mehr als acht Frauen. Sie wohnen gemeiniglich friedlich beisammen. Stirbt eine Frau, so nimmt die überlebende sich der Kinder wie ihrer eigenen an, der Vater macht keinen Unterschied zwischen den Kindern der verschiedenen Frauen.

Wenn Uneinigkeit unter den Frauen eintritt, so muß die jüngere die gemeinsame Hütte meiden und sich eine besondere erbauen. Trennung der Ehe auf andere Art als durch den Tod findet nicht statt. Entläuft eine Frau, so wird sie auf Befehl des Häuptlings mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückgebracht.

Vergißt ſich die Frau mit einem andern Manne, ſo wird ſie nicht beſtraft, da ſie ſtets als die Verführte betrachtet wird. Der beleidigte Ehemann hat jedoch das Recht, den Verführer auf der Stelle zu tödten, ein Recht von dem jedoch nicht leicht Gebrauch gemacht wird, da der Beleidigte es in der Regel für vortheilhafter findet, ſich beim Oberhaupt der Horde zu beklagen. Der Häuptling beſtimmt dann als Strafe eine Anzahl Vieh, von dem die eine Hälfte dem Richter, die andere dem Kläger zugeſprochen wird.

Ein Mann, der mit einem Mädchen oder einer Witwe vertrauten Umgang pflegt, ſetzt ſich keiner Rüge aus. Ebenſo wenig leidet die Ehre einer unverheiratheten Frauensperſon durch vertrauten Umgang mit einem Manne, ſelbſt wenn ſich die Folgen davon offenbaren ſollten. Die ganze Angelegenheit wird, wenn keine Heirath darauf ſtattfindet, durch eine Entſchädigung an Vieh in Ordnung gebracht, welche die Eltern und Verwandten des Mädchens bekommen. Es wird ſolch ein Vorfall Niemanden abhalten, dieſes Mädchen ſpäter zur Frau zu nehmen.

Viehzucht, namentlich Rinderzucht, gewährt den Kaffern den nöthigen Lebensunterhalt, und die weſentlich daraus erwachſenden Geſchäfte fallen den Männern anheim, ſogar das Melken der Kühe, die Bereitung der Häute. Das Buttern verrichten ſie gemeinſchaftlich mit den Frauen.

Die ausschließliche Arbeit der Frauen besteht in dem Hütten- und dem Feldbau. Die Hütten der Kaffern sind kreisrund und kegelförmig, das Grundgerüste bilden dünne Stäbe, die durch in einander geflochtene dünne Zweige verbunden sind. Durch einen Anwurf von Lehm und Kuhmist wird dem Ganzen Festigkeit gegeben und ein Dach von Binsen darüber gelegt. Der Fußboden besteht aus einem harten Estrich von zerstampften Ameisenhaufen; er wird stets rein gehalten und oftmals erneuert. Auf demselben liegen Binsenmatten von einem Fuß Breite und sechs Fuß Länge, welche als Schlafstätte dienen. Die Betjuanen haben größere Hütten, zu deren Herstellung sechs Frauen acht Tage brauchen. Die Hütten der Kaffern stehen einzeln, die der Betjuanen sind schon zu Dörfern und Städten zusammengerückt.

Der Feldbau gewährt den Frauen fortwährende Beschäftigung; man baut besonders eine Art Hirse, Kafferkorn und Buchweizen. Das Feld wird erst mit einem kleinen Holzspaten umgegraben, nachdem man die Samenkörner darauf geworfen. Das Unkraut schießt daher üppig empor, wird jedoch, so wie sich die kleinen Getreidepflänzchen zeigen, sorgfältig ausgezogen und der ganze Acker fortwährend fleißig gejätet. Wenn der Hirse gereift ist, so werden die Stengel dicht unter der Frucht mit einer Hassagaienspitze abgeschnitten, mit dünnen Stöckchen ausgedroschen, durch Auswerfen im Winde von der Spreu

gereinigt und in tiefen trocken gebrannten Gruben innerhalb der Viehhorde aufbewahrt. Die Betjuanen ſind weiter im Feldbau, bearbeiten den Boden mit ihren Aexten und umzäunen die Felder. Auch hier verrichten das Alles die Frauen.

Nächſt dem Getreide bauen die Kaffern und Betjuanen auch Kürbiſſe und Waſſermelonen; ſie ſammeln demnächſt einige wildwachſende Kräuter, aus denen ſie ihren Rauch- und Schnupftabak machen. Aus den Schalen der Kürbiſſe, aus Thiermägen fertigen ſie, ebenſo wie aus Thon, Gefäße; aus Leder arbeiten ſie Taſchen für ihre kleinen Geräthe, die ſie gar nett mit europäiſchen Glasperlen ſticken und mit Lederſtreifchen verzieren. Aus Antilopenfellen machen ſie allerlei Mäntel, die ſie ſehr ſchön zuſammennähen, indem ſie mit einer eiſernen Ahle Löcher vorbohren, durch die ſie ſodann Thierſehnen, die ſie als Zwirn bereiten, geſchickt durchziehen. Sehr kunſtreich ſind ſie in der Anfertigung der waſſerdichten Körbe, die ſie aus Binſen herſtellen.

Die Kafferinnen ſind überaus ſittſam und züchtig. Ihre aus Leder gefertigte Kleidung verhüllt den ganzen Körper, und nur Geſicht, Arme und Füße ſind unbedeckt. Sie wiſſen ſehr geſchickt jede Entblößung der übrigen Körpertheile zu vermeiden.

In öffentliche Angelegenheiten darf ſich keine Frau miſchen, und alle Weiber ſind von den Berathungen ausgeſchloſ-

ſen, die das Oberhaupt mit den vornehmſten Männern der Horde veranſtaltet. Nur dann, wenn eine Frau durch Alter oder Rang, z. B. als Mutter eines Häuptlings, eines beſondern Anſehens genießt, wird davon eine Ausnahme gemacht. Deſto größer aber iſt ihr Anſehn und Einfluß in Angelegenheiten des Hausweſens. Die Frau beſchließt über die Verwendung des gemeinſchaftlichen Vermögens, und der Mann unterwirft ſich ihrem Willen ſo unbedingt, daß oft ein bereits abgeſchloſſener Tauſchhandel zurückgeht, weil die Frau demſelben ihre Zuſtimmung verſagt. Der Mann miſcht ſich auch niemals in die Streitigkeiten der Frauen, ſo lange es bei Worten bleibt; ſobald es aber zu Thätlichkeiten kommt, iſt er der eifrige Beſchützer und Verfechter ſeiner Gattin.

Die Kafferinnen ſind namentlich in der Jugend ſehr nett, in ihrem Bau ebenmäßig und voll, in ihren Bewegungen angenehm. Ich erinnere nur an die ſchöne Narina, deren begeiſterter Lobredner Levaillant wurde. In der Tracht zeichnen ſich die Kafferinnen vor den Männern durch ſchöneren Schmuck aus. Der Ledermantel derſelben iſt mit mehreren Parallelreihen kupferner Knöpfe beſetzt, deren größere oder geringere Anzahl Rang und Reichthum der Beſitzerin andeutet; nächſtdem ſchmücken ſie denſelben mit ganzen Büſcheln von den Schwänzen wilder Katzen, die in den Schultergegenden angebracht werden und an beiden Seiten herabragen. Sie verwenden überhaupt große Sorg-

falt auf ihre Toilette. Um den erſten Mantel zu erlangen, muß ein Mädchen einmal mit auf die Jagd gehen.

Die Frauen, wie die Männer tätowiren ſich zuweilen auf den Armen, Knieen und dem Rücken; beide Geſchlechter reiben die Haut des Körpers mit Fett ein, das mit eiſenhaltiger Erde roth gefärbt iſt. Der Kopfputz der Frauen beſteht in einer Art Mütze; es wird nämlich ein langes Stück feingegerbten Leders in vielen Windungen um den Kopf geſchlagen, die beiden langen Enden werden dazwiſchen durchgeſteckt. Das Leder iſt 4 Fuß lang und in der Mitte einen Fuß breit und dieſer Theil oft ſchon mützenartig zuſammengenäht. Immer aber befindet ſich in der Mitte ein Quaſt von Korallenſchnüren oder Troddeln von Leder mit Kupferſtückchen. Uebrigens ſchmücken die Kafferinnen Hals, Arme, Finger, Füße und Ohren mit Glaskorallen, Knochen, Muſchelſchalen, thönernen Perlen, Holz- und Rohrſtückchen, die auf Fäden gereiht ſind.

Die Mädchen werden, ſobald ſie in das mannbare Lebensalter treten, durch eine einfache Ceremonie in die Geſellſchaft der Erwachſenen aufgenommen. Von dieſer Zeit an eſſen ſie mit den Eltern, ſchlafen aber abgeſondert unter den Witwen und Unverheiratheten.

Erkrankt ein Hausgenoſſe auf den Tod, ſo wird er aus ſeiner Hütte an einen einſamen Ort unter den Schatten eines Baumes gebracht. Es wird ein Feuer ange-

zündet und ein Korb mit Waſſer daneben geſetzt. Der Ehegatte und die nächſten Anverwandten bleiben bei dem Verſcheidenden. Sieht man, daß der Tod eintritt, ſo entfernen ſich auch dieſe, mit alleiniger Ausnahme des Gatten, der ſich erſt entfernt, wenn der Tod erfolgt iſt, darauf ſich reinigt und ins Haus heimkehrt. Die Leiche wird den Hyänen überlaſſen.

Eine Frau, die dem ſterbenden Gatten den letzten Dienſt erwieſen, darf nicht, wie der Witwer, ſofort in die Geſellſchaft zurückkehren. Sie nimmt, wenn ſie den Leichnam verläßt, einen Feuerbrand von dem neben dem Todten brennenden Feuer und begiebt ſich an einen einſamen Ort, wo ſie abermals ein Feuer anzündet, das ſie ſelbſt beim heftigſten Regen nicht verlöſchen laſſen darf. Iſt es Nacht geworden, ſo kommt ſie heimlich in den Kraal, verbrennt die Hütte, die ſie mit ihrem Manne bewohnte, und kehrt dann in die Einſamkeit zurück, in welcher ſie einen Monat lang in völliger Abgeſchiedenheit nur von Wurzeln und Beeren lebt. Iſt dieſer Zeitraum verfloſſen, ſo wirft ſie ihre Kleider weg, wäſcht ſich am ganzen Leibe, zerkratzt ſich Bruſt, Arme und Schenkel mit ſcharfen Steinen, umgürtet ſich den Unterleib mit einem Geflechte von Binſen und kehrt nach Sonnenuntergang in den Kraal zurück. Auf ihr Begehren wird ihr von jungen Knaben ein Feuerbrand gereicht, womit ſie an dem Orte, wo ihre Hütte ſtand, ein Feuer anzündet.

Zugleich bekommt sie frische Milch, um sich den Mund auszuspülen, und von diesem Augenblick an ist sie wieder rein. Die Kuh aber, von welcher diese Milch genommen, wird dadurch unrein, sie wird nie wieder gemolken, auch nicht geschlachtet, sondern dem natürlichen Tode überlassen. Des andern Tages schlachten die Verwandten ein Rind, essen mit der Witwe von dem Fleische und geben ihr das Fell, um sich einen neuen Mantel zu machen. Dann baut sie sich mit Hülfe ihrer Schwestern und Schwägerinnen eine neue Hütte und nimmt nun Theil am geselligen Leben.

Von dieser Ceremonie machen nur die Häuptlingsfrauen eine Ausnahme, denn nur diese werden, wie auch ihre Frauen, begraben. Die Leiche wird in der Hütte, wo sie des Lebens ledig geworden, in ihren Mantel gewickelt und in der Viehhürde begraben und das Grab dem Boden gleich gemacht, indem man die Ochsen darauf herumtreibt, die dadurch unrein werden. Die Witwen eines Verstorbenen verbrennen alles Hausgeräth, das sie gemeinschaftlich mit ihm gebraucht haben, begeben sich dann auf drei Tage in die Einsamkeit, reinigen sich unter denselben Gebräuchen, wie die übrigen Frauen und schlachten eine jede ein Rind, um sich einen neuen Mantel zu machen; sodann wird der Ort auf immer von allen Bewohnern verlassen und nie, selbst von einer fremden Horde, wieder bebaut.

Die Reiſenden, namentlich Lichtenſtein und Alberti, bemerken, daß die Kaffern im Kriege, ſelbſt wenn er mit der größten Erbitterung geführt wird, niemals den Frauen und Kindern einige Beleidigung zufügen. Man gebraucht daher zuweilen auch Weiber als Abgeſandte, wenn man den Feind für ſo aufgebracht hält, daß er die ſonſt allgemein anerkannte Unverletzlichkeit der Geſandten nicht achten ſollte.

Die Frauen nehmen an den Beluſtigungen der Männer, namentlich den Tänzen, Theil.

Die Männer ſtellen ſich in einer Linie nebeneinander auf, wobei jeder ſeinen rechten aufwärts gerichteten Arm, die Streitkolbe in der Hand, mit dem linken Arme ſeines Nebenmannes verkettet. Dicht hinter den Männern nimmt eine Reihe Frauen Platz, doch ohne mit den Armen ſich zu berühren. Die Männer ſpringen anhaltend und ohne alle Veränderung mit gleichen Füßen in die Höhe. Die Frauen zucken Achſeln und Kopf vor- und rückwärts, wobei der ganze Körper in krampfhafte Bewegung geräth. Dabei machen ſie von Zeit zu Zeit, indem ſie nach einer halben Wendung ſich einander in ſehr langſamen Schritten folgen, einen Gang um die Linie der Männer und nehmen dann ihre erſte Stellung wieder ein. Sie ſchlagen die Augen nieder und geben ſich ein überaus ſittſames Anſehen. Der Tanz, zu dem Männer und Frauen eine höchſt eintönige Weiſe ſingen, wird

ſo lange fortgeſetzt, bis der Schweiß ausbricht und gänzliche Ermüdung erfolgt.

Die Koranen haben ebenfalls einen ganz eigenthümlichen Tanz. Ein Mann ſteht in der Mitte, ſeine Schultern auf zwei Stäbe geſtützt, mit den Füßen ſtampfend und mit den Armen an den Stäben auf- und abgleitend. Um denſelben hocken acht bis zehn Frauen in engem Kreiſe mit zuſammengehaltenen und gegen ihn aufgehobenen Händen. Außerhalb des Kreiſes ſitzen noch mehrere Männer, wie die Frauen, einen heulenden Geſang mit der Trommel begleitend. Der Vortänzer in der Mitte neigt ſich bald gegen dieſe, bald gegen jene Frau, bis er endlich der einen in den Schoos ſinkt und mit ihr auf die Erde fällt.

Einen minder entwickelten Zuſtand finden wir bei den Hottentotten, wo denn auch die Frauen eine niedere Stellung einnehmen. Schon von außen unterſcheiden ſich die Hottentotten von den ſchlanken und kräftigen Kaffern; ihre Geſichtsbildung iſt bei Weitem abſtoßender. Namentlich aber zeichnen ſich die Hottentottinnen durch jene übermäßige Fülle der Sitztheile ihres Leibes aus, die ihnen ein unbeſchreiblich widerwärtiges Anſehen giebt.

Die Verheirathung der Hottentottinnen hängt von dem Willen ihrer Eltern ab, bei denen der Freier durch ſeine Eltern Nachfrage halten läßt. Dann begiebt er ſich ſelbſt zu ſeinem künftigen Schwiegervater, den er mit etwas Tabak zu beſchenken pflegt. Die Entſcheidung er-

folgt dann ſchnell. Nun erſt darf der Bräutigam ſich ſelbſt an die Braut wenden. Der Bräutigam begiebt ſich darauf nach Hauſe und holt einen bis drei fette Ochſen, die er in die Hürde ſeines Schwiegervaters treibt, wo ſie zum bevorſtehenden Hochzeitsfeſte geſchlachtet werden, nachdem die Frauen ſich noch beſonders herausgeſchmückt haben. Was nun die überaus ſeltſamen Trauungsceremonien betrifft, ſo verweiſe ich deshalb auf Kolbe's ausführlichen Bericht.

Die Frau hat im Ganzen genommen hier daſſelbe Loos, wie bei den Kaffern, ebenſo iſt auch ihre Beſchäftigung im Allgemeinen dieſelbe. Nur iſt es bemerkenswerth, daß bei den Hottentottinnen der Kindermord nicht minder häufig vorkommt, wie bei den amerikaniſchen Indianerinnen; dann, daß der Mann die Frau, die ihm nicht behagt, wieder verſtoßen darf. Auch kommt es vor, daß Frauen ihren Männern entlaufen.

Die Kinder ſind in der Zucht der Mütter, die Knaben nur bis zu ihrer Wehrhaftmachung. Von da an hört der Gehorſam der letzteren gegen die Mutter auf, und es iſt nichts Seltenes, daß dieſe jungen Leute der Mutter unehrerbietig begegnen.

Wir wenden uns nunmehr zu den Negervölkern, die nicht, wie die meiſten Südafricaner, in Horden beiſammenleben und den Ackerbau nebenher treiben, ſondern bei denen derſelbe die eigentliche Grundlage des Lebens bildet.

Wir treffen hier ſchon größere Ortſchaften, ja Städte an, in denen die Könige reſidiren, die nicht allein unter ſich, ſondern auch mit den Mauren und Arabern in mannichfachem Verkehr ſtehen. Bei den Negern findet ſich auch ſchon eine größere Mannichfaltigkeit im Beſitzthum, es giebt ſehr arme und ſehr reiche. Das Alles bleibt nicht ohne weſentlichen Einfluß auf die Stellung des weiblichen Geſchlechts.

Die Negerinnen, namentlich auf der Weſtküſte, ſind von ſchlankem Wuchs; vor allen zeichnen ſich die von Guinea aus, ſie ſind groß und wohlgebildet, die Mädchen haben Gliedmaßen vom ſchönſten Umriſſe, und vorzüglich rühmt man Hals und Buſen. Die Zähne ſind vom blendenſten Weiß, die Haare kraus, wollig und ganz ſchwarz. Die Negerinnen baden ſich fleißig und reiben dann die Haut mit Palmöl ein, daher ſie an der Sonne glänzen. Alte Negerinnen — die Negerfrauen erreichen ein außerordentlich hohes Alter von über hundert Jahren — bieten allerdings einen abſchreckenden Anblick dar durch die herabhängenden Brüſte und die Runzeln, die ihre vergilbte, von keinem Fleiſch gehobene Haut bedecken.

Die Negermädchen gehen bis kurze Zeit vor ihrer Verheirathung ſplitternackt, ſpäter umſchlingen ſie die Hüften mit einer Grasmatte von der Größe eines gewöhnlichen Taſchentuchs oder mit einem Stücke Zeuch. Die Frauen von Fetu verhüllen die Hüften mit baumwolle-

nem oder, wenn ſie wohlhabend ſind, mit koſtbarem Stoffe, der ihnen bis über die Kniee reicht, während der Oberkörper unbedeckt bleibt. Die Erfindung eines bei unſern Damen ſeit dem Jahre 1824 beliebten Schmuckes wird den Negerinnen Niemand ſtreitig machen, der folgende Stelle eines alten Berichterſtatters, W. Joh. Müller, mit Aufmerkſamkeit lieſt: „Unter dem Unterkleide haben ſie hinten auf den Hüften einen von alten Lumpen zuſammengenähten Pult, einem Kamelshocker nicht ungleich. Selbigen halten ſie für eine vornehme Zierde."

Dieſes Kleid wird durch einen Gürtel zuſammengehalten, der der Sitz mancher Zierde iſt. Die Negerinnen ſind große Liebhaberinnen von Wohlgerüchen und tragen die Salben ziemlich reichlich auf.

Was den Schmuck derſelben betrifft, ſo iſt zunächſt der Kopf einer ſeiner Sitze. Die Negerinnen reihen gern Glasperlen in ihre Haare, ſo daß ſie aus dem dichten ſchwarzen Filz als buntgefärbte, glitzernde Borſten emporſtehen. Andere bringen nicht ohne Mühe aus der Wolle ihres Hauptes kleine Flechten zu Stande, deren Enden mit bunten Glasperlen verziert ſind. Eine recht feſtlich aufgeputzte Negerin trägt wohl auch das Herz eines Huhns auf ein Holzſtäbchen geſpießt gleich einer Roſe am Vorderhaupte. Sie ſuchen durch fleißiges Einreiben mit Oel oder Butter ihre krauſe Wolle geſchmeidiger zu machen und lang zu ziehen.

Das Durchbohren der Naſenſcheidewand, um Zierrathen hinein zu ſtecken, kommt bei den Frauen mehrerer Negerſtämme vor. Seltener iſt das Durchbohren der Lippen zu gleichem Zweck, es ſcheint nur den Bambarafrauen eigenthümlich zu ſein. Einige Negerſtämme begnügen ſich nicht mit der natürlichen Vortrefflichkeit ihrer Zähne, ſondern die Männer wie die Frauen an der Goldküſte, um Timo u. a. O. ſchärfen dieſelben durch Zuſchlagen und Abſprengen der Glaſur.

Nächſt dem Baden und Einſalben helfen die Negerinnen ihrer Schönheit auch durch Malerei nach. Die der Sierra-Leona-Küſte malen ſich weiß, roth und blau; zu erſteren Farben gebrauchen ſie Thonarten, zu letzterer aus Europa gebrachtes Berliner Blau. Dieſe Farben werden mit einem Stäbchen oder mit dem Finger als Dreiecke und andere Figuren vor einem Spiegel aufgetragen, der oft nur in einem mit Waſſer gefüllten Gefäße beſteht. Die Frauen von Loanda ſtreichen alle Morgen die Füße und Schenkel mit rother Ochererde an.

An der Sierra-Leona-Küſte zeichnen ſich nächſtdem die Frauen vor den Männern durch eine reichere Tätowirung aus. Sie haben auf der Bruſt, dem Rücken, dem Unterleibe und den Armen Figuren, die erhabener Arbeit gleichen. Die Frauen der Congoneger bringen auf der Bruſt Tätowirung an, die wie Stickerei ausſieht, und auf dem Unterleibe quer über den Bauch drei breite Nar-

ben; die Herſtellung dieſes Schmuckes iſt mit einer ſehr ſchmerzhaften Operation verbunden.

Nächſtdem halten die Negerinnen den natürlichen Wuchs der Brüſte für nicht ſchön, ſondern ſie lieben eine Form, welche das natürliche Alter von ſelbſt hervorbringt. Es binden daher die Frauen von Fanti, Loanda, Embomma u. a. O. ein breites Band feſt über die Brüſte dicht unter den Armen und ſtreben ſo die runde in eine kegelartige Form zu verwandeln.

Außer dieſen Verzierungen behängen ſich die Negerinnen gern mit einer großen Fülle von Ketten und Schmuck aller Art. In den durchbohrten Ohren tragen ſie kupferne und goldene Ringe, Knöpfe von Kupfer oder Elfenbein, Blättchen von Perlmutter, Holz u. ſ. w. Für den Hals ſind die in Venedig gefertigten Glaskorallen ein beliebter Schmuck, demnächſt tragen ſie Kaurimuſcheln, Gewürzkörner, aber auch goldene Ketten, um Arme und Füße aber Ringe von Metall und Elfenbein oder aufgereihten Korallen. Die Frauen der Sierra-Leona-Küſte haben um die Knöchel kleine Schellen und klappernde Ringe, Bänder, auf welche Kauris genäht ſind. Zur vollſtändigen Toilette einer Negerin gehört auch der Fliegenwedel.

Die Frauen der Neger ſind die Dienerinnen ihrer Männer. Wohlhabendere haben indeſſen Sclavinnen, die Frauen der Armen ſind gleich den Europäerinnen der

ärmeren Claſſe von harter Arbeit nicht ausgeſchloſſen; ſie müſſen alle häuslichen Geſchäfte verrichten und an der Feldarbeit ebenfalls Antheil nehmen, auch auf Reiſen das Gepäck tragen.

Allgemein iſt die Vielweiberei. Jeder nimmt ſo viele Frauen, als er ernähren kann, ja man berechnet den Wohlſtand eines Mannes nach der Anzahl ſeiner Frauen. In Bonny gehören Leute von zwölf Frauen noch nicht zu den Reichen. Der König von Aſchanti hat 3333 Weiber, deren Vollzähligkeit mit großer Sorgfalt aufrecht erhalten wird. Dieſe Frauen werden ſtreng überwacht und eingeſperrt. Viele darunter hat der König niemals geſehen, der aus dieſem reichen Vorrathe auch Geſchenke an Perſonen macht, die er auszeichnen will. Dieſe Weiber werden, obſchon gefangen, doch köſtlich gehalten. Die Bagos, Landamas und Nolas haben, wenn ſie ſonſt wohlhabend ſind, wohl an zweihundert Weiber, außerdem jedoch noch eine Anzahl Beiſchläferinnen.

Ein heirathsluſtiger Neger giebt ſeinem Vater ſeinen Wunſch zu erkennen, und dieſer unterhandelt nun mit dem Vater der Erwählten ſeines Sohnes. Iſt man über den Kaufpreis einig, ſo erfolgt die Vermählung gar bald. Der Preis iſt gemeiniglich dem Werthe einer Sclavin gleich und beſteht in mehreren Leibgürteln, Branntwein, Tabak und Pfeifen, Korallen. Die Eltern laſſen dem Bräutigam, ſobald die Ablieferung dieſer Dinge richtig ſtattge-

funden hat, ſagen, daß er ſeine Braut abholen laſſen könne. Am folgenden Mittag ſendet er nun hin und läßt ſie bitten, ſie möge ihn beſuchen. Die Braut kommt darauf im beſten Schmuck mit einem Gefolge geputzter Frauen nach ihrer neuen Wohnſtätte, wo Branntwein, Bier, Palmwein aufgetragen iſt, und gegen Abend beginnt der Tanz, der bis gegen Morgen dauert.

Bei den Landamanegern wird die Verheirathung der Tochter durch den Vater mit einer ſymboliſchen Handlung geweiht. Der Brautvater nimmt eine weiße und eine rothe Colatnuß, theilt ſie, wirft von jeder eine Hälfte in die Luft, um eine glückliche Vorbedeutung zu gewinnen. Iſt dieſe erreicht, ſo ruft er die Tochter, die von der vorausgegangenen Anwerbung noch nichts weiß, läßt ſie von der Nuß eſſen und eröffnet ihr in Gegenwart von Zeugen, daß ſie die Gattin deſſen werden würde, welcher die Nüſſe geſendet habe. Sie wird darauf durch den Alten, der die Verhandlung geführt hat, begleitet von ihren Freundinnen, welche Loblieder ſingen, in das Haus ihres künftigen Gatten gebracht, wo nun ein zwei bis drei Tage währendes Feſt abgehalten wird.

Die Congoneger haben noch umſtändlichere Ceremonien. Sie ſperren eine Braut vor der Hochzeit in eine Hütte, wo ſie acht Tage verweilen muß. Hier wird ſie von einem Zauberer täglich beſucht, beſchnitten, an allen Theilen ihres Leibes geſalbt und gerieben und dem Schutze

der Götter empfohlen. Am Tage der Vermählung wird ſie auf einem Gerüſte vor der Hütte im beſten Schmuck aufgeſtellt, wo man ihr in Tänzen und mit den obſcönſten Gebärden die ihr bevorſtehenden Freuden ſchildert. Nachdem das Feſt in wilder Luſt drei Tage gewährt, wird ſie dem Mann übergeben, indem ſich die Eltern und alle Anverwandten vor ihr verbeugen.

Die Bagos verheirathen ihre Kinder ſchon, wenn ſie ſieben oder acht Jahre alt ſind. Die Kinder bewohnen dann ein und daſſelbe Haus, wachſen mit einander auf und leben in größter Eintracht beiſammen. Sobald die Eltern merken, daß die Braut nicht mehr Jungfrau iſt, wird ein Feſt angeſtellt, ein Ochſe geſchlachtet und eine große Anzahl von Gäſten geladen, um die Hochzeit zu feiern.

Hochzeitsfeierlichkeiten finden übrigens nur bei der erſten Verheirathung eines Mannes ſtatt, wie denn auch die erſte Frau als Herrin ihrer Nachfolgerinnen angeſehen wird. Die Nebenfrauen ſind zweifacher Art, freie, alſo rechte Frauen und Sclavinnen, die nur den Rang als Concubinen haben, den rechten Frauen als Mägde dienen und alle ſchwere Arbeit, Kochen, Holz- und Waſſertragen, Backen, Waſchen u. ſ. w. verrichten müſſen; ſie unterſcheiden ſich auch in der Kleidung von den rechten Frauen. Die rechten Frauen haben jede eine beſondere Hütte in dem Gehöfte für ſich. Der Mann theilt ſeine Zeit beſtimmt unter ſeine Frauen, ſo daß er

die eine Nacht in dieſer, die andere in jener Hütte zubringt.

Von den Frauen wird eine ſtrenge Enthaltſamkeit gefordert, deren die Männer ſich für entbunden halten. Ungetreue Sclavinnen werden ohne Weiteres getödtet, freie Frauen aber verſtoßen und die Verführer bei Gelegenheit eingefangen und zu einer Buße an Gold genöthigt.

Mißgeſtaltete Kinder werden ſofort nach der Geburt um's Leben gebracht, indem man ſpaniſchen Pfeffer in ihre Naſe bläſt und ſie ſo erſtickt. Zwillinge bleiben am Leben, wenn ſie einerlei Geſchlechts ſind; außerdem wird eins davon getödtet. Ebenſo wird das zehnte Kind jeder Mutter umgebracht.

So ſehr beſchränkt nun die Frauen hinſichtlich ihrer Neigung ſind, ſo große Freiheit genießen die Mädchen. Die Frauen dürfen nicht mit einem fremden Mann auf einer Matte ſitzen. Der Mann behandelt ſeine Frauen immer ſehr ernſthaft und duldet nicht, daß ſie über ihn ſcherzen. In Fetu iſt es allgemeine Sitte, daß jeden Morgen ſämmtliche Frauen vor dem Lager ihres Mannes erſcheinen, ihn begrüßen, ihn bei Anlegung ſeiner Kleidung bedienen, ihm Haupt und Bart reinigen und ſeinen Schmuck anlegen. Der Mann läßt dann einer jeden einen Schluck Branntwein reichen, und ſie danken ihm mit der Hand, indem ſie ſagen: Herr, ich bedanke mich, — worauf ſich eine jede in ihre Hütte begiebt.

Außer der ſtrengen Zucht im Hauſe hat eine jede Negerortſchaft eine beſondere, eigens auf zänkiſche und ungehorſame Frauen achtende Polizei.

In Kayaya bei den Mandingos erſchien von Zeit zu Zeit Nachmittags ein Mann, der vom Kopf bis zu den Füßen mit kleinen Baumzweigen bedeckt war, und kündigte den jungen Frauen und Mädchen an, daß er ſie nach Sonnenuntergang beſuchen werde. Er kam nun zur beſtimmten Zeit in die Stadt, begab ſich unter Trommelſchlag in die Verſammlung und wurde hier mit Blasinſtrumenten empfangen. Nun empfahl er mit lauter Stimme den Mädchen und Frauen Vorſicht im Umgange mit den Weißen; er verſicherte, daß er gar wohl wiſſe, was bereits vorgefallen, daß dies ihnen keineswegs zum Lobe gereiche, daß er ſie jedoch diesmal noch ſchonen und ihnen die wohlverdiente Strafe erlaſſen wolle. Alles, was er ſagte, wurde in ſingendem Tone von den Mädchen wiederholt, wobei ſie nach dem Tacte der Muſik in die Hände klatſchten. Gray und Mungo-Park bemerkten, daß dieſer Polizeimeiſter der Frauen Mumbo Jumbo genannt ward, daß aber jeder Mann dies Amt übernehmen konnte. Zu dieſem Zwecke ſtand vor der Stadt ein Pfahl, worauf das aus verſchiedenen Bändern von Baumrinden zuſammengeſetzte Kleid hing, das einen Mann vom Kopf bis zu den Füßen einhüllen konnte. Galt es nun eine verdächtige Frau zu züchtigen, ſo nahm der Mann derſelben oder

einer ſeiner Freunde die Hülle um, ſetzte ſich in einen zur Stadt gehörigen Wald und kündigte ſeine Ankunft durch Geſchrei und Geheul an. Nach Sonnenuntergang erſchien er in der Stadt ſelbſt; die Bevölkerung hatte ſich mittlerweile auf dem innern Marktplatze verſammelt und erwartete die Ankunft des Mumbo Jumbo, worauf Muſik und Tanz begann. Nachdem man in ſolcher Weiſe ein paar Stunden zugebracht, griff der Mumbo die Schuldige aus der Menge heraus und prügelte ſie zum Ergötzen der Anweſenden weidlich durch.

Bei den Timmaniern iſt die Aufſicht über den Wandel der Frauen einem alten Weibe, der Bundufrau, übertragen, welche dieſelben vor ſich ruft, ſie zum Geſtändniß bringt und beſtraft. An dem Orte, wo die Bundufrau verweilt, finden Geſang und Tanz ſtatt.

Die nächſte Pflicht der Frau iſt auch bei den Negern die Pflege der Kinder. Die Guineanegerinnen legen, wenn ſie ſich Mutter fühlen, allen Schmuck ab und dafür Amulette an, die aus weißem Baſt beſtehen, in den zahlreiche, das Wohl des Kindes fördernde Knoten eingeknüpft ſind. Dieſe Amulette werden von einer Prieſterin gebracht und bis zur Geburt vermehrt, auch mit allerlei Handgriffen und Gebärden begleitet. So lange die Kinder ſich nicht ſelbſt forthelfen können, werden ſie von der Mutter nicht aus den Augen gelaſſen. Sie werden ſo lange von der Mutter ſelbſt genährt, bis ſie in

einer Calebaſſe Waſſer herbeiholen können. Die Bagos-frauen tragen die Kinder in einem um die Hüften be-feſtigten Gürtel. Die Kinder gehen nie ohne Korallen-ſchmuck.

Die Beſchäftigungen der Negerfrauen beſtehen zunächſt in der Führung des Hausweſens, der Herſtellung der Nahrungsmittel, der Kleidung, der Matten. Am Feldbau nehmen nur arme Frauen und Sclavinnen Theil.

Von den Geſellſchaften der Männer ſind die Frauen ausgeſchloſſen. Bei den Gelagen erſcheinen die Frauen nur, um die Getränke aufzutragen, die ſie bereitet haben.

An der Guineaküſte hat jedes der beiden Geſchlechter ſeinen beſondern Tanzplatz, denn beide ſind gleich leiden-ſchaftliche Liebhaber des Tanzes. In der Zeit, wo die Männer von Akra im Kriege abweſend waren, tanzten die Weiber täglich Fetiſch, wobei ſie Schlachten aufführten, mit hölzernen Säbeln fochten, in die Kähne am Strande ſtiegen, die Ruder handhabten und ſich in die See warfen. Sie ſtellten auch das Aufführen von Mauern dar.

An der Sierra-Leona-Küſte nehmen die Weiber an den Tänzen der Männer Theil, eben ſo in Loanda, wo die Tänze in die gröbſten Unzüchtigkeiten ausarten.

Tritt ein Todesfall in der Familie ein, ſo ſind die Neger-frauen die hauptſächlichſten Trägerinnen der Trauer; ſie zer-kratzen ſich die Köpfe, ſtreichen ihren Leib mit weißer Erde an, rennen wie toll durch die Gaſſen und rufen laut den Namen

des Verſtorbenen aus. Stirbt eine Frau, die noch trauert, ſo wird ſie nicht auf dem allgemeinen Begräbnißplatze, ſondern auf einem eigens dazu beſtimmten Orte begraben. Auf dieſen Begräbnißſtätten iſt ein Haus gebaut, in welchem für jeden Todten ein Stein niedergelegt wird.

Bei den Bullamern knüpft ſich an dieſe Steine ein von einem Frauenverein, der Attonga heißt, gepflegter Cultus. Die Mitglieder dieſes Vereins haben die Aufgabe, das Andenken der Todten zu erhalten, indem ſie von Zeit zu Zeit dieſen Steinen etwas Reis opfern. Sie werfen ſich vor den Steinen nieder, ſtemmen die Ellenbogen auf die Erde und ſchlagen die Hände über dem Nacken zuſammen. Ihre eigene Vorſteherin bewohnt ein beſonderes Haus. Stirbt eine Frau aus dem Verein, ſo verſammeln ſich alle Attongaweiber aus Stadt und Nachbarſchaft bei der Vorſteherin und bleiben drei Monate bei ihr. In dieſer Zeit tragen ſie ſchwarze Mützen und Halsbänder, theils aus Kauri, theils aus ſchwarzen Samenkörnern. Geräth ein Mann in das Attongahaus, ſo wird er wider ſeinen Willen in die Geſellſchaft aufgenommen, und nach ſeinem Tode kommt ſein Stein nicht in das Haus der Männer. Die Mütter nehmen zuweilen ihre Knaben mit in das Attongahaus, bei reifenden Jahren unterbleibt ihr Beſuch, allein ihr Stein kommt bei ihrem Tode doch in das Attongahaus. Die Attongafrauen trauern nur für weibliche Perſonen, die zu ihrer Geſell-

ſchaft gehören. Dieſe Frauen haben auch ihre eigene Sprache. Alljährlich um die Zeit der Reisernte kommen ſie zuſammen, um der Vorſteherin ihre Verehrung zu bezeigen und Reis zu opfern.

In dem öffentlichen Leben haben die Negerinnen eine ganz beſondere Bedeutung als diejenigen Perſonen, von denen der Rang ausgeht, denn es folgt bei ihnen nicht der Vater dem Sohne in der Regierung, ſondern die Söhne der Schweſtern des Königs ſind die Nachfolger deſſelben.

Sämmtliche Negerfürſten haben nicht allein zahlreiche Frauen, die ſorgfältig bewacht werden, deren Verführung man mit dem Tode beſtraft und von denen auch wohl einige mit dem verſtorbenen Könige begraben werden, ſondern es wird auch verſichert, daß einige Negerfürſten ganze Heeresabtheilungen haben, die nur aus Frauen beſtehen.

Königinnen als Beherrſcherinnen eines Landes kommen nur ſehr ausnahmsweiſe bei den Negern vor.

Die ſeltſamen verworrenen religiöſen Vorſtellungen der Neger, die ſich in einen wüſten Fetiſchdienſt concentriren, verſtatten auch den Frauen Antheil an der Uebung des Cultus. Die Amina nennen als Schöpfer der Welt den Borriborri, der eine Frau Jankomango beſitzt. Andere haben National-, Local-, Familien-, Haus- und Perſonalgottheiten, die bald in Geſtalt von Metallklumpen, Steinen oder Thierzähnen, bald als menſchliche, in Holz geſchnitzte

Figuren repräſentirt ſind. Es fehlt nicht an Tempeln, wo Schlangen, Krokodile und andere Thiere als Gottheiten angebetet und mit Opfern beehrt werden.

Bei derartigen Tempeln beſorgen auch oft Frauen und zwar in Geſellſchaften vereinigt den Cultus und die Befragung der Gottheiten um das künftige Geſchick. Eben ſo iſt die Zauberei, abwehrende wie thätige, theilweiſe auch in den Händen der Frauen. Dieſe Zauberinnen ergeben ſich meiſt einem ſehr zügelloſen Leben; nächſtdem aber haben ſie eine genaue Kenntniß der officinell wirkenden Kräuter und Rinden.

Man ſieht bei den Negern häufig Weiber, die von einem Fetiſch beſeſſen ſind und faſt übernatürliche Bewegungen mit ihrem Körper vornehmen. Dann ſtehen ihnen die Augen weit offen, ſie ſchäumen mit kurzem Athem aus dem Munde. Dieſer Zuſtand überraſcht ſie oft plötzlich bei der Arbeit, während ſie etwas auf dem Kopfe tragen. Ein älterer Berichterſtatter, Römer, ſah, wie Weiber, die einen gefüllten Waſſertopf auf dem Kopfe trugen, in Verzückung geriethen, ſich auf den Rücken legten, ſich drei-, viermal auf der Erde herumwandten und dennoch den Topf voll Waſſer, ohne einen Tropfen zu verſchütten, auf dem Kopfe behielten. Iſt die erſte Verzückung vorüber, ſo legt ſich das Weib auf den Rücken und beginnt ſehr unanſtändige Bewegungen. Die Männer ſchließen nun raſch einen Kreis um ſie, damit kein Frem-

der den Fetiſch verſpotten könne. Darauf beginnt die Frau den Umſtehenden die zukünftigen Dinge zu verkünden. Einige Weiber ſind oft mehrere Tage hinter einander in ſolcher Verzückung, ſie laufen von einem Flecken zum andern.

Wir finden ähnliche Zuſtände nun unter den

paſſiven Hirtenſtämmen des europäiſchen und aſiatiſchen Nordens,

namentlich eine bei Weitem höhere Stellung der Frauen, als es bei den Fiſchern deſſelben der Fall war.

In Beziehung auf ihre äußere Erſcheinung ſind dieſe meiſt dem finniſchen Stamme angehörigen Frauen denen der Polarfiſcher ſehr ähnlich. Dieſelben ſind klein und haben faſt dieſelbe Tracht wie die Männer, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie mehr Zierrathen an ihren Kleidern anbringen. Beſondere Pflege widmen ſie ihrem langen Haar. Die aſiatiſchen Polarnomadinnen kennen auch die Tätowirung, wie denn die Oſtiakinnen die Hände, die Tunguſinnen das Geſicht damit verſchönern. Beide tragen Ringe an den Fingern und allerlei Bänder und Metallſchmuck in den langen Haarzöpfen.

Die Heirathen dieſer Völker haben Uebereinſtimmendes untereinander.

Ein heirathsluſtiger Lappländer ſucht ſich ein Mädchen, das im Beſitz vieler Rennthiere iſt. Die Eltern ſchenken jedem ihrer Kinder mehrere Rennthiere, die ſich ver-

mehrend allgemach zu einer Heerde anwachſen. Dieſer Beſitz iſt das Erſte, was der Heirathsluſtige berückſichtigt; Schönheit oder Tugend beachtet er nicht. Die Bekanntſchaft der jungen Leute wird bei den öffentlichen Zuſammenkünften, auf Jahrmärkten und bei ähnlichen Gelegenheiten gemacht. Hat der junge Mann ſeine Wahl getroffen, ſo begiebt er ſich mit ſeinem Vater oder einem Mann, von dem er weiß, daß er mit den Eltern der Braut bekannt iſt, und einigen Freunden zu dieſen an Ort und Stelle. Dort werden die Ankömmlinge in die Familie eingeladen. Der Bräutigam muß aber vor der Hütte bleiben und irgend eine grobe Arbeit vornehmen. Der Brautwerber ſchenkt unterdeſſen aus einer mitgebrachten Branntweinflaſche fleißig herum und trägt ſodann die Abſicht ſeines Beſuches in wohlgeſetzten Worten vor, vor Allem aber lobt er den Brautvater und erzeigt ihm alle mögliche Ehre.

Jetzt wird die Braut in den Wald oder in eine andere Hütte geſendet. Dann wird der Bräutigam erſucht, in die Hütte zu treten. Darauf kommt auch das Mädchen herbei, und der junge Mann holt ſeine Kleider vom Schlitten und ſtellt ſich ihr im beſten Staate dar, um ſie zu grüßen. Das geſchieht, indem er ſie auf den Mund küßt, aber ſo, daß auch ihre Naſen ſich beiderſeits berühren. Sodann überreicht er ihr einige Geſchenke, eine Rennthierzunge, Biberfleiſch. Endlich ruft er ſie in's Freie und fragt ſie, ob ſie ihn in der Hütte neben ſich

wolle ſchlafen laſſen, und wenn ſie ja ſagt, ſo iſt Alles in Ordnung. Die Eltern der Braut verzögern aber gemeiniglich die Hochzeit noch um einige Jahre, da der Freier nun mehrfache Geſchenke an ſie zu entrichten hat.

Der Bräutigam beſucht von der Verlobung an ſeine Braut möglichſt fleißig, und die Brautleute vertreiben ſich die Zeit mit Scherz und Geſang. Es iſt dies die Zeit der Liebe, die wir hier als die Poeſie des Lebens zum erſten Male entſchieden antreffen. Johannes Scheffer theilt uns ſolche lappländiſche Liebesliedchen mit. Eins davon lautet:

Kulnaſatz, mein kleines Rennthier, wir müſſen eilen und unſere Reiſe fortſetzen. Der Moraſt iſt groß, und ich kann nicht mehr ſingen: der See Kaige iſt mir nicht verdrießlich, gehab dich wohl, See Kailwi. Ich bekomme vielerlei Gedanken, wenn ich über den See Kaige reiſe. Mein Rennthierchen, laß uns behende und geſchwind ſein, ſo werden wir den Weg bald hinter uns legen und dahin gelangen, wo ich meine Liebſte antreffen werde. Kulnaſatz, mein kleines Rennthier, ſchau doch zu, ob ſie ſich nicht badet.

Ein anderes hat folgenden Inhalt:

O Sonne beſtrahle mit deinem hellen Lichte den See Orra; wenn ich oben von den hohen Gipfeln der Fichten den See Orra anſichtig werden könnte, wollte ich hinaufſteigen, mich umzuſchauen, unter welchen Blumen meine Liebſte ſich aufhält; ich wollte alle Geſträuche, die

neulich da gewachſen, ausreuten, ich wollte alle Zweige, dieſe grünenden Zweige da herunterhauen. Es mangeln mir aber Flügel, Flügel und Füße, gute Gansfüße, die mich dahin bringen können. Du haſt genug auf mich gewartet, ſo viel Tage, ſo viel gute Tage, mit Deinen allerſchönſten Augen, mit deinem lieblichſten Herzen. Wenn Du auch weit davon fliehen wollteſt, würde ich Dich doch eilends erhaſchen. Was kann wohl ſtärker und feſter ſein als die zuſammengeflochtenen Sehnadern und eiſernen Ketten, welche feſt binden? Alſo bindet die Liebe meinen Kopf und ändert meine Gedanken. Der Kinder Wille, des Windes Wille, der Jugend Gedanken ſind langwährende Gedanken. Wenn ich mich nach dieſem Allen richten ſollte, ſo würde ich von dem Wege, von dem rechten Wege abirren. Noch einen Rath weiß ich, den ich annehmen will, und hoffe dann den rechten Weg zu treffen.

Die Lappen haben ſehr viele derartige Lieder, die ein jeder mannichfach variirt, erweitert oder abkürzt; ſie haben Silbenmaaß und Reim, und die Melodie iſt ebenfalls mannichfaltig.

Der Bräutigam muß den Eltern ſeiner Braut bei jedem Beſuche etwas Franzbranntwein und Taback mitbringen. Iſt endlich der Tag der Hochzeit gekommen, ſo muß der Bräutigam dem Brautvater einen ſilbernen Becher, einen großen kupfernen oder meſſingenen

Keſſel und ein Bett geben. Die Mutter erhält einen ſilbernen Gürtel, ein Ehrenkleid und einen reich mit ſilbernen Buckeln verzierten Kragen. Die Brüder, Schweſtern und nächſten Verwandten werden gleichermaßen mit ſilbernen Löffeln, Knöpfen u. dgl. beſchenkt.

Am nächſten Tage erſcheint der Bräutigam in ſeinem beſten Schmuck bei den Schwiegereltern. In alter Zeit gab der Brautvater die jungen Leute zuſammen, wobei er zum Zeichen, daß er ihnen eine zahlreiche Nachkommenſchaft wünſche, aus einem Kieſel mit dem Feuerſtahl Funken ſchlug. Dann löſte die Braut ihr Haar auf und ſchenkte das Band, womit es geflochten war, einer Jungfrau. Sie ſetzte auf den Kopf einen ſilbernen Schmuck, und um den Leib band ſie einen ſilbernen Gürtel. Darauf folgte das Gaſtmahl. Die chriſtlichen Lappen laſſen ſich in der nächſtgelegenen Kirche trauen, wohin ſie ſich in mehr oder minder zahlreichem Gefolge begeben.

Nach der Hochzeit bleibt das junge Ehepaar noch ein Jahr bei den Brauteltern. Dann aber giebt der Vater der Tochter die ihr eigenthümlich gehörenden Rennthiere, Silber, Kupfer, Meſſing, Zinn, ein Zelt, Bettgewand, ſo wie was ſonſt zur Einrichtung der neuen Wirthſchaft nothwendig iſt. Die Brüder und Verwandten der jungen Frau, die von dem Bräutigam Ehrengeſchenke erhalten haben, geben ihm jetzt ein oder zwei Rennthiere.

Mehr als ein Weib zu nehmen, war bei den Lappländern, auch ſchon als ſie noch Heiden waren, niemals Sitte. Eben ſo wenig kommt Eheſcheidung und Trennung der Ehe vor. In alter Zeit ſoll es mit der ehelichen Treue minder ſtreng gehalten worden ſein.

Die Geſchäfte und Arbeiten des gemeinen Lebens ſind bei den Lappländern zwiſchen beide Geſchlechter gleichmäßig vertheilt. Der Mann erwirbt durch die Jagd Wild, aus welchem er auch die Speiſe bereitet; er verfertigt die Hausgeräthe, Schlitten, Schneeſchuhe, Waffen, Kähne; aus Wurzeln flicht er Körbe, aus Holz zimmert er Gefäße, die er mit Knochen zierlich auslegt.

Die Frauen dagegen fertigen Kleider aus Thierfellen und Tuch, die ſie mit Thierſehnen oder europäiſchen Fäden trefflich zu nähen und zu ſticken verſtehen. Aus Haſenhaar ſpinnen ſie eine Art Garn, woraus ſie mit eiſernen Stricknadeln Mützen, Handſchuhe, Binden u. ſ. w. ſtricken. Sie ziehen ferner aus Zinn dünne Drähte, womit ſie andere Fäden künſtlich überſpinnen. Mit ſo überſponnenen Fäden ſticken ſie Röcke, Stiefeln, Taſchen und Gürtel.

Beiden Geſchlechtern gemeinſchaftlich ſind die Geſchäfte des Fiſchfangs und der Pflege der Rennthiere.

Die Erziehung der Kinder iſt ein Hauptgeſchäft der Mütter. Eine junge Frau, die ſich Mutter fühlt, ſucht vor Allem zu erforſchen, welcherlei Geſchlechts das

Kind ſei, welches ſie unter ihrem Herzen trägt. Sie befragt zunächſt den Mond; erblickt ſie einen Stern über demſelben, ſo glaubt ſie, daß es ein Knabe ſei; ein Stern unter demſelben deutet auf ein Mädchen. Ein Stern, der vor dem Monde herzieht, zeigt ein geſundes Kind an, ein nachfolgender ein kränkliches.

Die Geburt wird bei einem angezündeten Feuer abgewartet; bald darauf nimmt die Wöchnerin einen Trunk norwegiſchen Wallfiſchthran oder Fett. In den erſten Tagen hat ſie ihre beſondere Ruheſtätte links vom Eingang. Doch erhebt ſie ſich bald und trägt ihr Kind in einem Korb oder einer Art Wiege, die bei Sommerreiſen an den Packſattel des Rennthiers gehängt wird. Die Kinder werden auch bei den Lappländerinnen zwei bis drei Jahre an der Mutterbruſt genährt; nur im Nothfall erhalten ſie Rennthiermilch, die ſie dann durch ein Röhrchen einſaugen. Die Kinder erhalten ſchon früh Rennthierfleiſch. Die Wiege beſteht aus einem ausgehöhlten Trog oder auch einer Art Schachtel, die mit Leder ausgelegt iſt. Ueber dem Haupte des Kindes befindet ſich eine Art Schirmdach, die Bedeckung bildet ein weiches Rennthierfell. Anſtatt der Windeln dient weiches Moos. Die Wiegen der Mädchen wie der Knaben werden mit Meſſingringen verziert. Außerdem werden kleine zinnerne Waffen an die der Knaben, an die der Mädchen aber Flügel, Füße und Schnabel des weißen Schneehuhns gebunden. Der Vater unter-

richtet die Knaben, die Mutter die Mädchen in den Geſchäften, die ſie einſt zu beſorgen haben. Die Mädchen lernen Kleider machen, Lederzeug anfertigen u. dgl. Sobald ein Mädchen geboren worden, verehrt ihm der Vater ein weibliches Rennthierkalb; eben ſo bringt der erſte Zahn ein gleiches Geſchenk. Dieſe Rennthiere bilden mit ihrer Nachkommenſchaft einen Theil der künftigen Ausſtattung der Braut.

Das geſellige Leben der Lappländer iſt in Bezug auf Männer und Frauen nicht minder geordnet, als das geſchäftliche. Gewiſſe Spiele und Unterhaltungen ſind nur den Männern, andere ausſchließlich den Frauen eigen, manche aber beiden Geſchlechtern gemeinſam.

Die Unterhaltungen des männlichen Geſchlechts beſtehen meiſt in Uebungen der Kraft und Gewandtheit, wie Springen, Ringen u. dgl. Das Ballſpiel üben beide Geſchlechter gemeinſam, ſowohl das Werfen mit der Hand als das Fortſchlagen mit dem Stocke.

Die Unterhaltung durch gemeinſames Beſprechen, gegenſeitiges Beſuchen, Kartenſpiel und Würfel, das ſind die übrigen Zeitvertreibe der Lappländer. Die Frauen nehmen daran Theil, eben ſo wie an den Gaſtmahlen. Der Tanz aber findet ſich bei den Lappländern nicht, eben ſo wenig der gemeinſame Geſang.

Das nordiſche Klima mit ſeinen langen Nächten, den wunderbaren atmoſphäriſchen Erſcheinungen und den Zu-

fälligkeiten des Lebens hat die Anfänge des seltsamen Zauberwesens, die wir bereits bei den Grönländern fanden, in ganz eigenthümlicher Weise entwickelt Auf die festere Gestaltung des Zauberwesens, namentlich die Mythologie, ist die Nachbarschaft der Germanen nicht ohne wesentlichen Einfluß gewesen.

In dieser Mythologie finden wir einen obern Gott mit einer ungenannten, nur als Mutter des zweiten Gottes thätig erscheinenden Gemahlin. Nächst diesen oberen Gottheiten giebt es nun auch mittlere, die den Menschen näher stehen, dann Luftgeister, unter denen beiden zahlreiche weibliche Wesen erscheinen, und endlich die Unterwelt, die ebenfalls mit männlichen und weiblichen Wesen höherer, übermenschlicher Natur bevölkert ist.

Diese Ansichten haben sich, allerdings in größter Mannichfaltigkeit, nach den Wohnplätzen gestaltet. Es herrscht in denselben wohl ein allgemeiner Charakter; allein in der Ausbildung des Einzelnen, in der Benennung, in einzelnen Zügen trifft man auf allerlei Widerspruch.

Der Hauptgott der norwegischen wie der schwedischen Lappen stand mit seinem Sohn und Stellvertreter einsam im oberen Himmel.

Im mittleren Himmel dagegen war die Hauptgottheit weiblicher Natur, es war Baiwe, die Sonne, die auch im Mittelpunkte der lappländischen Zaubertrommel angebracht ist. Neben der Sonne bestanden mehrere Götter, eben so wie neben

dem Radjen Atzje oder Tiermes. Dieſe hatten eine Gemahlin, Serque Edne, welcher die Macht übertragen war, das Leben oder die Seele der Menſchen zu erſchaffen, wozu dann andere weibliche Gottheiten den Körper fügten. Das ſo erſchaffene und im Voraus zu einem Manne oder einer Frau beſtimmte Weſen brachten wieder andere weibliche Luftweſen an Ort und Stelle, d. h. in den Leib einer irdiſchen Frau, welche daſſelbe nun gebähren mußte. Die oberſten Luftweſen waren der Maderatja und die Maderakka.

Eine andere weibliche Gottheit, Uks- und Juksakka, Tochter der vorigen, hatte die Menſchen im Gebrauche von Bogen und Pfeil unterrichtet, und ihr war der Theil der Hütte gewidmet, wo die Jagdwaffen und Geräthe ihren beſtimmten Platz einnahmen.

Sarrakka oder Saragakka war die Liebesgöttin der Lappen, die am Herde des Hauſes ihren Sitz hatte; ſie ward vornehmlich von den Schwangern geehrt.

Bei Weitem mehr als die Vorſtellung von den obern Göttern war die von den unterirdiſchen Göttern ausgebildet, die in dem Saiwo oder dem Lande der Todten wohnten. Der Saiwo war die Nachbildung der Erde, ebenſo glichen die dortigen Zuſtände und Geſchäfte den irdiſchen. Die unterirdiſchen Götter wohnten gleich den Menſchen familienweiſe beiſammen, nur hatten ſie es bei Weitem beſſer als die Menſchen, indem ſie ſo geſchickte

Zauberer waren, daß das Unglück, welches dem Menſchen oft ſo verderblich wird, ihnen nichts anhaben konnte; auch war ihr Körper beſſer und dauerhafter. Die meiſten derſelben hatten Frauen und Kinder, doch gab es auch unter ihnen einſam hauſende Junggeſellen. Dieſe Unterweltsgötter waren den Menſchen zugänglich, und die ganze Zauberei der Lappländer beſtand darin, mit dieſen Untergöttern in Berührung und Verkehr zu kommen, zu ihnen zu reiſen und Bündniſſe mit ihnen zu ſchließen.

War nun auch dieſe Zauberei eigentlich nur Geſchäft der Männer, ſo nahmen doch die Frauen vielfach Antheil an derſelben. Sie waren zugegen, wenn ein Zauberer ſich zu einer Reiſe in die Unterwelt anſchickte, ja ſie waren zumeiſt Veranlaſſung zu ſolch einer Fahrt.

Wenn nämlich eine Schwangere dem beſondern Schutze der Sagarakka überwieſen worden war, ſo bekam ſie durch den Traum Nachricht, welchen Namen ſie dem erwarteten Kinde geben ſollte. Erhielt ſie aber durch den Traum keine Nachricht, ſo ermahnte ſie die Verwandten des Kindes, durch Zauberei dieſen Namen zu erforſchen. Auf den Namen kam viel an, und er wurde ſchon bei den heidniſchen Lappen durch die Ceremonie der Taufe gegeben, bei der nur Frauen den Dienſt verrichten durften. Die Taufe ſelbſt konnte nur eine verheirathete Frau, auch die Mutter des Kindes, verrichten. Sie geſchah in einem Keſſel mit warmen Waſſer.

Auch bei den den Göttern dargebrachten Opfern waren die Frauen thätig, und zwar bildeten ſie den Chorus, während der Zauberer die Handlung verrichtete. Von dem Opfer der Sagarakka durften nur Frauen genießen, Männer durften nicht einmal die nach Hauſe geſandten Ueberbleibſel eſſen.

Die Frau erſcheint bei den Lappen als die Gefährtin des Mannes, nicht blos auf Erden, ſondern auch im Himmel, wie in der Unterwelt.

Eine ähnliche Stellung haben die Frauen auch bei den aſiatiſchen Nomaden der kalten Zone, namentlich bei den Oſtiaken, Jakuten, Tunguſen u. a., die den europäiſchen in ihrer äußeren Erſcheinung, wie in ihren Geſchäften ſo nahe verwandt ſind. Doch finden einige Abweichungen ſtatt; namentlich iſt unter dieſen Aſiaten die Vielweiberei allgemein.

Ein Tunguſe nimmt ſich ſo viele Frauen, als er ernähren und bezahlen kann; ein wohlhabender Rennthiertunguſe giebt dem Schwiegervater für ſeine Braut 1 bis 20 Renthiere. Witwen ſind jedoch minder koſtbar. Um nun den Preis zu erſparen, tauſchen die Aeltern oftmals die Kinder, indem der Sohn des einen die Tochter des andern nimmt und umgekehrt. Die Heirathen finden früh ſtatt, Verlobungen noch früher; der oft erſt achtjährige Bräutigam zieht dann zu den Brauteltern, die Ausſtattung erfolgt nach der erſten Niederkunft. Auflöſung der Ehe

iſt ſelten bei den Tunguſen; wohl aber kommt es vor, daß ſie eine ihrer Frauen einem ruſſiſchen Promuiſchlenik auf einige Zeit überlaſſen.

Die tunguſiſche Braut beſchenkt ihren Bräutigam mit Lederarbeiten von ihrer Hand, namentlich mit ſauber ausgenähten Kleidern. Die Vermählung wird durch ein Gaſtmahl gefeiert. Die Pferdetunguſen ſchlachten ein Pferd, die Rennthiertunguſen ein Rennthier. Die Fiſchtunguſen ſuchen auf der Jagd ein Wildpret zu ſchaffen und verzehren dann einen Wolf oder Fuchs; ſchlägt die Jagd fehl, ſo wird wohl ein Hund geſchlachtet. Das Gaſtmahl wird noch durch Erzählungen und Geſänge von Jagd und Liebe, ſowie durch Tänze nach dem Tone der dreiſaitigen Kur verherrlicht.

Die Frauen ſind überaus zärtliche Mütter gegen ihre Kinder, die ſie jedoch keineswegs verzärteln, und zeigen ſich ſanft und freundlich im Umgange; junge Witwen ſind oft nur ſchwer vom Selbſtmord abzuhalten.

Die Geſchäfte der Tunguſinnen beſtehen außer der Kinderpflege vornehmlich in der Bereitung der Speiſen, welche ſie, wenn auch nicht eben beſonders reinlich, doch in großer Mannichfaltigkeit herſtellen; ſie trocknen die Fiſche, gerben Leder, beſonders Semiſchleder von ausgezeichneter Güte, färben daſſelbe und fertigen Kleider daraus, in denen Naht und Stickerei ganz vorzüglich iſt. Aus den Häuten und Därmen der Fiſche liefern ſie feine

Röcke, die ſie mit den glänzenden Federpelzen der Enten und Seetaucher, mit gefärbten Hunde- und Pferdehaaren und Stickereien von Sehnen ſehr geſchmackvoll verzieren.

Die Männer ſchweifen oft längere Zeit auf der Jagd umher, und ſo kommt es denn, daß die einſam zu Haus bleibenden Frauen und Mädchen in Liebeshändel verwickelt werden, die wohl öfter mit einer Heirath, zuweilen aber auch mit einem Zweikampf auf Leben und Tod endigen.

Aehnliche Zuſtände treffen wir in Bezug auf die Stellung des weiblichen Geſchlechts auch bei den Samojeden, die neben der Rennthierzucht im Winter die Jagd, im Sommer den Fiſchfang üben. Seltſam iſt es jedoch, daß die Frauen bei den Samojeden für unrein gelten und im Alter ein hartes Loos haben. Die Mädchen haben große Freiheit und werden von ihren Vätern ſehr zärtlich behandelt. Die Frau wird vom Manne für fünf bis zwanzig Rennthiere ihren Eltern abgekauft; die Braut ſträubt ſich, gleich der Grönländerin, auf das Aeußerſte, die väterliche Familie zu verlaſſen, und ſie muß gemeiniglich mit Gewalt eingefangen und auf den Schlitten des Bräutigams gebunden werden. Die Frauen müſſen in der Hütte auf einer beſtimmten Seite bleiben; berühren ſie eine andere oder das Geräth der Männer, ſo werden dieſe Gegenſtände durch verbrannte Rennthierhaare gereinigt. Auf den Zügen dürfen ſie nicht über den Steig

der Männer und Rennthiere, ſondern nur an einer Seite deſſelben gehen. Die Frauen dürfen ferner nicht mit den Männern ſpeiſen, ſie bekommen nur, was dieſe übrig laſſen. Wöchnerinnen dürfen dem Manne weder Speiſe, noch ſonſt etwas reichen, nicht vom friſch gefällten Wilde eſſen und haben ſich ſtreng von den Männern zu ſondern. Dieſe Abſonderung endigt ſich mit einer feierlichen Räucherung über Rennthierhaaren. Die Beſchäftigungen der Frauen beſtehen in Bereitung der Speiſen, des Leders, im Gärben, Färben, Anſammeln der nutzbaren Pflanzenſtoffe, z. B. der Neſſeln zu Fäden, in der Anfertigung der Kleider. Vergleichen wir die Arbeiten der Samojeden- und Oſtiakenfrauen mit denen der Tunguſinnen, ſo finden wir einen ebenſo großen Unterſchied zwiſchen denſelben, wie zwiſchen den Zuſtänden ihrer Verfertigerinnen. Die ſamojediſchen Kleider ſind wohl ganz tüchtig und dauerhaft, allein ſie entbehren der Zierlichkeit, des geſchmackvollen Farbenreichthums, aus welchem eine Freude an der Herſtellung derſelben hervorleuchtet.

Im Weſentlichen treffen wir bei den Oſtiaken gleiche Zuſtände, Erwerbung der Bräute durch Kauf, Vielweiberei und geringe Achtung der Frauen. Als die Oſtiaken getauft wurden, behielten ſie nur eine Frau, die übrigen wurden an andere Männer verheirathet. Viele aber entführten dieſe Weiber ihren neuen Männern wieder, und andern entliefen die mit ihnen auf dieſe Weiſe vermählten Frauen

und fanden ſich bei ihren erſten Männern wieder ein. Bemerkenswerth iſt, daß bei den Oſtiaken eigentlich nur die Knaben einen Namen erhalten und daß die Mädchen nicht ſelten namenlos bleiben, dann, daß die Schwiegertochter dem Schwiegervater ihr Geſicht nicht ſehen laſſen darf und daß der Schwiegerſohn, ehe ein Kind da iſt, der Schwiegermutter nicht vor Augen kommen ſoll. Der Mann darf übrigens die Frau nicht ſchlagen, ſie würde ſonſt entlaufen und die Mitgabe zurückfordern. Merkwürdig ſind die Tänze der Oſtiaken, die mit einem ſehr einfachen Saiteninſtrument begleitet werden. Es tritt oft Mann und Frau auf, um eine Liebesgeſchichte mit ſehr ausdrucksvollen Gebärden darzuſtellen.

Bemerkenswerth iſt es, daß bei den Samojeden und Oſtiaken die Pflege des Andenkens an die Todten den Frauen vorzugsweiſe übertragen iſt. Man verfertigt zu Ehren des Verſtorbenen ein großes hölzernes Abbild deſſelben, welches in der Hütte aufgeſtellt wird. Dieſem Bilde bringen die Frauen bei jeder Mahlzeit ein Speiſeopfer. Die Witwe muß das Bild des verſtorbenen Ehemanns häufig umarmen und pflegen.

Wir ſehen, daß Klima, Lebensart und größere oder mindere Schwierigkeit in der Erlangung der erſten Bedürfniſſe des Lebens das mehr oder minder harte Loos der Frauen beſtimmen — eine Erſcheinung, die wir ja auch in Europa antreffen, wo Noth und Sorge auf der

einen, wie Ueberfülle an Lebensbedingungen auf der andern Seite das Geſchick der Frauen begründen helfen.

Das Hirtenleben, wie der Ackerbau bieten auf den höhern Stufen ihrer Ausbildung dem Menſchen die ſicherſte Exiſtenz, die da ſchon minder zuverläſſig wird, wo Jagd und Fiſchfang zu Hülfe genommen werden müſſen. Solche Mittelzuſtände ſind die der Samojeden und Oſtiaken, da das Loos der Frauen hier härter iſt als bei den Rennthiere erziehenden Tunguſen.

Bei den zum Ackerbau ſich neigenden Finnen iſt das Loos der Frauen ein milderes[6]).

Die Tſchuwaſchen haben die rein nomadiſche Lebensart aufgegeben und wohnen ſeit etwa hundert Jahren in Dörfern, deren umliegende Felder ſie anbauen, ohne die Jagd vollkommen aufgegeben zu haben. Die Tracht dieſer Nation ähnelt in der Form der polariſchen, obſchon ſie im Stoff ſehr verſchieden iſt, da wenigſtens alle Sommerkleider aus Tuch ſind.

Die Frauen unterſcheiden ſich von den Mädchen durch koſtbarere Kleidung. Die Mütze der Weiber iſt mit Korallen und ſchuppenförmig angenähten kleinen Silbermünzen bedeckt. Unter der Mütze tragen ſie ein weißes, am Rande ſauber ausgenähtes Tuch, welches Bräute wie einen Schleier über das Geſicht ziehen. Nächſtdem haben ſie ſchöne Gürtel und Kragen.

Die Bräute werden von den Eltern gegen einen be-

ſtimmten Preis erworben, der aber durch die Mitgabe der Eltern an die Braut ausgeglichen wird. Sobald die Werbung in Ordnung, folgt „das Fahren mit Geſchenken". Der Bräutigam und deſſen Eltern beſuchen die Braut und beſchenken die neuen Verwandten mit Hemden, Tüchern oder Leinwand. Der Brautvater aber opfert wegen einer glücklichen Heirath etwas Weizenbrot und Honig, das er betend gegen die Sonne hält. Nun wird ein heiteres Gaſtmahl abgehalten und der Tag der Hochzeit beſtimmt. Auf der Hochzeit hält ſich die Braut hinter einem Schirm verſchleiert. Dann kommt ſie hervor, geht mit Würde in der Gaſtſtube rund umher und läßt durch Dirnen Bier, Honig und Brot vor ſich hertragen. Beim dritten Umgang reißt ihr der Bräutigam den Schleier weg, küßt ſie und wechſelt mit ihr die Ringe. Nachdem ſie ihre Gaben an Bier, Brot und Honig vertheilt hat, kehrt ſie hinter den Schirm zurück und läßt ſich von den Weibern die reiche Weiberhaube aufſetzen.

Beim Entkleiden muß die Braut dem Bräutigam die Stiefeln abziehen. Am Morgen nach der Hochzeit erſcheint die junge Frau als Wirthin, und nun beginnt erſt das eigentliche Hochzeitsfeſt, wozu die geladenen Gäſte Speiſen mitbringen und wobei es nicht an Tänzen nach der Gusla, dem Dudelſack und dem Kobaſch fehlt.

Eheſcheidung iſt ſelten. Sie erfolgt dadurch, daß der Mann den Schleier der Braut zerreißt.

Aehnlich ist das Verhältniß der Frauen bei den Tscheremissen und Mordwinen. Beide sind bereits seit mehr als hundert Jahren in Dorfschaften seßhaft, die neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben. Bei den heidnischen Tscheremissen herrscht noch Vielweiberei. Wohlhabende Eltern kaufen ihren sechszehnjährigen Söhnen Mädchen, die aber nicht unter 15 Jahren sein dürfen; der Kaufpreis ist 30 bis 100 Rubel. Doch erhalten die Mädchen eine Mitgift in Vieh. Bei der Verlobung wechseln die jungen Leute Ringe. Sie heirathen nicht in der Verwandtschaft, auch nicht zwei Schwestern zu gleicher Zeit, wohl aber eine nach der andern.

Wenn die Hochzeit vollzogen werden soll, so findet sich der Bräutigam mit seinen Freunden bei der Braut ein, wo möglich begleitet von Musik. Der Bräutigam theilt Geschenke aus. Dann wird vor dem auf dem Tische stehenden Hausgötzen ein Opfer verrichtet, und es beginnen darauf Tanz und Gesang. Die Braut wird mittlerweile in einer andern Hütte zur Frau eingekleidet. Dann führt sie der Bräutigam nach der Gaststube, wo sie zum Gebet niederkniet, darauf aber Geschenke austheilt und jedem Gast Bier oder Meth reicht. Die Festlichkeit dauert einige Tage. Die abgehenden Gäste werfen in den letzten Becher ein paar Kupfermünzen als Geschenk.

Mit geringen Abänderungen herrschen dieselben Gebräuche bei den heidnischen Mordwinen, ja wir finden die-

ſelben in ähnlicher Weiſe auch bei den nunmehr ſeit Jahrhunderten dem Chriſtenthume ergebenen Eſthen und Letten, ſowie bei den übrigen finniſchen Völkern wieder.

Alle heidniſchen Finnen, wie auch die oſtaſiatiſchen verlangen, daß die Braut, wenn ſie nicht vorher Witwe geweſen, eine unberührte Jungfrau ſei. Sollte dies nicht der Fall ſein, ſo muß der Vater derſelben dem jungen Ehemanne eine geringe Buße entrichten oder ſeine Frau auf ein, außerdem übliches Geſchenk verzichten.

Der Zuſtand des weiblichen Geſchlechts iſt bei dieſen ackerbautreibenden Finnen ungefähr dem unſerer ehemaligen leibeigenen Landleute zu vergleichen; ſie theilen die ſchwere Arbeit des Mannes, ſobald ſie Frauen geworden, und haben die Pflege und Wartung der Kinder obenein. Die Wohnſtätten und Werkzeuge, Geräthe und Fahrzeuge der Eſthen und der Letten ſind klein, die der erſtern noch durch große Unſauberkeit ausgezeichnet. Die Habe iſt gering, das Leben beſchränkt nach außen. Das ganze Volk der Eſthen und Letten iſt Eigenthum der deutſchen Herren.

Dennoch iſt das Leben dieſer, wenn auch nicht unglücklich zu nennenden Leibeigenen nicht ohne eine gewiſſe poetiſche Verklärung, die z. B. dem wohlhabenden deutſchen freien Bauer ganz abgeht. Eſthen und Letten ſind ein liederreiches, liederſeliges Volk, und die Dichtung iſt der einzige Schmuck ihres Lebens, die einzige

Aeußerung ihrer Plaſtik, bei dem männlichen wie bei dem weiblichen Geſchlechte.

Die Letten namentlich ſind ein überaus ſanftes Volk, und wir finden die zarten Gefühle der Liebe zunächſt als einen weſentlichen Theil des Inhaltes ihrer Lieder; die Liebe iſt im Jugendleben der Letten ein mildes Licht; der lettiſche Liebhaber wird von ſeinem Gefühle nicht gleich dem weſteuropäiſchen Ritter zu unerhörten Thaten getrieben, noch weniger gleich dem Griechen in einen tollen Sinnenrauſch geriſſen. „Die Liebe der Letten", ſagt ein Augenzeuge, „iſt das ſchönſte und reinſte Gefühl, ihr Liebesgott, wie er ſich in ihren Liedern zeigt, ein ſo ſittiges und zartes Weſen, daß man ſich ſogar ſchwer entſchließt, ihn Amor oder Venus zu nennen. Es iſt die Liebe, oder vielmehr die ſtille geheimnißvolle Sehnſucht der Pſyche nach dem geliebten Eros. Sie beſingen in ihren Liebesliedern nie Erotiſches im Sinne der Griechen; ja es kommt darin ſogar niemals zum Kuſſe oder gar zum brennenden Kuſſe, wie bei unſern Dichtern. Ein Händedruck, ein Augenwinken, ein überreichter Blumenſtrauß iſt Alles, ſagt Alles. Die Liebe zweier lettiſchen Geliebten iſt faſt völlige Geſchwiſterliebe, daher ſie denn auch Brüderchen und Schweſterchen für Geliebter und Geliebte anwenden."

Wo Du hingehſt, Brüderchen,
da geh' ich, Dein Schweſterchen, mit Dir;
wohin Du Dein Schwert wirſt hängen,
dahin häng' ich meine Blumenkränze.

Friſch, friſch iſt die Morgenluft,
roth, roth die aufgehende Sonne,
gleich dieſer iſt der Kuß
von den Lippen der Lieblichen.

Ich hörte den Apfelbaum, als er betete:
wenn der Herbſt kommt, laß das liebliche Mädchen
das Obſt von meinen Zweigen ſammeln
und ihr Garn auf meine Zweige hängen zum Trocknen.

Strickend ſtrickt' ich ein Paar Handſchuhe,
ſoll ich ſie meinem jungen Bruder geben?
Nein, ich will ſie dem Jüngling mit den Nebelaugen geben,
denn meine liebe Mutter ſprach ſehr freundlich von ihm.

Schweſter, Schweſter, komm' und gucke
in meine Wohnung, komm' und ſieh',
wie ich ſorge, wie ich ſchlafe;
Alles iſt Deinetwegen in Thränen gebadet.

Süß, ſüß iſt das Heidelbeerchen,
ſüßer aber noch das Erdbeerchen;
lieb, lieb iſt mir meiner Mutter Tochter,
lieber aber meines Volkes Mädchen.

Klingend war mein Pferd gezäumt,
klingend wie die Harfenſaite.
Mit ihm ritt ich in die Fremde,
in der Fremde ſah ich Mädchen.
Schön wie Blumen, friſch wie Roſen.

Jüngling, der Du einſam lebeſt,
haſt nur Leid und Kummer.
Jüngling, nimm Dir eine Freundin,
ſo wirſt Du Lebensfreude haben.

Durch's Dörfchen ging ich,
das Waſſer trug ich.
Da hört' ich wiehern
das braune Roß im Stalle.
Ich ſetzte die Eimer hin
und die Thür eröffnend
erblickt' ich den Jüngling
bitter weinend im Stalle.
Was weinſt Du, liebes Brüderchen,
was weinſt Du, mein Reiter?
Ich habe Dir ja zugeſagt
meine Liebe immerdar.
Rein iſt dies Waſſer
in der reinen Quelle,
treu iſt die Liebe
im treuen Herzen.

Keiner ſah, noch wußte es,
wo ich bitter weinend weilte,
nur der Rockärmel wußte es,
mit dem ich mir die Thränen wiſchte.

Durch's Birkenwäldchen,
durch's Fichtenwäldchen,
trug mich mein Pferd, mein braunes,
zu Schwiegervaters Höfchen.

„Schön Tag, ſchön Abend,
geliebte Schwieger.
was macht mein Mägdlein?
Krank iſt das Mädchen,
krank, ach ſo ſehr!
Dort in der neuen Kammer
in ihrem weißen Bettlein."
Da übern Hof ich,
und vor der Thüre ſtille weinend
wiſcht' ich die Thränen.
Die Hand ergriff' ich,
Auf ſtreifte das Ringlein:
wird Dir nicht beſſer, Mädchen,
wird Dir das Herz nicht geneſen?

Eine weiße Blume,
eine grüngeſtengelte,
ſchaukelt ſich auf dem Waſſer.
Es iſt mein weißes Liebchen,
mein grüngeſtengeltes Schweſterchen.

Mit einer Blume ruder' ich mein Boot
meiner Geliebten entgegen,
und meine Geliebte, als Blume,
kommt blühend mir entgegen.

Dem ähnlich iſt auch die Poeſie der Eſthen, die bei dieſen Völkern vornehmlich Eigenthum der unverheiratheten Jugend iſt. Mit der Heirath ſtellt ſich die Proſa des Lebens ein.

Bei den Eſthen haben die jungen Mädchen am Weihnachtsabend ein eigenes Feſt. Sie kommen zuſammen, erwählen ſich eine Königin und ſetzen ſich um ſie herum in die mit Stroh belegte Stube. Nachdem eine jede der Königin ihren Gruß geſungen, fordert dieſe allen der Reihe nach ihren Silberſchmuck ab, hängt ihn ſich ſelbſt um den Hals und empfängt zugleich die Kränze ſämmtlicher Mädchen, die ſie ſich einen über den andern auf ihr Haupt ſetzt. Es werden dabei Pfänder gegeben und eingelöſt, und zum Schluß bitten die Mädchen ſingend die abgenommenen Schmuckſachen zurück.

Die Liebe der Eſthen wie der Letten iſt wenig ſinnlicher Natur, daher ſind uneheliche Geburten ſelten. Bei aller zarten und fantaſtiſchen Neigung der jungen Leute wird doch das Nützliche nicht vergeſſen. Die jungen Mädchen denken ſchon von ihrer Kindheit an an ihre natürliche Beſtimmung und treffen vom mannbaren Alter an Vorbereitungen für die künftige Hochzeit. Sie weben und ſpinnen oft zehn Jahre lang für ihre Ausſtattung, die in einer namhaften Anzahl von Strümpfen, Handſchuhen und Handtüchern beſteht. Hat ein Mädchen die ihr zuſagende Bekanntſchaft eines jungen Mannes gemacht, ſo erwartet ſie den förmlichen Antrag deſſelben. Dieſer Antrag geſchieht nur zur Zeit des Neumondes, während die Hochzeit ſelbſt im Vollmonde ſtattfindet. Die Freiwerber des Heirathsluſtigen ſind ſeine Freunde oder ſeine Eltern.

Dieſe begeben ſich mit Meth oder Branntwein in das Haus der Brauteltern. Sowie ſie nahen, verſteckt ſich das Mädchen. Die Freiwerber treten nicht ſofort mit dem Zwecke ihrer Ankunft hervor, ſondern ſie erzählen den Eltern gewöhnlich eine Geſchichte von einem Lamm oder einem Füllen, das ihnen abhanden gekommen und das ſie ſuchen. Dabei laden ſie die Hausbewohner zum Trinken ein. Dieſe erklären, daß ſie von dem verlorenen Thiere nichts wüßten. Leiſten ſie aber der Einladung zum Trinken nicht Folge, ſo iſt es ein Zeichen, daß ihnen oder der Tochter die Heirath nicht erwünſcht iſt. Im Gegentheile aber trinken die Eltern fröhlich den Branntwein und den Meth und geben den Werbern Erlaubniß, das verſteckte Mädchen im Hauſe zu ſuchen. Die Gefundene muß dann auch einen fröhlichen Trunk thun, und von nun an hat der Bräutigam die Freiheit, ſeine Braut zu beſuchen. Er ſtellt ſich auch bald darauf zum erſten Male mit Geſchenken und einem Ringe ein, den er der Geliebten zum Zeichen der Verlobung an den Finger ſteckt.

Hierauf werden nun ähnliche Geſandtſchaften mit Erzählungen von dem verlorenen Lamm an die Gutsherrſchaft und an den Prediger abgeordnet, um die Erlaubniß zur Trauung zu erlangen.

Am Hochzeittage begiebt ſich der Bräutigam, begleitet von allen ſeinen Freunden, zu Pferde oder zu Schlitten in vollem Trabe und unter lautem Jubel zur Kirche.

Voran reitet der Pojepois, der Herold deſſelben. Unterwegs wird bei allen heiligen Orten, Seen, Eichen, Quellen angehalten, und hier werden kleine Opfer für die guten Geiſter niedergelegt.

Nachdem nun die Trauung erfolgt iſt, begeben ſich beide vereinigte Züge zunächſt in das Haus der Braut, voran der Pojepois, mit Blumen und langer weißer Schürze geſchmückt, dann der Schlitten des Bräutigams, auf dem neben dem Fuhrmann ein Dudelſackpfeifer ſitzt.

Bei der Ankunft umreitet der Pojepois dreimal das Haus der Braut und ſchlägt mit ſeinem bloßen Degen dreimal ans Dach. Dem Pferde des Brautſchlittens wird von den Freundinnen der Braut eine Kanne mit Meth oder Bier an den Kopf geworfen und das Brautpaar ſelbſt mit einer Handvoll Roggenkörner überſtreut. Es folgt nun das Mittagmahl, nach deſſen Beendigung der Bräutigam ſeinen und ſeiner Braut Löffel zertritt. Die darauf folgende Nacht wird mit Geſang und Tanz hingebracht, wobei Vermummungen und allerlei Scherze nicht fehlen.

Gegen Morgen werden die Schlitten zum Heimfahren der Braut nach dem Hauſe des Bräutigams in Bereitſchaft geſtellt, die Ausſtattung wird aufgepackt und die Braut, ſorgfältig in Schleier und Tücher verhüllt, in den Schlitten gebracht. Der Bruder derſelben macht ihren Kutſcher. Nachdem der Pojepois jeden Schlitten dreimal umritten, ſetzt ſich der ganze Zug in Bewegung. Im

Hauſe des Bräutigams beginnt ſodann die Behaubung und Einkleidung der Braut. Sie ſetzt ſich auf den Schooß ihres Bruders, und während die Brautmutter ſie kämmt und haubt, tanzen die Anderen um ſie herum. Gewöhnlich wird der Braut auch während dieſer Ceremonie ein Kind in den Schooß geworfen, das ſie im Arme halten muß und dem ſie dann ein Paar Strümpfe ſchenkt. Die Brautmutter und die Brautjungfern ſingen dazu folgendes Liedchen:

Schmücke, ſchmücke, Jungfrau, Dich,
ſchmücke Dich mit ſolchem Putze,
der einſt Deine Mutter ſchmückte.
Binde ſolche Fäden nun,
wie einſt Deine Mutter band.
Bind' um den Kopf das Sorgenband
und um die Stirn das Kummerband,
leg' auf den Scheitel das Trauertuch.

Darauf wird ihr von dem Pojepois des Bräutigams Hut dreimal auf die Haube geſetzt, den ſie dreimal wieder herabwirft, aber immer geſchickt wieder aufzufangen weiß, zum Zeichen, daß ſie zwar wider die Herrſchaft des Mannes proteſtire, ſie aber doch dulden wolle. Nun empfängt ſie vom Pojepois eine leichte Ohrfeige zur Erinnerung an die Obergewalt des Mannes. Hierauf theilt die Braut an alle Anweſende Geſchenke aus, Strümpfe, Handſchuhe, Tücher u. dgl., die ſie lange vorher ſchon angefertigt. Die Beſchenkten verſprechen ihr Gegengeſchenke,

Bienenstöcke, Schafe und andere Thiere, die denn auch nachmals richtig abgeliefert werden. Am Abende muß die Braut mit jedem Gaste einmal tanzen, wofür sie ein kleines Geschenk empfängt. Die Brautnacht wird gemeiniglich in der Vorrathskammer zugebracht. Das erste Geschäft der jungen Frau besteht am andern Morgen darin, daß sie, nachdem man sie unter Vortritt des Dudelsackes im ganzen Hause umhergeführt hat, den Ofen kehren muß.

Etwas feierlicher sind die Hochzeiten der Letten. Der Bräutigam, der sich auf das Genaueste über die bisherige Aufführung der von ihm Erkorenen und über deren Besitzthum an Linnen, Wolle, Lämmern u. s. w. erkundigt, sendet einen Anwerber in das Haus der Brauteltern. Der Werber erscheint mit allerlei Umständlichkeiten, mit Räuspern, Husten und Grüßen und hält eine poetisch verblümte Rede, des Inhalts, daß ihm für einen Freund eine Magd, ein Mädchen, eine fleißige, sittsame Jungfrau nöthig sei zum Bleichen, Spinnen, Weben, Fegen, Waschen, Milchen, Stricken, Nähen. Er habe noch nirgends die Rechte finden können, sie müsse aber hier in diesem geachteten, vielgerühmten Hause sein.

Der Wortführer der Braut bedankt sich für die erwiesene Ehre und stellt dem Werber die Mädchen des Hauses vor, indem er sagt: Hier sind Mädchen genug, suche Dir eine und nimm sie. Die eigentlich Verlangte

ist aber meistens nicht darunter, sondern hat sich gemeiniglich versteckt. Der Werber lobt indessen die Anwesenden, bemerkt jedoch, daß die, welche er suche, nicht dabei sei, denn er habe gehört, daß noch ein zartes Jungfräuchen im Hause sei, so ein zierliches, bezauberndes Goldpüppchen, so ein holdes Täubchen, so ein sanftes Schäfchen, und dieses meine er eigentlich.

Nach vielen Entschuldigungen, daß man nichts von ihr wisse, und nach vielem Bemühen und Nachspüren des Werbers kommt endlich die Gesuchte doch aus ihrem Schlupfwinkel heraus. Zwei Lichter werden vor und zwei hinter ihr getragen. Sie stellt sich züchtig und schüchtern dar, giebt ihr Jawort und thut dann ihrem Wortführer, so wie dem Brautvater, die sich die Hand gereicht haben, in Meth oder Branntwein Bescheid, und dieser Trunk gilt als Abschluß und Besiegelung der Verlobung.

Darauf erfolgt ein persönlicher Besuch des Bräutigams, welcher bei dieser Gelegenheit stets zu Pferde erscheint. Das Pferd desselben, das er neu, aber so leicht beschlagen läßt, daß die Eisen bei jedem Schritte klappern, sowie das des ihn begleitenden Sprechers, ist möglichst bunt herausgeputzt, mit Federbüschen geziert und mit hübschen Bändern behangen. Hat der Freier das Jawort erhalten, so bindet er seinem Pferde den Schweif kurz auf. Reitet er nun heim, so treten die im Felde

arbeitenden Frauen an den Rand des Weges und begrüßen ihn und ſein Pferd mit Liedern.

Kommt endlich die Hochzeit heran, ſo ladet die Braut ihre Verwandten perſönlich dazu ein, ſowie der Bräutigam die ſeinigen. Beide kommen, ein jedes umgeben von den Verwandten, in zwei beſondern Zügen bei der Kirche an. Bei der Trauung werden während des Ringwechſels den Brautleuten Trauungskronen aufgeſetzt, die aus Silber oder verſilbertem Blech in Geſtalt von Zweigen, Blättern und Blumen beſtehen. Es ſind auf jedem Gute einige ſolcher Kronen vorhanden, die man auf Bitten der Brautleute zur Trauung herleiht. Bei der Trauung ſelbſt ſucht die Braut den Fuß auf den vor dem Altar liegenden Teppich eher als der Bräutigam zu ſetzen.

Vom Altar zieht man nach dem Hauſe der Braut; ein Hochzeitsmarſchall führt den Zug an, er muß aus jedem Wirthshaus, an welchem man vorüber kommt, Meth oder Bier holen und nach einmaliger Umreitung des Schlittens dem Bräutigam und den übrigen Gäſten den Becher reichen. Das Hochzeitshaus iſt mit Tannenzweigen, im Sommer auch mit Birkenlaub, Kronleuchtern, Ornamenten, die zierlich aus Stroh geflochten und wobei rothe, gelbe und ſchwarze Beeren angebracht ſind, ausgeſchmückt.

Wenn die Gäſte vollſtändig beiſammen ſind, wird zunächſt ein geiſtliches Lied geſungen und ein kurzes Gebet gehalten; darauf redet ein Aelteſter die Brautleute an.

Es folgt nun das Frühſtück. Mittlerweile wird gemeiniglich der hübſcheſte der Burſchen zum Brautführer erwählt und mit Strumpfbändern, Handſchuhen, Federbüſchen, weißen Tüchern und bunten Bändern aufgeſchmückt. Seine Pflicht iſt, darauf zu achten, daß der Korbwagen und das ganze Geſpann der Braut ſolid und feſt ſei, auf daß nicht das Mindeſte davon losgehen könne. Während der Brautfahrt darf auch nicht angehalten werden, denn Verſehen und Zögern würden eine unheilvolle Ehe verkünden. Die Braut geht nun in ihrem ganzen Staate als Wirthin unter den Gäſten umher und zeigt, auch wenn ſie noch ſo gern heirathet, ein trauriges und betrübtes Antlitz. Während ſie Meth und Bier ſchenkt, vergießt ſie Thräne um Thräne, da ſie nun das geliebte Elternhaus verlaſſen ſoll. Ihre Freundinnen, die unverheiratheten Mädchen, bemühen ſich, ſie zu tröſten. Die verheiratheten Frauen verſpotten ſie darob in Verſen, die im Chor geſungen werden, worauf die Mädchen ebenfalls im Chor antworten, während beide Parteien an einem langen Tiſche ſich gegenüber ſitzen. Die ältere Partei preiſet die Ehe, den Bräutigam, die verheirathete Frau und fordert mit Ungeſtüm die Herausgabe der Braut. Die Mädchen dagegen beſingen die Jugend und Jungfräulichkeit, tadeln die Männer und ſchelten die älteren Frauen als hart und grauſam. Der Geſang wird oft zum heftigen Geſchrei; die Sängerinnen ſpringen wohl von ihrem Sitze im Eifer

empor und ſingen ſtehend, wobei ſich dann die ganze Reihe nach dem Tacte des Geſanges auf- und ab-, hin- und herbewegt. Zuweilen wird auch der Tact mit einem der Kinderklapper ähnlichen Inſtrument auf dem Tiſche dazu geſchlagen.

Die Männer laben ſich indeſſen an Speis und Trank drei Tage und drei Nächte hindurch. Auch die Bettler werden bei ſolchen lettiſchen Hochzeiten nicht vergeſſen, ſie dürfen ungeladen herzu kommen und finden auf der Bank am Ofen ihren Platz. Jeder ankommende Gaſt wird von der Braut ſeinem Stande gemäß willkommen geheißen und auch von den ſingenden Frauen und Mädchen mit einem kurzen Lob- oder Spottliede begrüßt. Es darf ferner ein Spaßmacher bei dieſem Feſte durchaus nicht fehlen.

Jeder ſcheidende Gaſt erhält von der Braut ein weißes Tuch und ein Paar Handſchuhe. Das lange Tuch befeſtigt ſie ihm um Schultern und Bruſt wie eine Schärpe, und die Handſchuhe bilden die Franzen an dem Orte, wo die Zipfel zuſammenkommen. Von ſolchen Tüchern und Handſchuhen hat jede Braut einen großen Vorrath ſelbſt ſeit Jahren angefertigt. Wenn es ihr an dieſem Ehrentage daran fehlen ſollte, ſo würde ſie entweder als nachläſſig und faul oder geizig erſcheinen und ſich den Spottliedern ihrer Freundinnen ausſetzen.

Kommt nun endlich die Stunde des Abſchiedes von

dem Elternhauſe, ſo erreicht die Trauer der Braut den höchſten Grad. Sie meidet dann den Schwarm der Gäſte, zieht ſich zurück, verſteckt ſich, und die Verwandten, die mittlerweile den Reiſeſchlitten oder Wagen bereitet haben, müſſen ſie ſuchen und finden ſie gewöhnlich in der Schlafkammer ihrer Mutter weinend auf dem Bette ſitzen.

Sie muß aber doch endlich in den Schlitten; ſie ſetzt ſich, in einigen Gegenden mit verbundenen Augen, auf den Schooß der Schwiegermutter. Dabei werden poetiſche Reden und Antworten gewechſelt. Neben der Braut ſitzt die Brautjungfer oder Brautſchweſter. Der Wagen oder Schlitten iſt mit weißen Tüchern bedeckt, das Krummholz oder der von der Gabeldeichſel über die Schultern des Pferdes ſteigende Reif mit weißen Handtüchern umwickelt, die von bunten Bändern zuſammengehalten werden; auch fehlen hier nicht Federbüſche, Glöckchen u. dgl. Die Fahrzeuge werden von luſtig ſich tummelnden Reitern umſchwärmt.

Die Braut wird an der Thür des Bräutigams von deſſen vorangeeilten Verwandten empfangen, die ſich bemühen, ſie aus dem Schlitten zu heben. Die Braut aber muß, wenn ſie kein böſes Omen veranlaſſen will, ohne fremde Hülfe ſogleich raſch und behende aus dem Schlitten ſpringen. Nun wird ein Stück Brod in zwei Theile zerſchnitten, welche der Braut und dem Bräutigam überreicht werden. Darauf nimmt das im Hauſe der Braut

begonnene Fest in dem des Bräutigams in derselben Weise seinen Fortgang.

Am zweiten Tage wird die Behaubung der Braut vorgenommen. Sie wird mit einer Haube zierlichst geschmückt. Dann erhält sie von der Schwiegermutter eine Ohrfeige, die sie dem Bräutigam zurückgeben muß. Das Brautbett ist meist in der Vorrathskammer aufgeschlagen.

Es ist gut, wenn das junge Ehepaar nach der Brautnacht recht frisch und munter aussieht. Vor der Thür des Brautgemachs stehen zwei Gefäße mit Wasser, das eine für den Bräutigam, das andere für die Braut. Wer von Beiden das seinige am Morgen bei dem Aufstehen zuerst mit dem Fuße berührt und umstößt, der wird als lebendig gelobt, der andere aber verspottet und aus dem Gefäße mit Wasser bespritzt. Auch hält man am Morgen hie und da dem Bräutigam eine Stange vor, die er zerbrechen muß, um seine Kraft zu zeigen.

Bei dieser Gelegenheit werden die Zimmer mit Mohn, Salbei und Krausemünze geschmückt. Festgerichte sind geronnene Milch mit Salz und Lauch, Käse mit Eiern gemischt und Schweinefleisch.

Von den Liedern, die bei den Hochzeiten der Letten erklingen, ist zunächst das zu bemerken, was die Braut singt:

Sind gleich holde Jugend meine Tage,
ist auch leicht und frisch mein junges Herze noch,
dennoch ist mir leid um diese Tage,

Digitized by Google

heute geht zu Ende meine Jugend.
Durch die grüne Hofflur geht das Mädchen,
ihren Brautkranz in den weißen Händen.
O mein Kranz, o du mein buntes Kränzlein,
weit von hinnen wirst du mit mir gehen.
Lebe wohl nun, liebes Mütterchen,
lebe wohl nun, Vater, liebes Väterchen,
lebet wohl nun, lieben Brüder,
lebet wohl, ihr vielgeliebten Schwestern.

Ist Dir leid um die alte Muhme,
ist Dir leid um die liebe Mutter?
Oder ist Dir leid, o Jungfrau,
um die jungfräulichen Tage? —
Nicht ist mir leid um die alte Muhme,
nicht um die liebe Mutter;
es ist mir leid, es ist mir leid nur
um die jungfräulichen Tage.

Ein anderes Hochzeitslied ist interessant, weil darin die Arbeit der künftigen Hausfrau dargestellt wird:

Wie wirst Du stillen den Zorn der Schwieger?
wie wirst Du besänftigen die neue Mutter? —
Ich werde aufstehen auch ungewecket,
werde Feuer anzünden auch unbefohlen;
für die Schwieger werd' ich das Feuer anzünden,
für die neue Mutter werd' ich das Wasser holen.
Mit Seife wasch' ich, um weiß zu werden,
die Gläser scheur' ich, auf daß sie glänzen,
und wenn gekommen zur Schwiegermutter,
will ich sie waschen mit meinen Thränen,
will ich sie trocknen mit Herzenssenfzern.

Ich schließe diese Betrachtung mit einem Liede, das uns Kohl unter der Aufschrift „Mutterliebe" mittheilt; es ist esthnischen Ursprungs:

Wann lohn' ich der Mutter Liebe,
Muttermühe, Liebesmilch ihr,
die mich säugt' in treuem Sorgen,
die mich hob und hegt' auf Händen,
ein mich lullt' an ihren Lippen?

Schlaflos lagst Du lange Nächte,
bliebest vielmals früh ohn' Frühtrunk,
ohne Mahl so manchen Mittag
und ohn' Imbiß oft des Morgens!
Feuer kam nicht aus der Kammer,
nicht das Lichtlein je vom Lager,
aus dem Zeuge nicht die Mutter.
Sicher suchte sie dem Kinde
Thränenstiller für das holde.
Sandt' ihr Lämmchen weg zum Seher,
eine Zieg' zum Zungenprüfer
und das Rößlein zu dem Zaubrer;
und doch schluchzt' ich nur zum Scherze,
krauste meinen Mund ohn' Ursach'.

An der Mutter Athem quoll ich,
schlummert' auf der Mutter Schooße,
blühte von der Mutter Blute,
spielte an der Mutter Seite.

Könnt' ich mit dem Munde danken,
wärmsten Dank mit Worten sagen,
ziemend mit der Zunge flehen,

gäb' ich Gott der Guten Seele,
heim ihr Herz in Jesu Hände,
ihren Arm Maria's Armen,
ihre Knie dem Thron des Schöpfers.

Die Hirtenvölker der gemäßigten Zone

bieten in Bezug auf das weibliche Geschlecht ganz eigenthümliche Erscheinungen dar. In den unermeßlichen Steppen des nordwestlichen Asiens ziehen bis weit nach Osten hin seit Jahrtausenden Völkerstämme umher, die, ursprünglich passiver Rasse, doch mehrfach und in verschiedenen Richtungen von der activen Rasse durchzogen wurden, etwa in ähnlicher Weise wie die Urbewohner vom westlichen und nördlichen Africa von den Arabern. Wir finden Darstellungen dieser scythischen Völker auf den Denkmälern der alten Könige Aegyptens aus dem 18. Jahrhundert vor Christi Geburt und bemerken da dieselben Gesichtsbildungen, welche noch heute den mongolischen und tatarischen Stämmen eigen sind.

Die alten Griechen, namentlich der Vater der Geschichte, Herodot, schildern uns diese Stämme als freiheitliebend, kriegerisch und nimmer rastend. Herodot erzählt die seltsame Sage von dem achtundzwanzigjährigen Aufenthalt der Scythen in Medien, indem er berichtet, wie sie dann bei

ihrer Rückkehr ein Heer ſich gegenüber ſtehen fanden, das während ihrer Abweſenheit von ihren Sclaven mit ihren Frauen erzeugt worden war, das ſie aber mit den Peitſchen in die Flucht jagten.

Nicht minder bringen die Griechen die Sage der Amazonen, dann die von der Königin Tomyris, der Beſiegerin des Cyrus, mit dieſen Gegenden in Verbindung.

Die Steppengegenden und die Menſchen, die darin heimiſch ſind, haben ſeit Jahrtauſenden daſſelbe Gepräge beibehalten, ihre Zuſtände ſind, wie ihre Lebensbedingungen und Verhältniſſe, immer dieſelben geblieben. Pferd und Kameel ſind die Gefährten der Menſchen, die ihnen in ihrer Milch, ihrem Fleiſch, ihrem Haar, ihrer Haut die weſentlichen Lebensbedürfniſſe darbieten. Haben doch ſelbſt Dinge, die in Europa die gewaltigſten Veränderungen in dem öffentlichen Leben hervorgebracht haben, in jenen Gegenden ihren Einfluß verloren, wie z. B. das Schießpulver. Selbſt die Religion, im Weſten der Islam, im Oſten der Buddhaismus, der dort ſeit dem 13. Jahrhundert heimiſch geworden, hat auf Sitte und Lebensart keinen umgeſtaltenden Einfluß geübt.

So iſt denn wohl auch der Zuſtand des weiblichen Geſchlechts bei dieſen Stämmen in der urſprünglichen Geſtalt erhalten worden.

Bei allen dieſen Stämmen herrſcht die Polygamie, d. h. der Mann hat das Recht, neben der erſten Frau

ſich noch mehrere zu erwerben, je nachdem es ihm ſeine Vermögensumſtände geſtatten.

Bei den tatariſchen Stämmen, die neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben, wie die Nogaien, wachſen die Mädchen in der Nähe der Mutter auf; ihre Geburt wird zwar mit minder lautem Jubel begrüßt, indeſſen ſind ſie den Eltern doch auch ein Segen, denn viel Mädchen bringen ihnen Reichthum. Ein Augenzeuge, Daniel Schletter, verſichert, daß bei den Nogaien im Allgemeinen der Vater bei Weitem mehr Zärtlichkeit für ſeine Kinder an den Tag legt als die Mutter. Der Vater fertigt die Wiege: die Mütter ſäugen ihre Kinder ſehr lange, können aber, bei der ſteten Arbeit, ihnen wenig Pflege angedeihen laſſen. Mädchen wie Knaben kriechen nackend in den Wohnſtuben umher und lernen früh ſich helfen. Die Mädchen werden ſehr verzärtelt, auch mehr geſchont als die Knaben. Sie lernen Nähen, Wirken, Spinnen, Kleidermachen; ſie kommen ſelten aus dem Zimmer und dann nur mit Geſpielinnen, während der Knabe ſich frühzeitig an die Pferde macht. Gegen den Unfug, den ſie in dem Zimmer und an den Geräthen verrichten, iſt der Vater nachſichtiger als die Mutter. Die von den mohammedaniſchen Geiſtlichen der Mollahs gehaltenen Schulen werden nur von den Knaben beſucht.

Die Ehe wird meiſt von den beiderſeitigen Eltern geordnet. Der Vater des Mädchens verhandelt daſſelbe

an den Vater ihres künftigen Mannes für einen bestimmten Preis. Dies geschieht auch oft zur Befestigung der Freundschaft zwischen zwei Vätern, zuweilen auch als Abtragung einer Schuld. Ist die Uebereinkunft geschlossen, der Preis des Mädchens bestimmt und von den Priestern verschrieben, so wird eine Vorhochzeit gehalten. Das Mädchen bleibt im Hause der Eltern. Der Vater des Bräutigams zahlt nun in festgesetzten Fristen den ausbedungenen Preis in Geld oder Vieh. Wenn Alles bezahlt ist und die Kinder in dem Alter von 13—17 Jahren stehen, so wird die eigentliche Hochzeit gefeiert. Von Seiten der Brautleute, besonders aber der Braut, ist von einem Widerspruch nie die Rede. Wohl aber berathen sich Vater und Mutter darüber.

Oft kommt es vor, daß während des Brautstandes der jungen Leute die beiderseitigen Väter in Streit gerathen, woraus oft bittere Feindschaft entsteht, wenn z. B. einen der Betheiligten der abgeschlossene Handel reut und er Anlaß sucht, denselben rückgängig zu machen, auch wo möglich das bereits Bezahlte wieder zu erhalten bestrebt ist. Es bestehen allerdings deshalb gewisse Satzungen, wie z. B. der Vertrag aufgehoben werden kann, wenn ein Kind auf irgend eine Weise verunstaltet oder verstümmelt wird. Solche Fälle werden dann von den Mollahs, den Geistlichen und Rechtsprechern, entschieden.

Endlich kommt die Hochzeit heran, die stets an

einem Donnerstag, als dem Vorläufer des Freitags, des mohammedaniſchen Sonntags, gefeiert wird. Es werden ſämmtliche Bewohner des Dorfes eingeladen, auch Bekannte aus entfernten Dörfern dazu gezogen, dann aber Kuchen und Fleiſch in die Nachbarhäuſer geſendet. Der Stutenbranntwein oder Kümis muß in Fülle vorhanden ſein. Nachdem die Hochzeit im Hauſe der Braut gehalten worden, wird auch in dem des Bräutigams eine Feier veranſtaltet.

Die Koſten einer Tatarenhochzeit ſind ſehr bedeutend. Von der Braut werden ſelbſtgefertigte Tabacksbeutel, geſtickte Handtücher und dergleichen an die Verwandten und Freunde verſchenkt. Braut und Bräutigam bekommen hinwiederum Geſchenke an Vieh, Fleiſch, Getreide, Kuchen. Das Schmauſen dauert oft mehrere Tage. Während dieſer Zeit iſt die Braut jedoch nicht in einem Hauſe mit dem Bräutigam. Erſt gegen Abend wird der Braut die Mütze abgenommen, die ſie bisher getragen, und ihr ein Schleier gegeben. Dann wird ſie durch einige alte Weiber in das Haus ihres Gatten gebracht und hier von den Mollahs mit Handgebung der Bund beſtätigt. Am folgenden Morgen nimmt die Frau in vollem Staate die Glückwünſche der Beſuchenden an.

Die Hochzeit mit einer Wittwe oder mit der zweiten Frau überhaupt wird mit weniger Aufwand und Umſtändlichkeit gefeiert.

Wenn ein ſelbſtſtändiger Tatar um ein Mädchen

wirbt, so darf es nicht durch ihn selbst, sondern nur durch Freunde und Bekannte geschehen. Gemeiniglich muß eine Brautwerberin den Handel mit dem Vater des Mädchens einleiten. Wenn der Bewerbende die Erlesene schon früher gesehen hat, so darf er sie von dem Tage an, wo er selbst sich beworben, nicht wieder sehen, auch wenn Jahre vergehen sollten, bevor er den Kaufpreis vollständig abgezahlt hat. Nächst dem Vermögen der Braut berücksichtigt ein Bewerber vornehmlich die Familie derselben.

Der Preis besteht in Vieh oder Geld, und ein ächt nogaisches Mädchen aus guter Familie kostet etwa 30 Kühe oder 300 Gulden. Krimische Tatarenmädchen oder Kalmykinnen gelten kaum mehr als 3 bis 10 Kühe. Der Vater verkauft die Tochter, der Bruder die Schwester; die Wittwe fällt mit den Kindern dem nächsten männlichen Verwandten zu, der sie behalten oder verkaufen kann.

Der Mann dagegen darf seine Frau nicht verkaufen; er kann sie nur entlassen, wenn sie ihm nicht zusagt, erhält jedoch, wenn kein triftiger Grund zur Unzufriedenheit sich nachweisen läßt, den für sie bezahlten Preis nicht zurück. Die verstoßene Frau wendet sich wieder zu ihren Eltern und Verwandten, von denen sie aber auch nur dann wieder verkauft werden kann, wenn der Mann sich förmlich von ihr trennen will.

Die Frau hingegen kann sich nicht eigenmächtig vom

Manne ſcheiden und darf ohne Einwilligung deſſelben von Niemandem aufgenommen werden; ſobald ſie von ihm zurückverlangt wird, iſt ſie ihm unbedingt auszuliefern.

Eine Frau, welche ſchlechte Streiche getrieben, den Mann beſtohlen oder gar Ehebruch geübt hat, wird den Ihrigen zurückgeſchickt, und der Mann muß den für ſie erlegten Kaufpreis zurückerhalten. Ein gefallenes Mädchen wird kaum von dem Aermſten gekauft.

Die Mädchen ſtehen hoch im Preiſe, weßhalb den armen Leuten das Heirathen ſehr erſchwert iſt. Der arme Nogaie dient oft Jahre lang als Knecht, um ſich den Brautpreis zu verdienen; reichere ſtrecken armen Heirathsluſtigen wohl auch das Geld dazu vor. Das junge Ehepaar dient dann als Knecht und Magd im Hauſe des Gläubigers ſo lange, bis ſie die Schuld gemeinſam abverdient haben. Unverheirathete Frauen dienen niemals als Mägde in fremden Häuſern.

Der gewöhnliche Nogaie hat nur eine Frau; da Dienerinnen fehlen, ſo muß ein Mann, in deſſen Hof viel Arbeit iſt, der viele Kinder hat und deſſen Frau kränklich wird, ſich eine zweite Frau zu werben ſuchen. Die erſte Frau verrichtet dann gewöhnlich die leichtere Handarbeit, während der zweiten die ſchweren und gröberen Geſchäfte zufallen, Waſſertragen, Hirſeſtoßen, Mahlen.

Die erſte Frau iſt und bleibt die Herrin des Hauſes und die Vorgeſetzte der zweiten. Da die letztere indeſſen

gemeiniglich jünger iſt als die erſte, ſo weiß ſie ſich bei dem Manne in beſondere Gunſt zu ſetzen und Vorzüge zu erlangen.

Jede der Frauen hat ihr beſonderes Schlafgemach, des Tages aber ſitzen ſie beiſammen bei der gemeinſchaftlichen Arbeit.

Der Mann hat bei den Nogaien mit dem Vieh, ſowie mit dem Feldbau, dann mit Handel und Geſchäften meiſt außerhalb der Hütte ſeine Verrichtungen.

Die Frau dagegen hat zunächſt in der Hütte die Kinder zu beſorgen; dann muß ſie, wenn gerade Gäſte kommen, auch außer der gewöhnlichen Eſſenzeit, oft mehrmals an einem Tage, kochen. Die Frau muß den Mann bedienen und, wenn er nicht zu Hauſe iſt, auch noch das Vieh tränken. Sie muß ferner das Waſſer zum Trinken, Kochen und Waſchen täglich in großen Kübeln aus den oft ziemlich entfernten Brunnen und Ciſternen herbeitragen. Sie ſammelt den Miſt in der Steppe und von dem eigenen Vieh und bereitet daraus das nöthige Brennmaterial. Sie fertigt die Seifen und wäſcht auch. Sie übertüncht alljährlich die Hütte von außen und innen. Sie gerbt die Schaffelle und fertigt für ſämmtliche Hausgenoſſen Mützen, Pelzröcke und Beinkleider. Sie näht aus Leinwand und Kattun die Hemden und Oberröcke. Sie melkt die Kühe und macht Butter und Käſe, bereitet Bier und anderes Getränk, mahlt auf

der Handmühle das Getreide und ſtößt im großen hölzernen Mörſer die Schalen von dem Hirſe ab, eine täglich wiederkehrende und ſehr ſchwere Arbeit. Sie krämpelt die Schafwolle, ſpinnt mit der Spindel, webt verſchiedene Wollſtoffe, wirkt Schnüre, macht Stricke von Wolle und Pferdehaaren, fertigt Siebe, Wollenteppiche und Matten von Schilf. Ja die ärmeren Tataren verwenden ihre Frauen ſogar zur Feldarbeit.

Die Frauen ſind daher ſtets beſchäftigt, zumal da ihre Arbeiten wegen der unvollkommenen Werkzeuge und wegen der mangelhaften Eintheilung der Zeit ſehr langſamen Fortgang haben. Wenn Frauen in einem Dörfe umhergehen, ſo handhaben ſie die Spindel. Der Webeſtuhl beſteht in einigen Pflöcken, die im Freien vor dem Hauſe in die Erde geſchlagen werden und woran das Nöthige angebunden wird. Der Faden wird jedesmal mit der Hand durchgeführt und das Blatt angezogen. Und dennoch liefern die Tatarenfrauen ſaubere und dauerhafte Webereien. Die Pelze, die mit Buttermilch gegerbt und mit Krapp gefärbt werden, nähen ſie mit Thierſehnen überaus dauerhaft. Die Seife wird aus dem in der Steppe häufig vorkommenden, Alabota genannten Kraute gemacht, das man in Haufen aufſtellt und verbrennt. Die Aſche wird in einem Sacke aufgehangen, unter welchem ein Gefäß ſteht. Dann gießt man heißes Waſſer in den Sack und ſammelt die durchgeſeihte, gelb-

braune Brühe, die man in einem großen Kessel so lange einsiedet, bis ein graues Pulver sich zeigt, das, mit Salz und Fett vermengt, noch eine Weile über dem Feuer bleibt, und woraus man sodann runde Klumpen bildet.

Auf die Kleidung der Mädchen wird große Sorgfalt verwendet. Sie tragen eine hohe, runde, ringsum mit großen und kleinen, meist türkischen Silbermünzen besetzte Mütze von rothem Tuch, von welcher mehrere gefaßte rothe Korallenstücke auf die Stirn herabfallen, während sie hinten mit Muscheln und anderen Zierrathen behangen ist. Eine solche Mütze kostet oft mehr als 30 Rubel. Das lange, schwarze Haar flechten die Nogaienmädchen in einen langen, durch Bänder verlängerten und verstärkten Zopf, an welchem noch ein zopfartig gedrehtes, weißes Leintuch angeknüpft ist, das oft bis an die Knöchel herabreicht. Die Mädchen tragen ferner in der durchbohrten Nasescheidewand oder im rechten Nasenflügel einen Ring von Silber oder aus mit Glaskorallen bestecktem Draht. Um den Hals wird ein Band mit aufgenähten Edelsteinen und Glaskorallen geschlungen. An den Fingern, oft an allen, haben sie silberne Ringe mit großen, rothen Gläsern und am Arme breite silberne Bänder. Uebrigens beobachten sie die Sitte, die Nägel und die innere Handfläche mit einer von ihnen Knö genannten Pflanze roth zu färben. Die Pflanze wird getrocknet, gepulvert und mit Alaun und frischem Gänsekoth zu

einem Teige geknetet, den man über Nacht auf Nägel und Hand bindet.

Die gewöhnliche Hauskleidung der Nogaiinnen ist folgende: Sie tragen ein Hemd von rother Leinwand, über welches der bis an die Knie reichende blaue Kaftan gezogen wird. Darunter haben sie weite Beinkleider von Kattun, Nankin oder Seide, die über den Fußknöcheln mit einer Schnure zusammengezogen werden. Die Füße stecken in gelben Stiefelchen, über die man beim Ausgehen rothe Schuhe oder gelbe mit Silberfäden verzierte Pantoffeln zieht. Wenn die Straße kothig ist, so gehen die Frauen auf Holzsohlen, die gleich einer Bank auf zwei senkrecht stehenden Bretern aufsitzen.

An Fest- und Feiertagen prunken Mädchen und Frauen in seidenen Kaftanen, die reich mit Metallstücken, Schnallen, Buckeln, wo möglich von Silber, verziert sind und oft noch von den Urgroßmüttern herstammen. Der Kaftan ist am Halse mit einem silbernen Haken geschlossen. Um den Leib legt man über den Kaftan einen breiten Gurt, der mit großen, tellerartigen, platten Schnallen geschmückt ist. Ueber dem Kaftan tragen die Nogaiinnen einen mit leichtem Pelz verbrämten Rock von bunter Seide mit kurzen Aermeln, unter denen die langen, vorn sehr weiten, rothgefütterten Aermel des blauen Kaftans hervorquellen. Sie lieben überhaupt bunte, grell von einander abstechende Farben. Nur Schwarz wird nicht getragen.

Im Winter wird über dem Kaftan ein Pelzrock getragen, der an den Enden mit buntem seidenen Zeuge verziert ist. Auf den Straßen erscheinen die Mädchen wohl auch in großen seidenen Mänteln, und man sieht sehr oft zwei Mädchen Arm in Arm, die sich zusammen in einen solchen Mantel gehüllt haben.

Die Frau unterscheidet sich von dem Mädchen durch den weißen Schleier, der indessen nicht das ganze Gesicht bedeckt und ohne den sie niemals vor dem Manne und den Gästen erscheinen darf. Im Winter wird er so um den Kopf getragen, daß nur die Augen frei bleiben. Dieser an den Enden mit bunten Streifen und Fransen verzierte Schleier besteht aus feinem weißen Gewebe und ist sehr groß. Unter demselben trägt die Nogaienfrau ein turbanartig um den Kopf geschlungenes buntes Tuch von namhafter Länge, dessen Enden auf den Rücken herabfallen. Unter dem Tuche sitzt auf dem Hinterkopfe ein kleines Polster, von welchem ein Band über die Stirn geht, an dem gefaßte rothe Korallen hängen. Zur Schonung der Kleider tragen die Frauen bei der Arbeit eine Schürze von gröberem Stoff.

Die Nogaiinnen sind sehr gern geputzt und haben große Freude an Spiegeln, Moschus, Scheeren, Näh- und Stecknadeln, Bändern, Muscheln, türkischen Silbermünzen, Fingerhüten, Schwämmen, Fingerringen und dergleichen. Der Mann bringt, wenn er von einem Markt kommt,

Digitized by Google

der Frau und den Kindern immer etwas mit, Leinwand, Haſelnüſſe und dergleichen.

Die Frau iſt dem Nogaien, wie allen Bekennern des Islam, eine Dienerin ſeiner Luſt und Bequemlichkeit. Kommt der Nogaie von der Reiſe oder Arbeit, ſo hat ſie für ſeine Speiſe zu ſorgen, und ſie darf nur dann erſt an die eigene Ruhe denken, wenn dem Manne nichts mehr von ihr zu verlangen übrig bleibt. Nach dem Tode gelangt auch die Frau mit in das Paradies zu ihrem Manne, verjüngt und ewig jung und ſchön bleibend. Die Frau darf nichts eigenmächtig im Hauſe vornehmen. Der Mann hat in allen Angelegenheiten des Hauſes und der Kindererziehung die erſte Stimme. Nöthigenfalls giebt der Mann der ungehorſamen Frau ſeinen Widerwillen durch die Peitſche zu erkennen, wobei er, der Sitte gemäß, in vollem Rechte iſt. Doch findet dies meiſt nur in ſolchen Häuſern ſtatt, wo mehr als eine Frau vorhanden iſt. Gegen willkürliche Mißhandlungen iſt die Frau durch Sitte und Geſetz geſchützt. Mit dem Manne ſpeiſet die Frau nie an einem Tiſch und ißt auch ſtets nach ihm; ſie erſcheint nie öffentlich an der Seite des Mannes und geht, wenn er im Zimmer ſitzt, nie vor ihm vorbei, ſondern ſtets hinter ſeinem Rücken vorüber; ſie bleibt auf der Querſtraße ſtehen, bis der Mann, der ihr von ferne entgegengekommen, vorübergegangen iſt; ſie darf nie ein Wort reden, wenn der Mann ſpricht; ſie beſucht nie

Digitized by Google

das öffentliche Gasthaus; sie reicht dem Manne die Pfeife und sattelt sein Pferd.

Die Frau kann nur mit ihres Gleichen spazieren gehen, und wenn sie fährt, wird der Wagen nur von Ochsen gezogen. Wenn die Frauen ausfahren, so ist der Wagen gewöhnlich ganz vollgepfropft von ihnen, jede hockt auf ihren Füßen. Das größte Vergnügen der Nogaiinnen ist, in vollem Putz im Dorfe umherzuwandeln oder mit anderen Freundinnen gemeinschaftlich in fremden Dörfern Besuche zu machen. So lautlos und steif sie bei der Anwesenheit von Männern erscheinen, so lebhaft, lustig und ausgelassen sind sie, wenn sie unter sich sind. Weiber und Mädchen kommen oft an dem Brunnen zusammen und ergehen sich in munterem Geschwätz.

Stirbt ein Mann, so muß ihn seine Frau mit lautem Geheul an jedem Abend Monate lang öffentlich beklagen und beweinen. Am Sterbetage wird sie darin von ihren Verwandtinnen und Freundinnen unterstützt.

Aehnliche Erscheinungen finden wir auch bei den Nomaden des östlichen Asiens, den Kalmyken und Mongolen.

Wenn ein Kalmyke heirathen will, so kann er sich nur nach einem Mädchen gleichen Standes umsehen. Die Kalmyken theilen sich in schwarze oder gemeine und in weiße oder adelige. Zwischen Personen dieser beiden Stände kann niemals eine Ehe stattfinden.

Digitized by Google

Zu fürſtlichen Ehen wird die Braut aus einem anderen Volksſtamme gewählt. Gemeine Leute ſind in Betreff der Heirath unter Verwandten ſtrenger als die Adeligen. Die Letzteren heirathen zuweilen ihre Schwägerinnen, während Erſtere nie eine Verbindung eingehen, die wenigſtens nicht drei bis vier Glieder von einander entfernt iſt. Daher ſagen gemeine Kalmyken: Fürſten und Hunde wiſſen von keiner Verwandtſchaft.

Ein Kalmyk, der eine eigene Hütte und eigenes Vieh hat, ſieht ſich nach einer Hausfrau um und ſendet, wenn er ein geeignetes Weſen gefunden zu haben meint, ein paar Freunde und Verwandte zu den Eltern deſſelben. Zeigen letztere ſich nicht abgeneigt, ſo muß der Bräutigam in der Hütte der Brauteltern einen Verlobungsſchmauß ausrichten, und die Verbindung iſt begründet. Doch kommt es auch vor, daß ein Bräutigam, dem Eltern und Braut ihre Einwilligung verſagen, zur Gewalt ſeine Zuflucht nimmt und das ſträubende Mädchen entführt. Hat dann die Geraubte eine Nacht in der Hütte des Räubers zugebracht, ſo ſind die Eltern genöthigt, ihre Einwilligung zu geben. Nicht ſelten leben Braut und Bräutigam ſchon vor der Hochzeit in vertrautem Verhältniſſe.

Der Bräutigam muß den Brauteltern mehr oder weniger Geſchenke geben, dann aber auch für die Hochzeitkleider der Braut und ihrer Familie, ſowie für Alles ſorgen, was zur Einrichtung des neuen Hausweſens noth-

wendig ist. Die Braut besorgt nur den Einkauf der nothwendigen Gegenstände, der Kleider, Polster, Kissen, Vorhänge. Ein wohlhabender Bräutigam giebt gern ansehnliche Summen dazu her.

Ist nun Alles vorbereitet, so muß ein Geistlicher ersucht werden, einen glücklichen Tag für die Hochzeitsfeier auszuwählen. Der Geistliche ermittelt diesen aus den Geburtsjahren der Braut und des Bräutigams. Findet es sich nun, daß die Braut etwa in einem Feuerjahre, der Bräutigam dagegen in einem Wasserjahre geboren worden, so schließt man auf eine unglückliche Ehe. Indessen kann eine so üble Vorbedeutung durch öffentliche Gebete des Geistlichen abgewendet werden. Da nun der Geburtstag der Brautleute für die Bestimmung des Hochzeittags maßgebend ist, so wird dieser oft Monate, ja Jahre lang hinausgeschoben. Allein auch hierbei kann die Geistlichkeit vermittelnd und abkürzend eintreten.

Zum Hochzeitstage schafft der Bräutigam eine neue Wohnhütte nach der Hordenabtheilung der Brauteltern und steckt sie einige Schritte vor deren Wohnung auf, wo sie mit den nothwendigen Geräthen versehen wird. Am Tage der Hochzeit wird die Braut mit Gewalt zu Pferde gesetzt und nach der neuen Hütte begleitet. Speisen und Getränke sind bereitet. Die Gäste erscheinen mit dem Geistlichen, der die Trauung zu besorgen hat. Der Bräutigam findet sich zuletzt ein. Der Geistliche weihet die Hütte

durch Gebet und Räucherung; dann ſetzen ſich Braut und Bräutigam außerhalb der Hütte auf die Ferſen neben einander. Der Geiſtliche nimmt ihnen gegenüber auf einer Filzdecke mit gekreuzten Beinen Platz und verrichtet das Trauungsgebet. Darauf wird dem Brautpaare eine Schöpskeule gereicht. Der Bräutigam erfaßt dieſelbe oberhalb und zwingt die, ſcheinbar ſich ſträubende Braut ſie unterhalb anzugreifen. Darauf wird dem neuen Paare eine Schale mit zerſchnittenem Fleiſche gebracht, wovon der Bräutigam mit allen fünf Fingern drei Hände voll in den Mund ſtopft, während die Braut ſich verſchämt weigert, an dem Mahle Theil zu nehmen. Während neuer Gebete drücken die Umſtehenden die Köpfe der Neuvermählten dreimal nieder und rufen: Verbeuge Dich vor der Sonne, vor der Schöpskeule, vor der Butter. Dann werden die Mützen des Paares plötzlich abgenommen und in die offene Hütte geworfen.

Nun begeben ſich Alle zum Gaſtmahl in die Hütte. Es wird ein Schaf geſchlachtet, ein Theil davon unter Geſang und Gebet der Gottheit des Feuers und der belebenden Wärme dargebracht, ein anderer aber unter die anweſenden Gäſte vertheilt. Die Braut nimmt etwas Fleiſch in den Zipfel ihres Kleides und füttert den Haushund. Nun trinkt man Branntwein bis nach Mitternacht, worauf ſich die Geſellſchaft trennt.

Ehe jedoch Braut und Bräutigam allein gelaſſen

werden, entsteht ein Scheingefecht um die Braut zwischen Weibern und Mädchen. Erstere siegen endlich und übergeben das Brautpaar zwei alten Weibern. Jetzt entfernen sich die Frauen, und nun werden der Braut die Weiberzöpfe geflochten, worauf die beiden alten Frauen sich ebenfalls entfernen und das Brautpaar allein lassen.

Die jungen Eheleute verweilen einen oder mehrere Tage in der Nachbarschaft der Brauteltern und entfernen sich dann nach dem Ermessen des Bräutigams. Die Frau muß in den ersten Monaten der Ehe, wohl gar im ersten und zweiten Jahre, wenn es der Mann verlangt, die Hütte ihrer Eltern meiden. Fürstliche Eltern, welche ihre Tochter dennoch sehen wollen, treffen mit ihr in einer fremden Hütte zusammen. Kommt sie aber bis zur Hütte der Eltern selbst, so darf sie sich nur außerhalb des Einganges derselben auf ausgebreitete Decken niederlassen, und die Eltern können ihr von innen bis an den Eingang entgegengehen. Ist nun endlich die bestimmte Zeit vorüber, dann veranstaltet der Vater der jungen Frau ein Gastmahl und beschenkt die Tochter mit Vieh, Geld oder Unterthanen, und sie kann von nun an wiederum in die Hütte der Eltern treten.

Ehetrennungen sind bei den Kalmyken mit keiner Schwierigkeit verbunden. Ist der Mann mit seiner Frau unzufrieden, so verläßt er sie und sucht sich eine andere, ohne daß er für dieses Verfahren verantwortlich gemacht

werden kann. Die verſtoßene Frau hat aber auch ihrerſeits das Recht, eine anderweite Verbindung einzugehen. Auf dieſe Weiſe wechſelt mancher Kalmyk in kurzer Zeit zwei, drei und mehrere Weiber.

Die Frauen haben überhaupt, wie Augenzeugen berichten[7]), bei den Kalmyken eine etwas freiere Stellung als bei den weſtlichen aſiatiſchen Nomaden. Sie ſind nicht ſo unbedingt unterthänig, wie dort. In den Hütten ſieht man Männer und Weiber mit häuslichen Arbeiten beſchäftigt, ohne daß die Männer über die Weiber herrſchen, oder die Weiber ſich nur als Sclavinnen zeigen. Man trifft ſelten uneinige Ehen. Fallen Eheſcheidungen vor, ſo iſt nur die Unfruchtbarkeit der Frau die einzige Urſache. Die liebevolle Geſinnung des Mannes gegen die Frau richtet ſich nach der Anzahl der Kinder, die ſie ihm geboren hat. Die Arbeiten, welche der Frau ausſchließlich anheim fallen, ſind minder beſchwerlich, aber anhaltender. Die Männer ſind vorzugsweiſe im Freien, die Weiber in den Hütten thätig. Die Weiber beſchäftigen ſich mit den Kindern, ſie weben und nähen Bänder. Außerdem hat die Frau aber noch eine Menge Arbeiten gemeinſam mit ihrem Manne zu verrichten, der mit Tagesanbruch nach ſeiner Heerde eilt, die oft ſtundenweit vom Lager entfernt iſt, um ſie zur Tränke zu treiben. Die Hausfrau iſt indeſſen mit einem Paar lederner Eimer nach Waſſer gegangen, hat ſie gefüllt und trägt ſie nun

den Thieren entgegen, ehe dieſe an die Quelle kommen und dieſelbe trüben können. Während Vater und Mutter ſo beſchäftigt ſind, ſtehen die Kinder auf, hüllen ſich in die zerriſſenen Schafpelze und ſuchen Miſtkohlen zuſammen, die als Brennſtoff dienen. Wenn Vater und Mutter ihre Geſchäfte beſorgt haben, dann wird das dürftige Frühmahl gekocht, die Hausmutter melkt indeſſen die Kühe. Dann geht ſie an die Hausarbeit, gerbt mit den Töchtern die Felle, bereitet Lederflaſchen, Kleider und dergl. Abends werden die Thiere getränkt. Dies iſt der Tageslauf der kalmykiſchen Hausfrau mit ſchwarzen Knochen.

Die vornehmen Kalmykenfrauen führen ein ſehr gemächliches Leben; ſie ſtehen ſehr ſpät vom Lager auf, beſchäftigen ſich nach dem Frühmahl mit ihrem Putz, ſchwatzen mit den Töchtern, unterweiſen ihre erwachſenen Kinder im Leſen, rauchen Taback, beten den Roſenkranz, nehmen Beſuche an, machen allerlei Handarbeiten, oder ergötzen ſich, indem ſie den Dienern Stückchen Speiſe in den offenen Mund werfen. An ſchönen Abenden ſitzen die vornehmen Kalmykinnen mit ihren Männern vor den Hütten und ſehen dem Treiben der Horde zu.

Unter die kalmykiſchen Unterhaltungen gehört auch der Tanz nach einem Inſtrument. Der Tanz iſt indeſſen nur eine pantomimiſche Darſtellung, wobei der Tänzer oder die Tänzerin ſich faſt gar nicht vom Platze bewegt, ſondern ſich nur im Kreiſe umherdreht, den

Kopf bald auf der rechten, bald auf der linken Seite ruhen läßt, die Arme ausbreitet, wendet, auf der Bruſt faltet und mit den Händen entſprechende Bewegungen unterhält. Wer getanzt hat, fordert einen neuen Tänzer auf, der ſeinen Platz wieder einem anderen überläßt. Fürſtentöchter und Diener können nach einander den Tanzplatz betreten, ohne daß die erſteren ſich zu ſchämen brauchen oder die letzteren ſtolz darüber ſein dürfen. Am angenehmſten nimmt ſich der Tanz junger Mädchen und Knaben aus. Bisweilen tanzen einige Paare zu gleicher Zeit, allein die Sitte geſtattet nicht, daß Männer und Frauen paarweiſe zuſammentanzen.

Nächſtdem unterhalten ſich vornehme Damen mit Karten- und Bretſpiel.

Die Ernährung der Kinder beſorgt bei den Kalmyken ſtets die Mutter, eine Sitte, der ſich ſelbſt die Fürſtinnen nicht entziehen. Doch reicht die Mutter in den erſten Tagen dem Kinde noch nicht die Bruſt, ſondern ſie läßt es ſo lange an einem Stücke Speck ſaugen, bis ſich die Milch verbeſſert hat. Dann aber erhält das Kind die Bruſt der Mutter ſo lange, bis ein neuer Ankömmling ſie daran verhindert. Vornehme Frauen halten ihren Kindern Wärterinnen. Bei den Armen liegen die Kinder, die Knaben im Sommer nackt, die Mädchen in Lumpen gehüllt, in der Hütte umher. Säuglinge ſind in Käſten geſchnürt und werden auf den Wanderungen an die Kameele gehängt.

Mit dem ſechsten Jahre bekommen die Kinder der Reichen Pferde.

Die Jugend der Kalmyken iſt ſehr ſittſam und verſchämt, und leichtfertige Reden und Scherze kommen zwiſchen jungen Leuten beiderlei Geſchlechts gar nicht vor. Das Alter wird mit großer Ehrerbietung behandelt, namentlich der Mutter von den erwachſenen Söhnen ſtets beſondere Aufmerkſamkeit bewieſen.

Aehnliche Zuſtände finden wir auch bei den öſtlichen Nomaden, den Mongolen, auf welche die Nachbarſchaft des chineſiſchen Reiches von großem Einfluß geweſen iſt, der ſich unter Anderem auch in Beachtung der Verwandtſchaftsgrade bei Abſchluß der Ehen darſtellt.

Wir betrachteten bis jetzt den Zuſtand der Frauen der paſſiven Menſchenraſſe, der, je entfernter der Einfluß der activen Raſſe iſt, um ſo niedriger erſcheint. Wir ſahen, wie bei den finniſchen Stämmen und den Kalmyken dieſer Einfluß mildernd gewirkt hat.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Zuſtände der Frauen bei der activen Raſſe da, wo dieſe in urſprünglicher Ungemiſchtheit erſcheint, d. h. in den Urſitzen derſelben, in den Hochgebirgen Vorderaſiens, von wo aus die Schaaren dieſer Raſſe nach allen Himmelsgegenden auszogen und umgeſtaltend auf die paſſiven Stämme einwirkten[8]). Dieſe Einwirkung veränderte das Familienle-

ben, den Heerd und die Wiege des öffentlichen Lebens, des ſittlichen, wie des geiſtigen. Wir betrachten zuerſt die Stellung der Frauen

bei den Kaukaſiern.

Die Frauen der Tſcherkeſſen und der zahlreichen ihnen verwandten Völkerſchaften ſind ſchon in der körperlichen Bildung weſentlich von den bis jetzt betrachteten Frauen der paſſiven Raſſe verſchieden. Ihre edle Geſichtsbildung, ihr ſchlanker Wuchs, ihre klare Haut, ihr geiſtvolles Auge, dann ihr Sinn für Ordnung, Reinlichkeit, Sauberkeit ihrer Umgebung unterſcheiden ſie von ihren paſſiven Schweſtern ebenſo ſehr, als dieſe in den genannten Eigenſchaften vor ihren Männern ſich auszeichnen.

Die Frau erſcheint im Kaukaſus nicht als die Dienerin des Mannes, wie auf den bisher betrachteten Culturzuſtänden. Sie iſt im Kaukaſus die Gefährtin und Freundin deſſelben, der um ihre Liebe und Achtung ſich bewirbt, mit ihr ſeine Freuden und Ehren theilt, ihren Rath beachtet und ihr eine gewichtige Stimme in ſeinen Angelegenheiten zugeſteht.

Wir finden daher bereits zwiſchen der Jugend beiderlei Geſchlechts nicht jene ſtrenge Abgeſchiedenheit, wie bei den paſſiven Volksſtämmen, ſondern es herrſcht hier unter den jungen Leuten ein freier Verkehr, der ſich jedoch

innerhalb der gemeſſenſten Gränzen der Sittlichkeit hält, ſo z. B., daß ein Kuß als eine Uebertretung dieſer Gränzen gilt.

Die Erziehung der Mädchen iſt auch auf die Entwickelung körperlicher Kraft und Gewandtheit gerichtet. Sie nehmen daher an den Uebungen der Knaben Antheil, ſie lernen Reiten und Schießen, außerdem aber die der künftigen Hausfrau nothwendigen Fertigkeiten, Spinnen, Nähen, Weben, Sticken, Waſchen, Kochen und was ſonſt dazu gehört.

Bei der Wahl des künftigen Gatten hat das Mädchen eine entſcheidende Stimme. Daher kommt es aber auch vor, daß Mädchen, wie die vor einem Jahrzehend im Kaukaſus noch hochgefeierte Diſſepli, ihre Hand einem jeden Bewerber ſtandhaft verſagen und unvermählt bleiben, während andere auch einen armen Freier den angeſehenen und reichen Freiern vorziehen und ihren Rang auf auf den Mann ihrer eigenen Wahl übertragen können.

Bei der Wahl der Braut ſieht der junge Mann nicht blos auf Rang und Schönheit, ſondern vielmehr auf Liebenswürdigkeit und Klugheit und auf Geſchicklichkeit und Fleiß in Beſorgung des Hausweſens. Ein ſolches Mädchen, wie die erwähnte Diſſepli, hat zahlreiche Bewerber, die ſich bemühen, Arbeiten von ihrer Hand, Stickereien, Treſſen u. dergl. zu erhalten, und welche die Gunſt derſelben durch Geſchenke zu erwerben ſuchen, die ſie den Eltern

darbringen. Diſſepli war, obſchon durch ihre Würde imponirend und Zudringliche entfernt haltend, doch ſtets heiter und mit den Jünglingen ihrer Verwandtſchaft und Verbrüderung in fröhlichem Verkehr.

Ganz arme Mädchen verſuchen ihr Glück im Auslande und laſſen ſich nach der Türkei oder Perſien als Sclavinnen in die Harems verkaufen, um dort ein ſorgenfreies und heiteres Leben zu genießen. Ehedem, wo die Stämme des Kaukaſus ſich gegenſeitig mehr noch befeindeten, wurden Mädchen als ſchätzbare Beuteſtücke betrachtet und um hohe Preiſe auf die aſiatiſchen, ägyptiſchen und türkiſchen Sclavenmärkte verkauft. In den Harems machten ſie gewöhnlich ihr Glück und trugen dort den Sieg über ihre anderweiten Nebenbuhlerinnen davon.

Die Heirathen finden im Kaukaſus gewöhnlich zwiſchen dem zwanzigſten und dreißigſten Jahre ſtatt. Die Braut iſt meiſt einige Jahre jünger als der Bräutigam.

Ein junger Mann ſucht dem Mädchen ſeiner Wahl bei jeder Gelegenheit ſeine Huldigungen darzubringen. Das Mädchen dagegen zeigt eine gewiſſe Gleichgültigkeit, bis ſie ihn endlich durch einige geringe Gunſtbezeigungen ermuthigt, bei ihren Eltern um ihre Hand zu werben.

Der Bräutigam ſendet nun einen Freund an dieſe, um deren Geſinnung zu erforſchen und den Preis zu erfahren, den ſie für die Ueberlaſſung ihrer Tochter verlangen. Die Eltern benutzen die Gelegenheit, um die Liebenswür-

digkeit und Geſchicklichkeit ihrer Tochter mit dem Reichthum des Bräutigams in das gehörige Verhältniß zu ſetzen.

Hat nun der Bräutigam die Mittel nicht, den geforderten Preis zu zahlen, ſo verſammelt er ſeine Verwandten und nimmt deren Beihülfe in Anſpruch. Ein jeder derſelben giebt nun gern und willig das, was er entbehren kann, her, und der Bräutigam iſt oft ſchon in wenig Tagen in den Stand geſetzt, ſeine Zahlung zu leiſten, und er beeilt ſich, dieſe frohe Nachricht den künftigen Schwiegereltern mitzutheilen. Zuweilen zeigen dieſe ſich auch geneigt, eine allmälige Abzahlung ſtattfinden zu laſſen.

Oft ziehen ſich aber die Verhandlungen ſehr in die Länge. Iſt endlich doch eine günſtige Entſcheidung herbeigeführt, ſo wird ein großes Feſt veranſtaltet, das einen ganzen Tag dauert und bei welchem Jung und Alt ſich luſtig macht. Von nun an ſpielt jedoch die Braut erſt recht die Spröde und nimmt in der Regel auch an dem Feſte keinen Antheil.

Von da an bleibt die Braut nicht in der Familie ihrer Eltern, ſondern ſie wird von einer verwandten Familie oder der ihres Bräutigams aufgenommen, darf aber in einigen Gegenden das ihr angewieſene Zimmer während ihres Brautſtandes nicht verlaſſen. Dagegen haben die Schweſtern und Muhmen des Bräutigams die Verpflich-

tung, ſie während dieſer Zeit zu unterhalten und ihr allerhand Süßigkeiten und Näſchereien zuzubringen. Neben dieſen finden ſich auch andere Beſuchende ein. Die Braut darf nur wenig ſprechen, die Sitte verlangt, daß ſie unbeweglich und ſtill vor ſich hinſehend auf ihrem Teppiche daſitze. Der Bräutigam darf ſie weder am Tage, noch in Gegenwart anderer Perſonen ſehen. Er ſucht daher des Nachts zu ihr zu kommen und nimmt ſeine Zuflucht zur Liſt und zur Hülfsleiſtung ſeiner Schweſtern und Freunde.

Gemeiniglich findet die Hochzeit zwei bis acht Wochen nach der Verlobung ſtatt. Bei armen Leuten nimmt eben der Bräutigam ſeine Braut in Empfang, bei Wohlhabenden aber wird ein Gaſtmahl angeſtellt, das gewöhnlich im Freien abgehalten wird, bei welchem ſich die Sänger hören laſſen und die Jugend in munteren Spielen ſich tummelt. Braut und Bräutigam ſind jedoch dabei nicht ſichtbar; erſtere verweilt in ihrem Zimmer, letzterer verſteckt ſich im Walde. Sowie indeſſen die Nacht herankommt, ſuchen dieſen ſeine Freunde auf, um ihm bei der Entführung der Braut behülflich zu ſein. Leiſe und langſam ſchleicht der Bräutigam an ihr Haus in dem Augenblicke, wo die übrige Jugend am tollſten lärmt. Er erfaßt die harrende Jungfrau und ſchwingt ſich mit ihr auf ſein Pferd, und während ſeine Freunde den Widerſtand ihrer Verwandten bekämpfen, jagt er mit ihr davon, ſei-

nem Hauſe zu. Nun kommt es aber auch vor, daß die Freunde der Brauteltern dem enteilenden Paare nachſetzen, und daß ſich nun ein Scheingefecht entſpinnt, wobei es ſehr laut und lebhaft hergeht.

Hat endlich der Bräutigam ſein Gehöfte glücklich mit ſeiner ſchönen Beute erreicht, ſo führt er die Braut in das ihr beſtimmte Zimmer. Er ſchneidet hier mit ſeinem Dolche das Ledercorſet auf, das die Tſcherkeſſenmädchen von ihrem zehnten Lebensjahre ununterbrochen auf der Haut tragen.

In einigen Gegenden findet ſich am darauf folgenden Tage der Schwiegervater bei dem jungen Ehemanne ein und fragt, ob er es geweſen, der ihm die Tochter entführt habe. Die Verhandlung beginnt zum Schein auf's Neue, endigt aber mit der Auszählung des Kalim oder Kaufpreiſes. Dieſer beſtand ſonſt meiſt in Waffen, Vieh und Sclaven, wird jetzt aber vorzugsweiſe in Pferden bezahlt. Ein Vater, welcher viele liebenswürdige Töchter hat, kann dadurch zu einem gewiſſen Wohlſtande gelangen. Durch die Zahlung wird die junge Frau Eigenthum ihres Mannes, und der Vater kann ſie in keinem Falle zurückverlangen.

Nur ausnahmsweiſe hat ein Mann mehr als eine Frau. Beiſchläferinnen kommen gar nicht vor, wie denn überhaupt unter den Kaukaſiern die größte Sittenreinheit herrſcht. Scheidungen ſind bei den Adighe oder Tſcherkeſſen ſelten; der Mann ſchickt die Frau, mit der er un-

zufrieden, ganz einfach zu ihren Eltern zurück, hat jedoch keinen Anſpruch auf Zurückerſtattung des Kaufpreiſes. Solche Scheidungen erregen aber immer große Feindſchaften. Die Freunde und Verwandten des Mannes ſuchen dieſen daher ſtets zu bewegen, die Frau zurückzuholen, deren Eltern verpflichtet ſind, ſie ein Jahr lang dem Manne aufzubewahren. Nach Ablauf des erſten Jahres haben ſie jedoch das Recht, noch einen Kaufpreis zu verlangen.

Bei den Tſcherkeſſen kommen auch gewaltſame Entführungen vor, wenn etwa der Vater wegen Ungleichheit des Standes ſeine Einwilligung verſagt, und die jungen Leute ſich vorher verſtändigt haben. Giebt nun der Entführer ſeine Beute nicht gutwillig heraus und wird er von ſeiner Verbrüderung geſchützt, ſo brechen oft langwierige und blutige Fehden aus.

Die Frau kann vom Manne nicht verkauft werden, er darf ſie wohl ſchlagen, muß ſich aber hüten, ſie zu verletzen, da er ſonſt in die für Beſchädigung feſtgeſetzte Strafe verfällt, welche die Hälfte des für den Mann beſtimmten Preiſes beträgt. Nur Ehebruch hebt das Recht der Frau auf. Der Mann darf die Verbrecherin tödten, ohne daß Jemand das Blut der Gefallenen rächt, er kann ihr Naſe und Ohren abſchneiden, ſowie die Haare abſcheeren und ſie in dieſem Zuſtande mit aufgeſchlitzten Aermeln den Eltern zurückſenden, was für letztere eine große

Schmach und für die beiderſeitigen Verwandten eine Quelle bitterer Feindſchaft iſt. Die Strafe für den Verführer beſtimmt die Volksverſammlung meiſt auf fünfundzwanzig Ochſen.

Die Frau ſteht nächſtdem unter dem Schutze der Verbrüderung, welcher ihr Mann angehört; die Verbrüderung hat die Pflicht, die Frau und die Kinder eines verſtorbenen Mitgliedes zu ernähren, und ſie übergiebt ſie für dieſen Zweck einem ihrer Mitglieder. Nur wenn ſie zu alt zu einer zweiten Heirath iſt, hat die Brüderſchaft keine Verpflichtung gegen ſie. Heirathet die Frau in eine andere Brüderſchaft, ſo theilt ſie mit ihren Kindern, die in der Brüderſchaft ihres Vaters bleiben.

Die Frauen der Tſcherkeſſen oder Adighe haben das Recht, dem verfolgten Feind Schutz vor den Verfolgern zu gewähren. Der fliehende Feind, dem es gelingt, ſich in die Wohnung einer Frau zu retten und ihren Buſen oder ihre Hand zu berühren, iſt, ſo lange er unter ihrem Dache weilt, vor jeder Rache ſeines Verfolgers ſicher. In Gegenwart einer Frau darf kein Kampf, kein Streit, keine Vollziehung einer Strafe, am wenigſten aber die Ausübung der Blutrache ſtattfinden; das Alles muß bis zu anderweiter Gelegenheit verſchoben werden. Wenn die Frauen mit fliegenden Haaren und entſchleiertem Antlitz ſich zwiſchen die kämpfenden Männer werfen, ſo hört jeder Kampf auf. Indeſſen werden die Tſcherkeſſinnen von

dieſem Rechte gegen auswärtige und ſtammverſchiedene Feinde nie Gebrauch machen. Dieſen gegenüber feuern ſie die Männer zum Streit um ſo lebhafter an.

Wie überhaupt unter den Tſcherkeſſen eine Sittenreinheit herrſcht, die ſehr von dem lüderlichen Weſen ihrer ſtammverwandten Nachbarn, den Georgiern, den Türkenſtämmen, abſticht, ſo finden bei ihnen ſelbſt unter Eheleuten in Gegenwart Anderer nie die gewöhnlichen Beweiſe von Zärtlichkeit ſtatt. Die Sitte geſtattet nicht, daß der Mann vor Anderen ſeine Frau küßt, ihre Hand drückt. Ein Mann fühlt ſich ſchon beleidigt, wenn ein Anderer ſich nach dem Befinden ſeiner Frau oder Tochter erkundigt. Auch thun ſelbſt weibliche Verwandte ſolche Fragen niemals in Gegenwart von Fremden. Der Mann nimmt ferner niemals Theil an den Geſellſchaften, welche ſeine Frau bei ſich ſieht, ebenſo wie die Frau die Geſellſchaft ihres Mannes nie beſucht.

Dennoch iſt der Verkehr junger Leute beiderlei Geſchlechts namentlich bei Feſtlichkeiten und Hochzeiten nicht eben beſchränkt. Die jungen Leute vereinigen ſich bei ſolchen Gelegenheiten zum Tanze nach den Tönen eines lautenartigen Inſtruments, das von einem alten Sänger geſpielt wird. Sie bilden zwei Reihen, die Jünglinge ſtehen den Mädchen gegenüber, und beide tanzen nun in anmuthigen Bewegungen, laut ſingend und in die Hände klatſchend, vor- und rückwärts. Bald nähern ſich beide

Reihen, bald tritt ein Einzelner vor und ſucht ſich ein Mädchen zum Tanze aus; dann ſchweigt Saitenſpiel, Geſang und Händeklatſchen, und die Reihen richten ihre Aufmerkſamkeit auf das Paar. Das Mädchen lockt ſchelmiſchen Blickes den Jüngling zu ſich heran; doch kaum iſt er herbeigehüpft, um ihre Hand zu faſſen, ſo entſchlüpft ſie ihm und eilt im Kreislauf davon. Er eilt ihr nach, um ſie zu erhaſchen; ſie weiß ihm aber immer mit anmuthiger Gewandtheit zu entgehen. Iſt dieſes Paar ermüdet, ſo tritt ein anderes an ſeine Stelle, welches dasſelbe Spiel beginnt. Oft improviſiren auch die jungen Leute Geſänge, wo dann am Ende jedes Verſes der Chor einfällt.

Die Frau des Tſcherkeſſen iſt die Herrin des inneren Hauſes, das ſie immer überaus ſauber und reinlich hält, und worin ſie ein eigenes Gemach hat. Am Land- und Feldbau nehmen die Frauen Antheil; außerdem iſt die Bereitung von Speiſe und Trank, die Anfertigung der Kleider ihr Amt. Spinnen und Weben ſind allbekannte Künſte im Kaukaſus. Aus den ſteifen Ziegen- und Kuhhaaren fertigen die Frauen eine Art Tuch, das unſerem Flanell ähnlich, aber härter und gröber iſt; ſie weben ferner ſehr ſchöne Teppiche, ja ſogar Shawls, die an Feinheit den indiſchen ſich nähern. Die dicken Männermäntel, die außen langhaarig ſind und ſo trefflichen Schutz gegen Wind und Wetter gewähren, ſind ebenfalls das Werk der Frauen.

Beſonders geſchickt ſind aber die Frauen in der Stickerei und der Bereitung von Treſſen aus Silberfäden. Sie fertigen Peitſchenſchnuren, die in reizenden Muſtern mit Silberfäden überzogen ſind.

Nächſtdem gehört die Erziehung der Mädchen zu den Geſchäften der Frauen, denn der neugeborene Knabe wird, nachdem er ohne alle Bedeckung vierundzwanzig Stunden der friſchen Luft ausgeſetzt war, am dritten Tage ſeines Lebens einem Atalik oder Erzieher übergeben, der eine Amme für ihn annimmt und ihn entfernt vom Elternhauſe bis zu ſeiner Mündigwerdung, ja wohl gar bis zu ſeiner Verheirathung bei ſich behält.

Nur die Mädchen bleiben bei der Mutter und werden von ihr in den Pflichten und Fertigkeiten der künftigen Hausfrau ſorgfältig unterrichtet. Dazu gehört denn auch die Krankenpflege und Heilkunde. Bei der mäßigen und naturgemäßen Lebensart der Bergvölker kommen innere Krankheiten ſelten vor. Es erſcheinen kalte Fieber und Blattern, ſelten nur die Peſt.

Schon in früher Zeit trugen die Mütter Sorge, daß die Kinder in möglichſt jungen Jahren die Blattern überſtehen möchten. Sie legten deshalb die Kinder zu Blatterkranken, oder ſie ließen ihnen dieſelben durch eine alte Frau förmlich einimpfen. Man band deshalb drei Nadeln zuſammen und ſtach damit an fünf verſchiedenen Stellen, an der Herzgrube, auf der linken Bruſt, an dem

Nabel, auf der Fläche der rechten Hand, auf dem Rücken des linken Fußes oberflächlich in die Haut, bis das Blut vordrang. Vorher hatte man das Kind durch eine Purganz aus Blättern und Wurzeln der Ochſenzunge, Anchusa panniculata, und Honig vorbereitet. Die wunden Stellen wurden darauf mit getrockneten Angelicablättern belegt und mit den Fellen neugeborener Lämmer umwickelt. Die Kinder wurden dann mit Pelzen bedeckt, ſie mußten einen Abſud von Kümmelmehl in zwei Dritteln Waſſer und einem Drittel Schafmilch trinken und fortwährend gelinde abführen. Am fünften oder ſechsten Tage kamen die Puſteln zum Vorſchein.

Die Aerzte der Tſcherkeſſen ſind durchgängig alte Frauen, ſeltener mohammedaniſche Mollahs. Uebrigens verſteht jede Frau ſich auf eine Menge Hausmittel, die ſie ſofort bei den oft vorkommenden Verwundungen anwendet. Nur die eigentliche Wundarznei wird von Männern geübt.

Die Krankenpflege iſt ebenfalls Sache der Frauen, und die Mädchen verſammeln ſich mit den Freunden des Kranken an ſeinem Lager und ſuchen ihn durch Geſang, Muſik, Erzählungen, Scherze, ja durch Tänze und Wettgeſänge, die Nachts vor dem Hauſe aufgeführt werden, zu unterhalten, denn man meint, Schlaf ſei dem Kranken ſchädlich. Ein Augenzeuge, der Engländer Bell, ſah mehrfach am Lager verwundeter Jünglinge helläugige Mädchen

ſitzen, die ihnen Luft zufächelten, das Haar kämmten, den Kopf ſtreichelten und anderweite Aufmerkſamkeiten erzeigten.

Bemerken die Freunde das Herannahen des Todes, ſo werden ſie ſtill und heften ihre Blicke auf denſelben. Sowie das Leben erloſchen, erheben alle Anweſenden ein furchtbares Klagegeſchrei. Die Witwe und die Tochter fahren ſich wüthend in die Haare, zerkratzen Geſicht, Hals und Hände mit den Nägeln und überlaſſen ſich den wildeſten Schmerzen. Die anderen Frauen ahmen ihr Beiſpiel nach, und ſelbſt die Männer peitſchen ſich und rennen mit den Köpfen wider die Wände.

Doch findet dieſe Klage bei denen nicht ſtatt, die im Kampf wider den Feind gefallen.

Mädchen und Sclaven werden bald nach ihrem Ableben der Erde übergeben. Bei Frauen und Witwen finden, wie bei den Männern, größere Feierlichkeiten ſtatt, an denen die weiblichen Verwandten weſentlichen Antheil nehmen.

Bei einem großen Leichenbegängniſſe erſcheinen nach dem Todesfalle alle Frauen und Mädchen der ganzen Verbrüderung und Nachbarſchaft, um gemeinſchaftlich ein großes Gaſtmahl zu bereiten, wozu, wenn die Familie des Verſtorbenen arm iſt, die Nachbarn Beiträge liefern. Ebenſo wird oft auf gemeinſame Koſten der Todte neu und koſtbar gekleidet und dann in der Mitte ſeines Zim-

mers auf Teppiche ausgeſtreckt. Die Witwe ſteht zu Füßen des Todten an der Thür und ſieht unverwandt denſelben an. In der Hand führt ſie ein weißes Taſchentuch und bricht von Zeit zu Zeit in Jammertöne aus. Der übrige Raum wird von den weiblichen Verwandten angefüllt, die ſämmtlich durch Thränen ihren Schmerz kund geben. Die Männer verweilen vor dem Hauſe und erſcheinen nur einzeln vor dem Todten. Am dritten Tage findet die Beerdigung ſtatt. Ueber dem Grabe wird ein hoher Hügel aufgeſchüttet, und auf dieſem werden von den Freunden Münzen, Waffen u. dergl., von der Witwe Haare geopfert. Mehrere Wochen nach der Beerdigung findet ein zweites großes Todteneſſen ſtatt, das durch Wettrennen, Wettkämpfe und Loblieder auf den Verſtorbenen verherrlicht wird.

Die Witwe und die Töchter des Verſtorbenen dürfen in den erſten Wochen, bevor das große Todtenfeſt begangen worden, die Wohnung nicht verlaſſen, damit ſie gegenwärtig ſind, wenn Freunde und Verwandte kommen, um ihr Beileid zu bezeigen.

Ueber die religiöſen Anſichten der Tſcherkeſſen fehlen genügende Nachrichten. Chriſtenthum und Islam haben im Laufe der Jahrhunderte eingewirkt. Ebenſo wenig wiſſen wir, wie viel in den heidniſchen Religionen der alten Europäer von kaukaſiſchen Elementen ſich erhalten hat. Die Verehrung des Weibes ſpricht ſich aber noch heute

bei den Tſcherkeſſen in dem Cultus der Marjam oder Merjam aus, der heiligen Gottesmutter, die neben den männlichen Gottheiten des Donners, des Feuers, des Waſſers, der Winde und der Wälder gefeiert wird.

Die Frauen der Tſcherkeſſen gehören unſtreitig zu den ſchönſten auf Erden, und ſie wetteifern in Anmuth mit den Georgierinnen. Ihr Kopf bildet ein längliches Oval, ihre Züge ſind groß und regelmäßig, ihre Augen meiſt dunkelbraun glänzend und ſchön geöffnet, die Augenbrauen ſcharf gezogen. Ihre Farbe iſt etwas olivenbraun mit einem milden Carminſchimmer. Ihr Blick iſt mild und ſchalkhaft, ihre Naſe ſchmal und gerade. Ihr Wuchs iſt ſchlank und wird durch das lederne aufgenähte Leibchen unterſtützt, welches die Mädchen vom achten oder zehnten Jahre an tragen. Auch die übrigen Glieder ſind ſehr elegant, wohlgebildet und ſchlank, die Hände ſchmal und lang, die Füße klein. Die Mädchen werden ſparſam genährt und genießen meiſt nur Milch, Gebäck und Honig, da man Wohlbeleibtheit für eine Unzier hält.

Die Tracht der Mädchen und Frauen iſt ſehr geſchmackvoll und weſentlich von der der Männer verſchieden. Das volle Haar hängt in langen Zöpfen den Rücken herab; die Frauen tragen einen Schleier, den ſie unter dem Kinn zuſammenfaſſen.

Die Kleidung der Tſcherkeſſinnen beſteht zunächſt aus

einem Hemd und Beinkleidern von Baumwolle oder Seide, worüber ein bis an die Knöchel reichender Kaftan aus gleichen Stoffen gezogen wird. Sie tragen ferner einen bis in die Kniekehlen reichenden Oberrock von Tuch, der mit Pelz oder Treſſen beſetzt iſt. Die Kopfbedeckung beſteht in einem aus Tuch gefertigten, mit Treſſen verzierten halbrunden Käppchen. Als Schmuck dienen Ringe, Spangen und Kettchen.

Die Frauen der Tſcherkeſſen ſind lebhaft und nehmen innigen Antheil an allen Angelegenheiten des Volks, ſie ermuntern die Jugend zu Thaten der Tapferkeit und preiſen die Sieger. Der Reiſende Bell vergleicht die tſcherkeſſiſchen Jungfrauen in ihrer ſtolzen und doch lieblichen Haltung mit der Jungfrau von Orleans.

Nächſt den Tſcherkeſſen ſind wohl

die Beduinen

dasjenige, wenn auch weitverzweigte Volk der activen Raſſe, das ſich am reinſten in ſeinen uranfänglichen Zuſtänden erhalten hat. Auch hier finden wir das weibliche Geſchlecht in einer ehren- und würdevollen Stellung, die bei Weitem freier iſt als bei den in beengten Thälern hauſenden Kaukaſiern.

Die Mädchen der Beduinen wachſen neben den Knaben im Zelte ihrer Eltern auf und nehmen Theil an den

geringen Arbeiten und Geſchäften der Mutter, nachdem dieſe ſie mit ihrer Milch und der der Kameele ſo lange genährt hat, bis ſie feſte Nahrung vertragen können. Eigenthümlich war bei den Beduinen die Sitte, daß arme Eltern neugeborene Töchter, ſeltener Söhne, lebendig begruben. Mahommed ſchaffte dieſen Mißbrauch ab.

Bei den Beduinen geht wie im Kaukaſus die Liebe der Ehe voran, nur mit dem Unterſchied, daß der Beduine kein Geheimniß daraus macht. Der Gegenſtand der Leidenſchaft des Wüſtenarabers iſt ſeinem ganzen Stamme bekannt. Die jungen Leute haben Gelegenheit, ſich täglich zu ſehen und geheime Zuſammenkünfte in den zahlreichen abgelegenen Thälern zu verabreden; außerdem ſind die Brunnen, von denen die Frauen und Mädchen Waſſer holen, die Orte, wo ſie ſich treffen. Junge Araber ſtreifen oft Nachts in Geſellſchaft ihrer Freunde, gleich den deutſchen Gebirgsbewohnern, um die Zelte und bringen ihren Freundinnen ihre Huldigung in Geſängen, Hodſcheiny genannt, dar, was oft bis zum Anbruch des Tages fortgeſetzt wird. Auch die Mädchen laſſen ſolche Hodſcheiny ertönen, die alle nach einer Melodie gehen. Die Jünglinge ſingen dann:

O Vetter, ſtehe auf und bringe mir das Kameel,
das ſchwarze Kameel, welches das einſame Mädchen liebt,
leg' ihm ſeinen ſchönen Sattel auf und die Waſſerſchläuch'
aus Rebſchidleder,
laß uns zuſammen nach dem Brunnen gehen.

Die Sitte der Beduinen gesteht den Vettern ein gewisses Vorrecht auf ihre Muhmen zu, und es finden zwischen den beiderseitigen Eltern wohl öfter deshalb Verabredungen statt, wenn die Mädchen noch nicht mannbar sind. Doch müssen auch diese Vettern einen Preis an die Eltern ihrer Braut zahlen.

Will nun ein junger Mann der Aenez-Araber ein Mädchen heirathen, so sendet er einen Freund seiner Familie zum Vater desselben und unterhandelt um den Brautpreis; der Wille der Tochter wird stets berücksichtigt. Ist man nun einig, so erfaßt der unterhandelnde Freund die Hand des Vaters mit den Worten: Du erklärst, daß Du Deine Tochter dem N. N. zum Weibe giebst. Der Vater antwortet bejahend. Sechs bis acht Tage später findet sodann die Vermählung statt, die freilich bei Weitem einfacher ist als im Kaukasus.

Der Bräutigam erscheint nämlich mit einem Lamm im Arm im Zelte des Vaters seiner Braut und schneidet vor Zeugen dem Thiere den Hals ab. Sobald das Blut auf die Erde fällt, wird die Heirath als abgeschlossen betrachtet. Nun beginnt ein Schmaus, wobei Männer und Frauen sich mit Gesang belustigen. Bald nach Sonnenuntergang zieht sich der Bräutigam in das Zelt zurück, das für ihn in einiger Entfernung vom Lager aufgeschagen worden, und erwartet nun einsam die Ankunft seiner Braut. Diese ist mittlerweile, von den Frauen

verfolgt, von einem Zelte zum anderen gelaufen, um ſich nicht ſo leichten Kaufes in die Arme des Bräutigams zu geben. Endlich läßt ſie ſich aber doch fangen und im Triumph von den Frauen zum Zelte geleiten, an deſſen Eingang ſie der Bräutigam empfängt und gewaltſam hereinzieht. Die Weiber entfernen ſich darauf.

Die Aenez-Araber nehmen für ihre Töchter kein Geld als Brautpreis, wohl aber thun dies die ſyriſchen. Bei den Arabern vom Ahl und Schemal bekommt der Vater den Khomſe oder fünf Artikel, welche jedoch Eigenthum der jungen Frau werden und ihr ſelbſt im Falle einer Eheſcheidung verbleiben. Dieſer Khomſe beſteht aus einem großen Teppich, einem großen ſilbernen Naſenring, einer ſilbernen Halskette, ſilbernen Armbändern und einem Kameelbeutel. Außerdem iſt es gewöhnlich, daß der Liebhaber ſein Mädchen beſchenkt; den Vater oder Bruder derſelben darf er jedoch nicht mit Geſchenken behelligen, um die Einwilligung derſelben zu erlangen.

Bei den Beduinen des Berges Sinai dagegen, welche lebhafteren Verkehr mit den Städtern haben, iſt es nicht ungewöhnlich, daß Liebhaber die Gunſt der künftigen Schwiegerväter durch allerlei Geſchenke zu erlangen ſuchen, und daß die Auserkorene nicht erſt um ihre Einwilligung zum nahen Eheſtande befragt wird.

Der Freier begiebt ſich hier zu dem Vater ſeiner Erwählten, und wenn dieſer einwilligt, ſo überreicht er

ihm einen grünen Zweig, den er auf den Turban ſteckt, zum Zeichen, daß er eine Jungfrau geheirathet habe. Das Mädchen, das nun Abends nichts ahnend mit dem Vieh nach Hauſe kommt, wird darauf in geringer Entfernung vom Lager von dem lauernden Bräutigam und ſeinen Freunden ergriffen und mit Gewalt zum Zelte des Vaters gebracht. Wenn ſie aber vermuthet, in welcher Abſicht ihr die jungen Leute entgegentreten, ſo vertheidigt ſie ſich mit Steinwürfen und verwundet ihre Gegner, wenn ſie auch ihren Bräutigam nicht eben haßt. Je mehr ſie ſich wehrt, beißt, ſchlägt, kratzt und ſchreit, um ſo mehr wird ſie nachher von ihren Gefährtinnen gelobt.

Endlich wird ſie in das Zelt ihres Vaters gebracht und in die weibliche Abtheilung deſſelben geführt, wo ſodann ein Verwandter des Bräutigams einen Mantel über ſie wirft und, ihren Kopf verhüllend, ausruft: Niemand ſoll Dich bedecken, als N. N.

Jetzt wird ſie von der Mutter und den weiblichen Verwandten mit den neuen Kleidern geſchmückt, die der Bräutigam mitgebracht hat; dann wird ein Kameel in's Zelt geführt, das je nach dem Wohlſtand des jungen Mannes mit Troddeln zierlich aufgeputzt iſt. Unter lebhaftem Widerſtande von ihrer Seite wird die Braut auf das Kameel gehoben und darauf von den Freunden des Bräutigams feſtgehalten, dann aber dreimal um das Zelt

des Bräutigams geführt, während ihre Freundinnen ein lautes Freudengeschrei erheben.

Das Zelt wird indessen eingerichtet und für die Braut eine eigene Abtheilung durch Vorhänge hergestellt. Gehört der Bräutigam einem anderen Lager an, so ist die Braut, gleich nachdem man sie mit dem Mantel bedeckt, in Begleitung der Weiber nach demselben geführt worden. Die Sitte verlangt, daß sie während dieses Zuges bitterlich weine und schluchze. In dem Zelte des Mannes verweilt sie nun mit einer einzigen Freundin, während außen vor dem Zelte die Weiber das Lob des jungen Paares singen. Mittlerweile sind Schafe geschlachtet worden, und die Gäste essen Brot und Fleisch. Spät Abends verläßt der Bräutigam, sobald es der Anstand erlaubt, die Gesellschaft unter den Glückwünschen seiner Freunde und begiebt sich in sein Zelt. Vor dem Frauengemach läßt er seine Sandalen umgekehrt stehen, zu Zeichen, daß er darin ist. Die Braut hat sich indessen zum heftigsten Widerstand gerüstet, sie fährt fort zu schreien und sich zu wehren, und der Bräutigam muß sie wohl gar schlagen und binden. Am folgenden Morgen bringt jeder Familienvater im Lager der Braut eine Ziege zum Geschenk, wovon dann einige geschlachtet werden. Damit sind die Hochzeitfeierlichkeiten beendigt.

Wenn ein Mädchen ganz gegen seine Neigung vermählt worden ist, so steht es ihr frei, am folgenden Mor-

gen im Zelte ihres Vaters Schutz zu ſuchen. In der Wüſte des Sinai am Thale Feiran zeigt man einen Berg, von welchem ſich zu Anfang dieſes Jahrhunderts zwei Mädchen herabſtürzten, nachdem ſie ihre Haare gegenſeitig zuſammengeknüpft hatten. Sie zerſchmetterten an den Felſen und wählten dieſen Tod, weil ſie am Abend deſſelben Tages an Männer verheirathet werden ſollten, die ſie nicht liebten. Der Gipfel heißt noch jetzt Hadſchal el Benat, der Jungfernberg.

Der Islam geſtattet ſeinen Bekennern vier Frauen; allein die Beduinen haben nur ſehr ſelten mehr als eine Frau, und es können nur ſehr reiche Scheiks zwei Frauen haben, da eine jede derſelben Anſpruch auf eigene Wirthſchaft hat.

Entführungen von Frauen und Mädchen kommen ſelten vor, da ſehr ſchwere Strafen darauf geſetzt ſind. Wenn bei den Arabern am rothen Meere ein unverheirathetes Mädchen mit ihrem Liebhaber entläuft, ſo haben ihre Verwandten das Recht, den Verführer am Tage des Entlaufens todt zu ſchlagen, ohne daß ſie der Blutrache verfallen. Erſt wenn ſie ihn nach Ablauf dieſes Tages tödten, kommt ſein Blut über ſie. Eben ſo iſt ein Mann frei, der den Verführer ſeiner Frau tödtet. Bringt ein Mann dem Vater oder Bruder ſeiner Frau Beweiſe von der Untreue der letztern, ſo ſchneidet ihr dieſer ſelbſt den Hals durch. Im Allgemeinen iſt Untreue bei den Araber-

frauen ſelten; auch werden ſie von ihren Männern ſorgfältig vor dem Verkehr mit Fremden gehütet. Deſto häufiger ſind Eheſcheidungen. Iſt ein Mann nur im Geringſten unzufrieden mit ſeiner Frau, ſo löſet er die Ehe auf mit den Worten: ent-talek, Du biſt geſchieden. Er giebt ihr ein weibliches Kameel und ſendet ſie zu ihrer Familie zurück, ohne genöthigt zu ſein, irgend einen Grund dafür anzugeben. Dieſe Trennung bringt aber weder der Frau, noch ihrer Familie die geringſte Schande. Alle Welt ſagt nur: Er fand weiter keinen Gefallen an ihr. Der geſchiedene Ehemann verlobt ſich oft an demſelben Tage mit einer anderen Frau. Die Frau aber muß vierzig Tage warten, ehe ſie zu einer neuen Ehe ſchreiten kann, damit es ſich ergebe, ob ſie vom vorigen Manne ſchwanger iſt.

Die Scheidung wird oft durch einen Zank veranlaßt, der um geringfügiger Urſachen willen zwiſchen Mann und Frau ſtattfindet. Da hier Alles öffentlich geſchieht, ſo nehmen die Nachbarn Partei, und die geläufige Zunge giebt der Frau den Sieg vor den Leuten. Dem Mann iſt es unerträglich, ſich in Gegenwart ſeiner Gefährten herabgeſetzt zu ſehen und die Lacher gegen ſich zu haben; da ſpricht er das verhängnißvolle Wort: Du biſt geſchieden. Nun rufen ihm die Freunde Beifall zu und ſagen: wir ſehen, Du biſt ein Mann. Somit iſt ein Schritt ge-

than, den der Mann vielleicht gar bald bitter bereuet. Burckhardt erlebte es, daß im Jahre 1815 ein Beduine vom Sinai ſich in demſelben Augenblicke erſchoß, wo ſeine geſchiedene Frau, die ein anderer Mann geheirathet hatte, mit dieſem in die Zeltkammer ging.

Bei den Aenez-Arabern ſind die Scheidungen ſo häufig, daß ſie ſelbſt während der Schwangerſchaft ſtattfinden, ja daß Frauen verſtoßen werden, die ihrem Manne mehrere Kinder geboren haben. In dem erſten Falle erzieht die Frau ihr Kind ſo lange, bis es im Stande iſt herumzulaufen; von da an nimmt es der Vater in ſein Zelt auf. Verſtößt ein Beduine eine alte Familienmutter, ſo verſtattet er ihr zuweilen, unter ihren Kindern in ſeinem Zelte zu leben; doch kann ſie auch zu ihren Verwandten zurückkehren. Es giebt Frauen, die drei-, viermal geſchieden ſind, und Burckhardt kannte einen Mann, der fünfzig Weiber gehabt hatte, obwohl er erſt 45 Jahre alt war.

So leicht der Mann ſich von dem Weibe trennen kann, mit dem er unzufrieden iſt, ſo fehlt es unter den Beduinen doch durchaus nicht an zahlreichen Beiſpielen von glücklichen Ehen, von Eheleuten, die ihr ganzes Leben in Treue bei einander aushalten. Bei dem lebhaften, beweglichen Sinn der Beduinen gerathen ſie leicht an einander. Streiten Vater und Mutter, ſo nehmen die Kinder Partei, und die Söhne ſchlagen ſich meiſt auf die Seite

der ſtets zärtlich von ihnen geliebten Mutter, wo es dann vorkommt, daß ſie den Vater zum Zelte hinauswerfen.

Indeſſen geſtattet das Geſetz doch auch der Frau eine Art von Scheidung. Wenn ſie in dem Zelte ihres Mannes nicht glücklich lebt, ſo wendet ſie ſich in das ihres Vaters zurück. Nun kann wohl der Mann den Verſuch machen, ſie durch das Verſprechen von Schmuck, ſchönen Kleidern, Teppichen zu ſich zurückzulocken, allein er kann nicht, wenn ſie auf ihrer Weigerung verharrt, ſie mit Gewalt dazu zwingen. Indeſſen kann er ihr den Scheideſpruch vorenthalten, und dann iſt ſie an einer zweiten Heirath verhindert. Solcher Weiber giebt es genug unter den Arabern, aber keine alten Jungfern. Unter den Arabern des Sinai verweigert ſelten ein Mann der Frau, die ſich von ihm getrennt, die Scheideformel; doch nöthigt er zuweilen die Verwandten, ihm zu einer anderen Frau zu verhelfen und den für ſie verlangten Preis zu zahlen. In Oberägypten fand Burckhardt unter den Arabern die Sitte, daß der Mann der Frau, die ihm die Scheideformel abnöthigte, ihre Kleider und ihre Ausſtattung wegnahm und ihr den Kopf vollſtändig raſirte.

Die Wiederverheirathung einer Witwe oder geſchiedenen Frau wird nicht ſo feierlich begangen, wie die einer Jungfrau. Sie wird weder mit dem Abba umhüllt, noch leiſtet ſie den verzweifelten Widerſtand, den ſie als Jungfrau ihrem Bräutigam entgegenſetzt. Wenn der Mann

ebenfalls ſchon verheirathet war, ſo findet gar keine Feierlichkeit ſtatt. War er aber ledig, ſo wird die Braut wenigſtens in feierlichem Zuge in ſein Zelt gebracht. Hochzeitgäſte erſcheinen aber nicht, da eine Witwenhochzeit von übler Vorbedeutung iſt. Der neue Mann einer Witwe ißt dreißig Tage lang nichts von ihren Vorräthen, bedient ſich auch keines ihrer Geräthe bei der Mahlzeit, da die Frau dreißig Tage lang gebrandmarkt iſt.

Stirbt ein junger Mann, ſo geht ſeine Witwe an ſeinen Bruder über, der ſie ſelbſt heirathen kann, aber auch nichts dawider haben darf, wenn ſie einen anderen Mann nehmen will. Doch iſt die Witwe meiſt geneigt, ihren Schwager zu heirathen, weil dadurch das Familieneigenthum beiſammengehalten wird.

Bei den Stämmen Ahl el Schemal iſt es gebräuchlich, daß, wenn ein Mann mit einer fremden Frau entläuft und im Zelte eines anderen Arabers Schutz ſucht, letzterer das Recht hat, das Paar geſetzlich zu verbinden, indem er ein Schaf ſchlachtet. Die Frau kann nun ruhig in das Zelt ihrer Eltern zurückkehren und das Scheidungswort ihres erſten Mannes abwarten.

Die arabiſchen Mädchen und Frauen haben die Beſorgung der Nahrung und der Kleidung über ſich. Sie mahlen das Getreide, backen das Brot, machen die Butter, holen Waſſer, treiben das Vieh auf die Weide, ſpinnen und weben, beſſern die Zeltdecken aus und ſind unermüdlich thätig.

Begegnen Männer den Mädchen oder Frauen, ſo kehren dieſe ihnen den Rücken zu, nehmen auch nichts, was den Männern gehört, in die Hand und reden nur wenig mit denſelben. Bei feindlichen Ueberfällen ſind Frauen und Mädchen niemals gefährdet. Sie werden höchſtens genöthigt, ihre Schmuckſachen abzuliefern.

Obſchon der Araber ſich für mehr hält als ſeine Frau, und ſchon der Knabe es für einen Schimpf anſieht, wenn man ihm zumuthen wollte, Arbeiten zu verrichten, die den Frauen zukommen, wie das Aus- und Eintreiben des Viehes, ſo bleiben die Frauen doch nicht ohne weſentlichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Bei dem Stamme Beni Abu Ali leiteten die Gemahlin und die Schweſter des Scheich die öffentlichen Angelegenheiten, während dieſer auf der Reiſe nach Mekka begriffen war.

Im geſelligen Verkehr nehmen die Araberinnen der Wüſte eine ehrenvolle Stellung ein, ſo namentlich bei den durch Tanz und Geſang belebten Unterhaltungen, die einige Stunden nach Sonnenuntergang in den Lagern ſtattfinden.

Die Jünglinge verſammeln ſich auf einem freien Platze bei den Zelten und ſtellen ſich, im Chor ſingend, in einer oder zwei Linien auf; die Mädchen poſtiren ſich denſelben gegenüber oder zwiſchen den Linien. Einer der jungen Männer hebt nun den, Kasjyde genannten

Gesang an, einen Vers, den die Anderen im Chor wiederholen und mit Händeklatschen und Körperbewegungen begleiten; sie neigen sich rückwärts und vorwärts, fallen auch wohl auf ein Knie nieder, stets mit dem Gesange Tact haltend. Darauf kommen zwei oder drei Mädchen aus der Linie oder Gruppe, die sie bilden, in langsamer Bewegung auf die Männer zu. Sie sind vollständig bekleidet, und über ihren ausgebreiteten Armen ist ein blauer Mantel leicht entfaltet. Allgemach werden die Bewegungen der Mädchen lebendiger; sie kommen tanzend leichten Schrittes näher heran, doch stets in zurückhaltend sittsamer Haltung. Die Männer lassen die ermuthigenden Töne hören, mit denen sie ihre Kameele zu lenken gewohnt sind. Doch rufen sie die Mädchen niemals mit Namen an, sondern sie locken nur, als wollten sie die Kameele füttern. Endlich nehmen einige Jünglinge ihren Turban vom Kopfe und werfen ihn vor sich hin, um das Füttern darzustellen. Hat nun eine der Tänzerinnen so weit sich genähert, daß sie im Stande ist, das Tuch zu erlangen, so faßt sie es und wirft es rückwärts ihren Gefährtinnen zu. Damit ist der Tanz beendigt, und der Jüngling, dem das Tuch gehört, muß es durch eine kleine Gabe wiederum einlösen.

An die Stelle der abgetretenen Tänzerin tritt nun eine andere, die noch lebhafter erscheint als die erste. Kommt sie nun in der Begeisterung des Tanzes an die Linie

der Männer heran, so breiten diese ihre Arme aus, als wollten sie das Mädchen darin aufnehmen. Dieser Tanz währt oft fünf bis sechs Stunden, bis nach Mitternacht fort. Die Gefühle eines Liebhabers, bemerkt Burckhardt, müssen bei dieser Gelegenheit auf das Höchste gesteigert werden. Die verschleierte Gestalt seiner Geliebten kommt in der Dunkelheit oder beim Mondenschein wie eine Erscheinung seinen Umarmungen entgegen, ihre anmuthigen, zierlichen Tritte, ihre zunehmende Lebhaftigkeit, der allgemeine Beifall, den sie einerntet, und die Worte des Gesanges, welche immer ein Lob der Schönheit aussprechen, müssen im Busen eines Liebhabers die lebhaftesten Gemüthsbewegungen erregen, und es wird ihm wenigstens dabei die Genugthuung zu Theil, daß er seinen Gefühlen durch Stimme und Geberden Luft machen kann, ohne sich dem geringsten Tadel auszusetzen.

Wenn die Mädchen eine Ursache zu haben meinen, auf die Jünglinge böse zu sein, so kommen sie nicht zum Tanz und Gesang, wenn sie sich zu diesem Zwecke versammelt haben. Sie singen aber auch unter sich allein und ohne Jünglinge bis tief in die Nacht. Die Frauen des Stammes Aleygat singen:

O ihr Weiber des Stammes Aleygat, nichts kommt uns gleich, außer dem Himmel: aber die Männer sind die Erde, auf welche wir treten.

Nächstdem singen Frauen wie Männer auch ohne

Tanz. Der Gesang, den die Frauen bei Festen und Lustbarkeiten des Abends unter sich anstimmen, wird Osamer genannt. Osamer wird hinter den Zelten in Chören von acht bis zehn Frauen gesungen, von denen einer dem anderen antwortet. Die Liebesgesänge, Hodscheiny der Mädchen und Frauen, werden von diesen Niemandem mitgetheilt.

Die Frauen der Südseeinsulaner.

Die europäischen Reisenden des 17. und 18. Jahrhunderts trafen auf den von den Europäern kaum seit der Mitte des 16. Jahrhunderts berührten Inseln der Südsee einen Culturzustand, dessen Anmuth sie nicht genug preisen können. Den eigentlichen Kern der Bevölkerung dieser im glücklichsten Klima gelegenen Eilande bildete eine den Negern ähnliche Menschenart, die sich auch in dem indischen Archipelagus noch vorfindet. Diese niedriger organisirte Volksmasse wurde durch ein lichtgefärbtes, kräftig gebautes und ziemlich zahlreiches Geschlecht, die Eries', vollkommen in der Weise beherrscht, welche der Hirt der Heerde gegenüber beobachtet. Dahin gehört denn auch die Ueberwachung der Anzahl derselben. Die Eries sorgen dafür, daß die Volkszahl nicht zu groß werde; auf den Radackinseln besteht das Gesetz, daß jede Mutter, die nicht zu den Familien der Häuptlinge gehört, nur drei Kinder

erziehen darf. Die übrigen werden umgebracht, das vierte und die folgenden muß die Mutter lebendig vergraben.

Die Reiſenden können nicht genug die Lieblichkeit der Frauen und Mädchen der lichten Bevölkerung der Südſeeinſeln rühmen. Ihr Geſicht iſt ausdrucksvoll, belebt und überaus anmuthig, und die Geſichtsbildung gleicht der kaukaſiſchen: ſie haben runde und offene Augen und eine erhabene Naſe, ihr Gliederbau zeigt ſich vom ſchönſten Ebenmaß. Die Hautfarbe iſt die der Südeuropäer, vornehme Frauen und kleine Kinder ſind ganz weiß, wie denn auch unter den Eries neben dem ſchwarzen blondes und braunes Haar, beides ſchlicht oder gelockt, erſcheint. Im Allgemeinen ſind die Frauen, wie auch in Europa, kleiner als die Männer.

Auf den Inſeln der Südſee herrſchte bei der Ankunft der Europäer ziemlich allgemein die Vielweiberei; die Ehe beruhte auf gegenſeitiger Uebereinkunft und wurde, wenn eines der Eheleute des Bundes überdrüſſig war, eben ſo leicht gelöſt, als ſie geſchloſſen ward. Der Mann nahm ſo viele Frauen, als er ernähren konnte. Die Zahl der Frauen richtete ſich demnach nach der größeren oder minderen Leichtigkeit, womit der Lebensunterhalt ſich beſchaffen ließ. In Nukahiwa hatte der Mann in der Regel nur eine Frau, auf den Pelewinſeln zwei; nur der König hatte fünf, deren jede ihre abgeſonderte Haushaltung beſaß. Auf Neuſeeland fand man die meiſten Männer mit mehreren Frauen vermählt, unter denen in-

deſſen die Erſtgewählte die Aufſicht über die anderen führte und mit beſonderer Hochachtung behandelt ward. Auf den Tongainſeln wurden Frauen, deren der Mann überdrüſſig war, in der Weiſe, welche die Beduinen haben, entlaſſen. Die größte Zuchtloſigkeit fand man auf der Inſel Santa Chriſtina (Marqueſasinſeln).

Auf den Carolineninſeln werden die Ehen ohne beſondere Feierlichkeit geſchloſſen. Der Mann übergiebt dem Brautvater ein Geſchenk an Eiſen, Früchten u. dergl., deſſen Größe ſich nach dem Range deſſelben richtet, und die Ehe wird durch Zurückſendung der Frau in das Haus der Eltern wiederum aufgelöſt. Aehnliche Sitte herrſcht auf Rukahiwa, wo das Geſchenk hauptſächlich in Schweinen beſteht, die geſchlachtet und von den Verwandten der Brautleute gemeinſchaftlich verzehrt werden. Ebenſo wird es auf Tahiti gehalten.

Auf den Tongainſeln werden die Ehen der Häuptlingsfamilien oftmals von den beiderſeitigen Eltern lange vorher abgeredet, während Braut und Bräutigam noch Kinder ſind. Mariner, der mehrere Jahre dort zubrachte, wohnte der Vermählung eines Prinzen mit zwei Häuptlingstöchtern bei. Die Mädchen waren mehrere Jahre abgeſondert gehalten worden. Der Bräutigam war auf den Schifferinſeln heimiſch und kam von dorther nach Hapai. Eine Woche nach des Bräutigams Ankunft brachte die niedere Volksclaſſe aus den verſchiedenen Theilen der

Inſel Yams, Piſangfrüchte, Bananen, Cocosnüſſe, Brotfrucht, Fiſche und Backwerk; auf dem öffentlichen Morai waren aus Stangen gewaltige thurmartige Gerüſte errichtet, worauf alle dieſe Gaben aufgeſchichtet und an der Spitze mit einem gebratenen Schweine gekrönt wurden. Nun kam das Volk im beſten Schmuck, mit Blumenkränzen und rothen Bändern aus allen Theilen der Inſel zuſammen und ſtellte ſich in zwei großen Halbkreiſen auf. Auch die Männer von Hapai, die ein Kampfſpiel aufführen wollten, fanden ſich ein, unter ihnen der Bräutigam. Sie trugen Keulen aus grünen Aeſten. Darauf wurden die beiden Bräute aus dem Hauſe des Königs herbeigeführt und auf Ballen von Kleiderſtoffen von Papiermaulbeerſtoff geſetzt. Die Mädchen waren in das feinſte Zeug gekleidet, mit Sandelholzöl geſalbt und an Füßen, Händen und im Geſicht mit der orangegelben Farbe (Turmerie) bemalt, die zum großen Schmucke unentbehrlich iſt. Jetzt begannen die Kampfſpiele, in denen der Prinz eine ausgezeichnete Rolle ſpielte. Es folgten Fauſt- und Ringkämpfe. Nach Beendigung derſelben zog ſich der Prinz mit ſeinen Häuptlingen zurück und erſchien ſodann auf's Neue mit denſelben in weißen, mit rothen Federn geſchmückten Turbanen. Der Prinz begab ſich zu ſeinen zwei Bräuten am Morai und führte ſie, eine jede an der Hand faſſend, unter dem Händeklatſchen und Zurufe des Volkes, ſowie fröhlichen Geſängen und Tänzen mit Würde

über den Morai in das Haus, das er innehatte. Es folgte ſodann die Vertheilung der Lebensmittel unter die Anweſenden, worauf ſich das Volk um die Ueberreſte balgte. Bei der Vermählung des geiſtlichen Oberhauptes der Tongainſeln mit der Tochter des Königs Finow fanden noch größere Feierlichkeiten ſtatt; an die Stelle des Fauſtkampfes trat dabei ein Trinkfeſt bei Fackelſchein.

Der Zuſtand der Frauen auf den Südſeeinſeln richtet ſich nach der Stärke der lichten Bevölkerung; wo dieſe fehlt, wie auf der Bogeninſel und den neuen Hebriden, iſt das Weib der Dienſtbote des Mannes, dem es Eier, Muſcheln, Nüſſe ſammeln muß.

Beachtenswerth iſt die Sitte, die auf Tonga beſteht: männliche wie weibliche Perſonen wählen ſich eine zweite Mutter, auch wenn die erſte noch lebt. Dieſe zweite Mutter giebt ſich die größte Mühe, ihren Pflegeſohn mit allen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens möglichſt reichlich zu verſorgen.

Auf den anderen Inſeln haben die Frauen die leichteren Geſchäfte, welche der Lebensunterhalt veranlaßt, zu verrichten; ſie fertigen aus verſchiedenen Pflanzenfaſern Schnuren und jene niedlichen Kämme, die ſo verſchiedenartige Muſter an der Stelle zeigen, wo die Stäbchen durch Geflechte verbunden ſind. Eine ihrer Hauptaufgaben iſt die Herſtellung der Kleiderſtoffe aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes, den die Männer,

welche ſämmtliche Geſchäfte des Ackerbaues regelmäßig betreiben, in Reihen anpflanzen. Wenn die Bäumchen einen Zoll Durchmeſſer und 6—8 Fuß Höhe erlangt haben, werden ſie ausgeriſſen, Wurzeln und Aeſte abgeſchnitten, die Stämme aber der Länge nach aufgeſchlitzt und in fließendem Waſſer unter ein mit Steinen beſchwertes Bret gelegt. Sind nun die Rindenfaſern im Waſſer biegſamer geworden und die darin enthaltenen Gummitheile aufgelöſt, ſo beginnen die Weiber ihre Arbeit, indem ſie die Rinde im Waſſer oder auf einem am Ufer liegenden Brete mit einer dünnen Muſchelſchale unter fortwährendem Benetzen ſchaben. Die ſo gewonnenen kleinen, ſchmalen Rindenſtreifen legen ſie auf Piſangblättern ſorgfältig neben einander, bis die vollſtändige Länge des zu fertigenden Zeuches erlangt oder der Vorrath erſchöpft iſt. Die Maſſe bleibt nun über Nacht liegen, und während dieſer Zeit kleiſtern ſich die feinen Fäſerchen der Rinden durch das innere noch innewohnende Gummi ſo feſt an einander, daß am folgenden Morgen das Ganze ein einziges zuſammenhängendes Stück ausmacht, von welchem das Waſſer abgelaufen oder verdunſtet iſt. Der Stoff wird darauf unter einen abgelegenen Schuppen gebracht, wo ſich die Weiber zu beiden Seiten eines langen, vierkantigen Balkens niederſetzen und auf die Maſſe mit langen, viereckigen, ſchweren Klöppeln von Keulenholz ſchlagen; in dieſelben ſind der Länge nach Furchen oder

Hohlkehlen eingeſchnitten, die auf jeder der vier Flächen verſchieden ſind. Zuerſt wendet man die Seite mit den weiteſten Furchen an und fährt dann mit den feineren fort das Zeuch zu klopfen und deſſen Faſertheile ſomit immer dichter zu verbinden. Daher haben die fertigen Zeuche, namentlich die feineren, ein gerieftes Anſehen und ähneln dem Mouſſelin. Während des Klopfens wird der Stoff fortwährend genetzt. So wie ein Stück fertig iſt, wird es ſorgfältig gewaſchen und gebleicht. Die Frauen verſtehen es auch, mehrere Lagen dünnen Stoffes mit einer Art Kleiſter zu mehreren Schichten durch Klopfen zu verbinden und ein dickeres, faſt flanellartiges Zeuch herzuſtellen. Einen gröberen Stoff liefert die Rinde des Brotbaumes. Aus zwei Arten Feigenbaumrinde gewinnt man einen Stoff, welcher der Feuchtigkeit noch beſſer widerſteht, und der parfümirt von den Vornehmen getragen wird. Auf Borneo benutzt man die Rinde des Upasbaumes, welche vor der des Feigenbaumes den Vorzug hat, daß ſie ſich beſſer weiß hält und auch dauerhafter iſt. Der ſo bereitete Stoff wird gelb oder roth gefärbt oder auch mit einem braunen Gummi noch dichter gemacht. Dieſe Farben ſehen neu ſehr glänzend aus, halten ſich aber nicht und werden matt. Außerdem wird das weiße und gelbe Zeuch mit rother Farbe bedruckt; die Frauen durchſchneiden den Stengel eines Bambu, tauchen ihn in rothe Farbe und drücken dieſe auf dem Stoffe in

gewiſſen Entfernungen ab. Auch werden in ähnlicher Weiſe ganze Farrenblätter, Seealgen und andere Pflanzen auf die größeren Stücke abgeformt. Nächſtdem malen die Frauen dieſe Stoffe in allerlei Muſtern, Streifen, Dreiecken u. ſ. w., wobei ſie ſich, wie unſere Maler, eines Malerſtockes bedienen.

Außer dieſem Kleiderſtoffe weben und flechten die Frauen auch noch Matten aus flachsartigen Faſern und aus Blättern.

Auf den Schmuck verwenden die Frauen der Südſeeinſeln, namentlich die vornehmen, eine große Sorgfalt. Zunächſt befleißigen ſie ſich, durch mehrmals des Tages wiederholte Bäder, ſowie durch Einreibungen mit Cocosöl ihre Haut fein und geſchmeidig zu erhalten. Hat dieſelbe durch Sonnenſtrahlen gelitten, ſo wird ſie vor dem Bade mit beizenden Pflanzenſtoffen eingerieben, worin es die Damen von Nukahiwa beſonders weit gebracht haben. Dann aber malen ſich die Frauen, beſonders auf den neuen Hebriden und den freundſchaftlichen Inſeln, mit feingepulvertem Curcuma.

Die ſchmerzhafte Operation der Tätowirung, die zumeiſt eine Bezeichnung des Ranges, eine Art Urkunde unmittelbar auf der menſchlichen Haut, bildet, wird vornehmlich bei den Männern angewendet. Mädchen werden an den Lenden tätowirt, wenn ſie in die Jahre der Reife treten, die Frauen nur an den Händen, auf den

Schultern und an der Zungenspitze, während die Haut der Männer je nach der bedeutenden Stellung, die sie in der Gesellschaft einnehmen, oft über und über mit Strichen, Puncten, Kreisen und allerhand anderen Figuren bedeckt erscheint.

In Bezug auf die Haartracht herrscht unter den Frauen der Südseeinsulaner große Mannichfaltigkeit. Die Mädchen lassen ihr Haar meist lang flattern und schmücken den Kopf mit Kränzen von Blumen oder Federn. Auf den Sandwichinseln trugen manche Frauen ihr Haar kurz geschnitten und nur um die Stirn einen Rand längerer mit ungelöschtem Kalk weißgebrannter, borstenartig starrender Haare, andere hatten auf der Stirn eine feine, lange Locke, die violett gebeizt und nach hinten gekrümmt war, bei noch anderen war das Haar hinten in einen Zopf vereinigt, wieder andere hatten falsche Haare den eigenen beigefügt, die massenhaft auf Schultern und Nacken fielen. Auf vielen Inseln der Südsee zeigten die Frauen das Bestreben, ihrem dunkeln Haare durch besondere Mittel eine lichtere Färbung zu verschaffen. Die Frauen der neuen Hebriden färben dasselbe geradezu mit Curcuma gelb. Auf Tonga und St. Croix pudern es die Frauen mit gebranntem Kalk, den auch die Sandwichinsularinnen anwenden, um eine lichte Haarfarbe zu erzielen.

In Bezug auf Anhängsel und Ringe zeigen Männer wie Frauen der Südsee gleiche Neigung. Als besonders

Digitized by Google

den Frauen eigenthümlich werden die kleinen, aus Knochen oder Holz gar ſauber geſchnitzten Schildkröten bezeichnet, welche die Bewohnerinnen von Atuai am Finger als Ringe tragen.

Hütten, Canots, Schiffe, Werkzeuge werden auf der Südſee durchgängig von den Männern gefertigt, die auch den Fiſchfang, den Ackerbau und die Schifffahrt betreiben.

Der geſellige Verkehr der beiden Geſchlechter iſt auf den Inſeln der Südſee ſehr frei und ungezwungen. Mädchen und Knaben wachſen unter fröhlichen Spielen gemeinſam auf, ohne daß die Sitte irgend wie eine Beſchränkung darbietet. Ebenſo eſſen auf den meiſten Inſeln die Frauen gemeinſchaftlich. Ja die Reiſenden fanden auf Tahiti und den Pelewinſeln unter der vornehmen Jugend Vereine, die Geſellſchaft der Arreroys, welche ganz auf Communiſtenprincipien beruhten und deren Paare in ſtetem Wechſel begriffen waren.

An den öffentlichen Kampfſpielen, die auf vielen Inſeln zu gewiſſen Zeiten ſtattfanden, nahmen auch die Frauen als Zuſchauerinnen Antheil, während ſie bei den durch Geſang und Tanz erhöhten Feſten ſelbſtthätig mitwirkten. Der Tanz iſt hier ſtets vom Geſange begleitet.

Auf den Radackinſeln wohnte Kotzebue einem ziemlich leidenſchaftlichen Tanze bei, den eine Fürſtentochter mit zwei Geſpielinnen nach dem Schalle der Trommel ausführte. Geordnete Tänze fand man auf den freundſchaftlichen

Inſeln, wo es Tänzer von Profeſſion gab, die im Lande umherzogen. Dieſe begannen einen Tanz mit ausdrucksvollen Geberden und traten nach Beendigung deſſelben ab, um den Mädchen Platz zu machen. Die Mädchen ordneten ſich in drei Reihen; ihre Köpfe und Schultern waren mit Blumenkränzen geſchmückt, um den Hals trugen ſie Schnüre mit Perlen und anderen, oft ſeltſamen Anhängſeln. Der untere Theil des Körpers war in Gewänder gehüllt. Sie führten nach dem Takte der Trommeln die graziöſeſten Bewegungen aus, wobei die hinterſten Reihen die Geberden der erſteren nachahmten. Dieſe Tänze waren meiſt Darſtellungen von Reiſen, Begebenheiten und Ereigniſſen. So ſah Beechey auf Waihi die Darſtellung der Reiſe des Königs Riorio und ſeiner Gemahlin nach England. Es wurde der Abſchied von der heimathlichen Inſel, die Seereiſe und die Seekrankheit, die Landung in England, der Verſuch des Königs, engliſch zu ſprechen, die ſchönen Engländerinnen, die Krankheit und der Tod des jungen Königspaares theils launig, theils ernſthaft, aber immer überaus ausdrucksvoll dargeſtellt.

Die Reiſenden geben die umſtändlichſten Beſchreibungen der verſchiedenen, ſehr zahlreichen Tänze, die ſie auf den Inſeln der Südſee mit angeſehen haben und wobei die blühenden Mädchen große Anmuth entfalteten. Cook wohnte auf den freundſchaftlichen Inſeln ſolchen Feſten bei, die des Nachts unter freiem Himmel und unter den

Digitized by Google

Palmen bei Lampenſchimmer ihm zu Ehren veranſtaltet wurden, und wobei Jünglinge und Mädchen in geſonderten Chören nach dem Takte der Trommel und der einförmigen Geſänge auftraten. Hier hatten die Tänzerinnen eine beſondere Tracht, weite, lange Röcke für den unteren Theil des Körpers, die gleich einem Blumenkelch oder ſpaniſchen Kragen den Oberkörper einfaßten, Federmützen und Federbüſche, die den Buſen bedeckten. Die Tänzerinnen der Geſellſchaftsinſeln trugen ein Stück braunes Papiertuch dicht um die Bruſt zuſammengeſchlagen, um die Hüften eine Wulſt von vier übereinander liegenden Reihen Papierzeugs, mit einer Schnure gegürtet und von weißer und rother Farbe. Darüber war ein langes Stück weißen Stoffs gezogen, der bis auf die Füße reichte und eine Art Mantel bildete. Schultern und Arme blieben unbedeckt. Der Kopf war mit einer Mütze von etwa 8 Zoll Höhe und turbanartiger Form bedeckt und das ſchwarze, darunter vorragende Haar mit weißen, kleinen Blumen geſchmückt.

Den Tod des Gatten beklagt zunächſt die Gattin durch Kundgebung des wildeſten Schmerzes, wobei ſie Bruſt und Geſicht zerſchlägt und dann eine eintönige Weiſe bei der Leiche ſingt. Mit Eintritt der Nacht werden Lampen angezündet und die Geſänge fortgeſetzt. Auf Nukahiwa, wo die Leichen nicht beerdigt, ſondern auf dem Morai in Zeug gewickelt aufbewahrt werden, nehmen die Frauen an dem Todtenfeſt nicht Antheil. In Neu-

ſeeland herrſchte ehedem die Sitte, daß bei dem Ableben vornehmer Männer die Sclaven derſelben getödtet und ſeine Frauen genöthigt wurden, ſich zu hängen. Viele Frauen ſtarben auch freiwillig mit dem Manne. Wenn der Vorſteher der geiſtlichen Gebräuche in Tonga, der im Range über dem König ſtehende Tuitonga, ſtarb, ſo ward ſeine Frau als ſeine Gefährtin in jener Welt mit ihm beſtattet. Ebenſo wurden die Frauen der Häuptlinge der Feidſchiinſeln bei dem Tode ihrer Männer zu gleichem Zwecke erdroſſelt.

Auf den bis jetzt von uns betrachteten Stufen der Cultur trafen wir die Frauen in Bezug auf das öffentliche Leben immer in einer untergeordneten Stellung an. Auf den Inſeln der Südſee begegnen wir zum erſten Male Frauen, welche als ſelbſtſtändige Herrſcherinnen, als Königinnen daſtehen.

So fand Kotzebue auf der Inſel Airick als Königin eine ältliche Frau, die, von drei alten Staatsdamen umgeben, ihn und ſeine Gefährten auf einer Matte vor einem hübſchen Hauſe ſitzend empfing. Er mußte ſich zu ihr ſetzen, und das Volk umgab die Gruppe in dichtem Kreiſe. Die Königin nahm ein von ihm dargebotenes Geſchenk huldvoll an, dann zog ſie ſich in das Haus zurück. Sie hatte einen bereits erwachſenen Sohn.

Auf den freundſchaftlichen Inſeln fand Labillardiere eine Königin Namens Tine, eine ſehr wohlbeleibte Dame

von etwa fünfzig Jahren, deren Haare und Stirn mit rothem Staube bedeckt waren. Sie genoß große Ehrerbietung. Die Männer ſetzten zum Zeichen der Unterwerfung den Fuß derſelben auf ihren Kopf, und in ihrer Gegenwart durften die Frauen nicht eſſen. Nächſtdem genoſſen die Gemahlinnen des Königs eines großen Anſehens und hatten ihren Hofſtaat, beſonders war die Königin-Mutter nicht ohne bedeutenden Einfluß, wie denn eine ſolche auf Neuſeeland einen beſonderen Thron neben dem ihres Sohnes hatte. Auf Tahiti folgte im Jahre 1832 die Königin Pomare ihrem Bruder in der Regierung nach, der das Chriſtenthum auf der Inſel eingeführt hatte. Sie zeigte ſich als Gegnerin des neuen Cultus und veranlaßte ſo eine franzöſiſche Intervention, wodurch ſie genöthigt wurde, ſich unter engliſchen Schutz zu begeben.

Ueber die religiöſen Begriffe der Inſulaner iſt noch ein gewiſſes Dunkel verbreitet, welches bei der großen Mannichfaltigkeit der Zuſtände der verſchiedenen Inſeln kaum je eine genügende Aufhellung erlangen dürfte. Indeſſen geht aus den Berichten der Reiſenden hervor, daß in der Religion auch göttliche Weſen weiblichen Geſchlechts verehrt werden. Eine Neuſeeländer-Sage bringt eines der Sternbilder mit der Mythe von dem Gott der Thränen in Verbindung. Dieſer, mit Namen Heckotoro, verlor einſt ſein Weib. Er verließ daher den Himmel, um daſſelbe auf Erden zu ſuchen, und gelangte ſo nach Neuſee-

land. Er brachte die Wiedergefundene ſogleich in ſein Canot und kehrte mit ihr in den Himmel zurück, wo beide wieder vereinigt das Sternbild Nanghee bilden.

Auf den Geſellſchaftsinſeln erſcheint unter den Gottheiten auch die Göttin Ohinna als Schöpferin des Mondes, welche von den Frauen angerufen wird. Die Bewohner von Tonga, Fidſchi und Hamoa haben eine Sage von einer mit unſterblichen Frauen bevölkerten Inſel, die weſtlich von den Fidſchiinſeln liegt. Dieſe unſterblichen Frauen haben alle Leidenſchaften der irdiſchen, und es iſt gefährlich, bei ihnen zu landen, weil ſie zu viel Huld ertheilen.

Mit den Schildkröten bringen die Tonganer ebenfalls ein Paar Göttinnen in Verbindung. Ihre Sage berichtet, wie lange Zeit nach der Entſtehung des Menſchengeſchlechts auf den Tongainſeln der im Luftraume hauſende Gott Langi von den hohen Göttern auf der Fabelinſel Bolotuh Befehl erhielt, ſich bei ihnen zu einer Vermählung einzufinden. Langi hatte nun unter ſeinen Kindern zwei junge, ſchöne Töchter, in deren Bruſt die Eitelkeit ſich eben zu regen begann. Sie hatten ſchon oft den Wunſch geäußert, die Tongainſeln zu ſehen und die dort wohnenden Menſchen zu beſuchen, der Vater hatte ſich aber gehütet, ſeine Einwilligung zu dieſer Reiſe zu geben. Da er nun fürchtete, die Töchter möchten ſich ſeine Abweſenheit zu Nutze machen und den lang gehegs-

ten Wunſch auszuführen ſuchen, ſo verbot er ihnen alles Ernſtes, den himmliſchen Wohnſitz zu verlaſſen, verſprach ihnen aber dagegen, ſie nach ſeiner Rückkehr ganz gewiß ſelbſt nach Tonga zu führen. Er ſchilderte ihnen die Gefahren, denen ſie ſich ausſetzen würden, wenn ſie ungehorſam wären; die in Tonga wohnenden böſen Götter würden jede Gelegenheit ergreifen, ihnen zu ſchaden, und die Männer von Tonga, entzückt von ihrer Schönheit, in blinder Wuth um ihren Beſitz kämpfen. Die oberen Götter in Bolotuh würden darob in Zorn gerathen, und er ſelbſt würde ſodann bei denſelben in Ungnade fallen. Da verſprachen die jungen Göttinnen dem Vater Gehorſam, und er eilte darauf nach Bolotuh. Kaum hatte er jedoch den Luftraum verlaſſen, ſo ſprach die eine: der Vater hat uns die Fahrt nach Tonga nur verſprochen, um uns zu halten, bis er zurückkommt; er hat daſſelbe Verſprechen uns ſchon oft gethan und niemals gehalten. Ja wohl, erwiderte die andere, gehen wir lieber allein hinunter. Wir ſehen uns die Leute an und kehren ſogleich zurück, ehe er etwas davon erfährt. Hat er uns nicht geſagt, riefen Beide zugleich, daß wir viel ſchöner ſeien als die Frauen von Tonga. Eilen wir alſo hin und laſſen wir uns bewundern. Denn es giebt gar viele Göttinnen, die ſo ſchön ſind wie wir, und hier bemerkt uns kaum Jemand. Die beiden Göttinnen begaben ſich ſogleich nach den Tongainſeln, ließen ſich an einer

einſamen Stelle nieder und ſprachen, indem ſie dem Verſammlungsorte zuſchritten, von den Huldigungen, die ihnen bevorſtänden. An dem genannten Orte ſaß eben der König mit den Häuptlingen in feierlicher Verſammlung beim Kawatrunke. Bei der Ankunft der beiden Götterkinder wendeten ſich ſogleich Aller Blicke ihnen zu, und Alle wurden mit Bewunderung und Liebe erfüllt. Die jungen Häuptlinge wetteiferten mit einander, ihnen die größte Aufmerkſamkeit zu erweiſen; ſchon ſchlich ſich die Eiferſucht zu ihnen, ſie unterließen das Kawatrinken, und die ganze Verſammlung gerieth in Verwirrung. Endlich brach Streit unter den jungen Männern aus, und der König nahm, um Alles niederzuſchlagen, die jungen Göttinnen mit in ſein Haus. Als aber die Sonne untergegangen, ſtürmten mehrere Häuptlinge das Königshaus und befreiten die Mädchen. Nun gerieth die ganze Inſel in die äußerſte Verwirrung, und ſchon am folgenden Morgen begann ein blutiger Krieg. Mittlerweile hörten die Götter in Bolotuh, was auf Tonga vorging, und überhäuften den Langi mit Vorwürfen, weil er der Urheber ſolcher Wirrniß ſei. Er entſchuldigte ſich mit dem Ungehorſam ſeiner Töchter und enteilte nach dem Schauplatze; die eine ſeiner Töchter hatte ſchon von den Erzeugniſſen der Inſel gekoſtet und ſich dadurch der Unſterblichkeit beraubt. Der Vater fand ſie bereits verſtorben. Wüthend über den Verluſt faßte er die andere bei den

Haaren, hieb ihr das Haupt vom Rumpfe, warf es in die See und kehrte in den Lichtraum zurück. Das Haupt verwandelte ſich alsbald in eine Schildkröte, welche die Urmutter aller in der Welt vorhandenen Schildkröten iſt. Daher gilt die Schildkröte bei den Tonganern als eine verbotene Nahrung für die gemeinen Leute. Nur den Häuptlingen iſt dieſe den Göttern entſtammte Speiſe nicht verboten, da ſie ebenfalls göttlichen Urſprunges ſind.

Bei dem großen Opferfeſte, welches alljährlich ehedem auf Tonga ſtattfand, nahmen auch Frauen an der Proceſſion und den Geſängen Theil; ſie waren dabei in neue Gewänder gekleidet und mit Blumen geſchmückt. Bei dem dem Gotte Alo geweihten Feſte ſtellten zwei kleine Mädchen die Gemahlinnen deſſelben vor.

Ziemlich auf allen Inſeln der Südſee, wo Häuptlinge von heller Hautfarbe die dunkeln Ureinwohner beherrſchen, fanden die Reiſenden das eigenthümliche Geſetz des Tabuh, welches das Volk oder einzelne Individuen von dem Beſitze und Genuſſe gewiſſer Sachen, Orte und Perſonen für immer oder auf einige Zeit ausſchloß. Auf Nukahiwa hatte man die Einzelheiten des Tabuh am beſten zu beobachten Gelegenheit. Zunächſt waren für das gemeine Volk alle Perſonen und der geſammte Beſitz der Prieſter und Häuptlinge tabuh, d. h. unantaſtbar und unverletzlich.

Für die Frauen aber war tabuh der Morai, der

Begräbnißplatz. Kam ein Weib in die Nähe desſelben, ſo mußte ſie ein Stück Zeuch umhängen, außerdem aber, wenn ſie unbekleidet war, einen Umweg um den Platz machen. Ferner war Menſchenfleiſch, welches überhaupt nur von den Häuptlingen genoſſen ward, für die Frauen tabuh; tabuh waren die Frauen des Häuptlings für deſſen Freunde und Alle, die ſeinen Namen trugen. Der Tanzplatz war da, wo die Trommler ſtanden, tabuh für die Frauen, ebenſo das Feuer des Mannes. Schweinefleiſch war für die Frauen tabuh, ausgenommen wenn der Mann ſeiner Frau ein Schwein zum Geſchenk machte, welches ſie dann braten und mit ihren Freundinnen verzehren durfte. Die Frau war tabuh, während ſie Cocosöl bereitete, und dieſes Oel war für den Mann der Frau tabuh.

Auf den Sandwichinſeln fand Cook, daß die Frauen niemals bei den feierlichen Menſchenopfern Antheil nahmen, daß mithin das Menſchenfleiſch auch hier tabuh für ſie war.

Endlich iſt noch zu bemerken, wie namentlich auf Neuſeeland die Traumdeuterei ein Eigenthum der alten Frauen iſt, und wie ſie vermittelſt derſelben einen gewiſſen Einfluß ſelbſt auf öffentliche Unternehmungen und Angelegenheiten ausüben.

Wir haben bis jetzt die Frauen bei den Einzelstämmen der passiven Rasse betrachtet. Je tiefer die Culturstufe ist, auf welcher diese Stämme stehen, desto untergeordneter ist die Stellung der Frauen. Ja wir können im Allgemeinen und überhaupt die Stellung der Frauen als einen der sichersten Maßstäbe für die Bestimmung der Culturgrade bei den Familien, den Volksstämmen, den Völkerschaften und Staaten, sowie in diesen bei den verschiedenen Ständen der Nation annehmen. Noth und Elend, Armuth und Unordnung führen bei Nationen, die unbestritten auf den höheren Culturstufen sich befinden, Zustände für das weibliche Geschlecht herbei, die an die Anfänge der Cultur in den Urwäldern und den öden Strandwüsten erinnern, ja noch unter dieselben herabreichen. So bemerkte bereits Forster, der die Inseln der Südsee zu einer Zeit bereiste, wo sie nur sehr selten von Europäern besucht worden waren, daß auf den Inselgruppen, welche die Natur im Ueberflusse mit den zum Lebensunterhalt nothwendigen Erzeugnissen gesegnet hatte, der Zustand der Frauen ein weit erfreulicherer war als da, wo Mann und Weib mühsam den Lebensunterhalt erringen und oft bittere Entbehrungen erdulden müssen.

Bisher betrachteten wir die Zustände der Frauen bei den kleinen Volksstämmen. Wir wenden uns nun zu denen in den größeren Staaten und beginnen mit den

altamerikanischen Staaten,

namentlich Peru und Mexico, die bis zur Ankunft der Spanier sich auf eine höchst eigenthümliche und selbstständige Weise entwickelt hatten. Wir vergleichen damit die verwandten Zustände des alten Aegyptens. Diese Staaten wurden durch Mitglieder der activen Rasse, die in kleiner Zahl aus weiter Ferne kamen, in ziemlich abgeschlossenen Gebieten gebildet, welche ursprünglich von zahlreichen Stämmen der passiven Ureinwohnerschaft erfüllt waren.

Ein Abkömmling der alten Herrscher von Peru, Garcilasso de la Vega, theilt die Sage mit, nach welcher Peru durch die Kinder der Sonne zur Civilisation gebracht wurde.

Peru war bis dahin von einer Menge Völkerschaften besetzt, bei denen die gröbste Barbarei herrschte. Eine Art wilder Fetischdienst ersetzte die Religion; Naturproducte, Thiere, Flüsse, verstorbene Häuptlinge vertraten die Stelle der Götter, denen man Menschen opferte; das Menschenfressen war allgemein, man schlachtete die Gefangenen; überall herrschte rohe Gewalt, und der kühnste Krieger bediente sich der Habe, der Frauen und Kinder derer, die er sich unterwürfig gemacht hatte. Die Menschen hatten keine ordentliche Wohnung, viele nisteten in Erdgruben und auf Bäumen, die Ehe war unbekannt, und Verwandtschaftsgrade wurden gar nicht berücksichtigt.

In ſo wildem Leben, ſagt Garcilaſſo, befanden ſich die Völkerſtämme von Peru, als die Sonne Mitleid mit dem traurigen Zuſtande der Menſchen empfand. Der Sonnengott, unſer Vater, ſendete zwei ſeiner Kinder, einen Sohn und eine Tochter, zu den wilden Menſchen und trug ihnen auf, dieſen die Kenntniß des Sonnengottes, unſers Vaters, zu verkündigen, damit ſie ihn als Gottheit annehmen und anbetend verehren möchten. Die beiden Götterkinder wurden den Menſchen auch geſendet, um ihnen Geſetze zu geben und die Mittel zu lehren, durch welche ſie ſich als vernünftige Weſen erweiſen könnten. Die Menſchen ſollten Geſittung annehmen, in Häuſern wohnen, die Orte bevölkern, die Erde bearbeiten, die Pflanzen pflegen, die Ernte einbringen, Heerden erziehen, ſich der daraus entſpringenden Annehmlichkeiten erfreuen, die Früchte der Erde genießen und überhaupt als wahre Menſchen, nicht aber wie wilde Thiere leben. Mit dieſem Auftrage, den der Sonnengott, unſer Vater, ſeinen Kindern gab, ſetzte er ſie nahe am See Titicaca aus und ſagte ihnen, ſie möchten an dem Orte, wo ſie eſſen und ſchlafen wollten, verſuchen, eine Ruthe von Gold, welche zwei Finger dick und einen Fuß lang war und die er ihnen als ausdrückliches Zeugniß ſeines Willens gegeben hatte, in den Boden zu ſtecken. Da aber, wo die Goldruthe mit einem einzigen Stoß ſich im Boden befeſtigen laſſen werde, ſollten ſie, ſo ſei es des Sonnengottes Wille,

bleiben und ihren Hof errichten. Hierauf verkündete er ihnen mit folgenden Worten ſeinen Willen: „Meine Kinder, wenn ihr dieſe Völker zu unſerem Gehorſam gebracht haben werdet, ſo ſollt ihr Sorge tragen, ſie durch die Geſetze der Vernunft, der Frömmigkeit, der Gnade und der Gerechtigkeit zu regieren. Ihr ſollt für ſie thun, was ein guter Vater für die Kinder zu thun gewohnt iſt, die er in die Welt geſetzt hat und die er zärtlich liebt. Ihr habt an mir ſelbſt ein Beiſpiel, da ich, wie ihr gar wohl wiſſet, nicht aufhöre, den Sterblichen Wohlthaten zu erweiſen. Denn ich bin es, der ich ſie durch mein Licht aufkläre, um ihnen Mittel an die Hand zu geben, daß ſie ſehen und ihren Geſchäften obliegen. Ich bin es, der ſie erwärmt, wenn es kalt iſt, der ihre Felder und Weiden fruchtbar macht, der ihre Bäume Frucht tragen läßt, ihre Heerden vervielfältigt und ihnen Regen und ſchönes Wetter ſchafft, wenn es nothwendig iſt. Ich bin, der ſich bemüht, täglich einmal die Welt zu umſchreiten, um zu ſehen, weſſen man auf der Erde bedürfe, um Ordnung zu ſchaffen und denen Erleichterung zu gewähren, welche die Erde bewohnen. Ich will aber, daß ihr meinem Beiſpiele Folge leiſtet, meine geliebten Kinder, welche ich auf dieſe Erde ſende, daß ihr das Gute und die Erkenntniß denjenigen Völkern bringen ſollet, welche wie die wilden Thiere dahin leben. Deshalb verleihe ich euch von jetzt an den Königstitel, und ich will, daß euer Reich ſich

ausdehne über alle Völker, welche ihr mit euren ſtarken Vernunftgründen und guten Handlungen, vor Allem aber durch euer Beiſpiel und eure gute Leitung unterrichten werdet."

Nachdem alſo der Sonnengott, unſer Vater, ſeinen Willen erklärt hatte, verabſchiedete er ſeine beiden Kinder. Sie gingen ſogleich von Titicaca fort und nahmen ihre Richtung nach Norden, ohne zu verabſäumen, an allen Orten, wo ſie verweilten, die goldene Ruthe dem Auftrage gemäß zu verſuchen. Endlich nach langen Wanderungen und oft wiederholten Verſuchen gelangten ſie an eine kleine Ruheſtätte, die Pecaree Tempu genannt wird, und von da aus in das Thal von Cusco. Sie hielten ſich nun zunächſt an dem Orte auf, der Huanacauti genannt wird, und verſuchten abermals ihre Ruthe. Hier fuhr ſie auf den erſten Schlag ſo tief in den Boden, wie ſie es bisher noch nie geſehen hatten. Da ſprach der König zu ſeiner Schweſter und Gattin: In dieſem Thale alſo iſt es, wo der Sonnengott, unſer Vater, will, daß wir uns niederlaſſen und unſere Wohnſtätte aufſchlagen. Es iſt nun nöthig, liebe Schweſter und Gattin, daß wir das Volk an uns ziehen, es verſammeln, unterrichten und ihm das Gute erzeigen, welches unſer Vater uns aufgetragen hat. Nach dieſen Worten gingen beide von Huanacauti aus, das eine dahin, das andere dorthin, um das Volk zuſammenzurufen. Hier wurde nun auch dem Sonnengott ein Tempel erbaut. Der junge König wen-

dete ſich nach Mitternacht, die Königin nach Mittag. Sie hielten alle Menſchen an, Männer und Weiber, welche ſie in dieſen Felſen und buſchreichen Einöden antrafen. Sie ſagten ihnen, daß der Sonnengott, ihr Vater, ſie vom Himmel geſendet habe, um ſie aus ihrer wilden Lebensart zu ziehen und ſie zu lehren, ſich als wahrhafte Menſchen zu betragen. Deshalb hätten ſie das Volk aus allen Theilen zuſammengeſucht und aus den Gebirgen gezogen, um es in Städten zu verſammeln und ihm Nahrung zu gewähren, nicht als Thieren, ſondern als Menſchen. In dieſer Weiſe ſprachen unſer König und unſere Königin zu den Wilden, denen ſie zuerſt im Gebirge begegneten. Dieſe waren aber äußerſt überraſcht, zwei Perſonen zu ſehen, die in dem Schmucke prangten, den der Sonnengott, unſer Vater, ihnen gegeben, denn ihre Kleidung war ganz verſchieden von der der Wilden. Ihre Ohren waren durchbohrt, und durch ihre Rede, wie durch die Würde ihres Antlitzes zeigten ſie deutlich, daß ſie Kinder der Sonne waren. Die Wilden beteten ſie daher auch als Kinder der Sonne an, erſtaunt über das, was ſie ſahen, und gerührt von ihren überzeugenden Worten, und ſie leiſteten ihnen Gehorſam. Von nun an ſammelten ſich die Ureinwohner aus allen Theilen, erzählten ſich die großen Wunderdinge, die ſie geſehen, und gingen in Schaaren mit dem König und der Königin, um ihnen zu folgen, wohin dieſe ſie führen würden.

Da nun die Fürſten eine ſolche Menſchenmenge um ſich verſammelt ſahen, trugen ſie einigen auf, Nahrungsmittel für die Uebrigen herbeizuholen, damit ſie ſich nicht wiederum zerſtreuen möchten. Andere erhielten den Auftrag, Wohnſtätten zu bereiten, und der Ynca unterwies ſie, wie ſie dieſelben bauen ſollten. Das war der Urſprung der Stadt Cusco, die in zwei Theile, die obere und die untere Stadt, getrennt ward, in welcher letzteren die Königin ihren Sitz hatte. Die Stadt wurde aber deshalb ſo getheilt, damit ihre Einwohner ſich wie gute Geſchwiſter, als Kinder eines Vaters und einer Mutter anſehen möchten. Zugleich wollte der König dadurch der Nachwelt zum immerwährenden Gedächtniß anheimgeben, daß er die eine, die Königin aber die andere Hälfte der Stadt gegründet habe. Er verordnete deshalb, daß man die Bewohner der oberen Stadt als die älteren, die der unteren aber als die jüngeren Brüder anſehen ſollte. Erſtere ſollten ſo viel gelten wie der rechte, letztere wie der linke Arm eines und deſſelben Menſchen. Seitdem ſind auch alle übrigen Städte des Reiches in dieſer Weiſe gebaut worden.

Indem ſich nun unſer großer Ynca bemühte, die Stadt mit Volke zu verſehen, lehrte er den Eingeborenen verſchiedene Dinge, unter anderen wie man das Land aufbrechen und pflegen, wie man das Getreide und die Gemüſe ſäen und bearbeiten müſſe, und welches die beſten darunter

zum Eſſen ſeien. Er zeigte ihnen, wie ſie den Pflug und andere Geräthe machen ſollten und wie ſie ſich derſelben zu bedienen hätten. Die Königin war mittlerweile auch nicht müſſig: ſie unterrichtete die Indianerinnen in den Arbeiten, die den Frauen zukommen, im Spinnen und Weben der Thier- und Baumwolle, im Anfertigen der Kleider für Männer und Kinder, und belehrte ſie über Alles, was nöthig in der Wirthſchaft iſt. So war der König den Männern ein Lehrer, und die Königin vertrat dieſelbe Stelle bei den Frauen.

Wie nun die um den Ynca verſammelten Indianer einſahen, daß ſie ganz anders geworden, als ſie vorher geweſen, und die Wohlthaten, die ſie genoſſen, erkannten, waren ſie ſo froh und zufrieden, daß ſie nach allen Seiten in Büſche und Felder auszogen, um noch mehrere ihrer Landsleute aufzuſuchen. Wenn ſie nun einen derſelben antrafen, erzählten ſie ihm mit großer Freudigkeit von den Kindern der Sonne, welche zur Beglückung der ganzen Welt in ihr Land gekommen wären. Sie rühmten die Wohlthaten, welche ſie täglich von ihnen erhielten, und zeigten ihnen, um ihren Worten Glauben zu verſchaffen, ihre neuen Kleider und die neuen Nahrungsmittel, deren ſie ſich bedienten, berichteten auch, daß ſie nicht mehr zerſtreut umherſchweiften, ſondern in Häuſern und Städten lebten. Dieſe Erzählungen ſetzten die Wilden erſt in Erſtaunen; dann freuten ſie ſich darüber

und kamen in Menge herzugelaufen, um die wunderbaren Dinge zu ſehen, welche man ihnen von unſeren erſten Eltern, Königen und Oberherren erzählt hatte. Nachdem ſie ſich von der Wahrheit durch ihre eigenen Augen überzeugt hatten, widmeten auch ſie ſich ihrem Dienſte und gehorchten ihnen in allen Dingen. Dieſe Nachrichten verbreiteten ſich ſo ſchnell nach allen Seiten hin, daß in kurzer Zeit ein großer Zufluß ſtattfand und der Ynca in ſechs bis ſieben Jahren genug Volk um ſich hatte, um auch ein Heer bilden zu können, womit er ſich gegen jeden Angriff vertheidigen und diejenigen mit Gewalt zwingen konnte, die ſich nicht freiwillig ihm anſchließen mochten. Er unterrichtete deshalb ſeine Leute auch in der Anfertigung von mancherlei Waffen, wie Bogen, Pfeilen, Lanzen, Keulen u. ſ. w., der wir uns noch heute bedienen.

Der Ynca ſtellte aber ſomit ſein großes Reich her, welches im Oſten bis an den Fluß Pankartampu, im Weſten bis an den großen Strom Apurimak, im Süden neun Meilen bis nach Quequiſana ſich erſtreckte. In dieſem Reiche bevölkerte er mehr als hundert Burgen, deren größere hundert Häuſer hatten, je nach der Lage des Ortes. Von dieſem Ynca ſtammen alle Nachfolger in dieſem Reiche ab. Er hieß Manko Kapak, ſeine Schweſter und Gemahlin aber Koya Mama Oelto Huako; ſie waren Kinder der Sonne und des Mondes und unſere Ureltern.

So erzählte der Mutterbruder von Don Garcilaſſo della Vega.

Es iſt überraſchend, eine in den Grundzügen ganz ähnliche Sage in einem durch Zeit wie durch Raum weitentfernten Lande, im alten Aegypten, wiederzufinden, ſowie in den Götterſagen der meiſten europäiſchen Völker Aehnliches, nämlich die Gründung von Staaten und die Einführung der Geſittung durch ein Götterpaar, anzutreffen.

Oſiris und Iſis waren nach der ägyptiſchen Sage, wie ſie Diodor von Sicilien (1. 13.) mittheilt, Bruder und Schweſter, Gatte und Gattin, Kinder der Götter des Himmels. Oſiris trat unter die wilden Menſchen, die ſich gegenſeitig auffraßen, und befreite ſie von den rohen Sitten. Iſis lehrte ſie das Getreide kennen und zur Speiſe bereiten. Iſis erſcheint ferner als Geſetzgeberin, wornach das Verbrechen beſtraft wird. Oſiris baute Städte und in dieſen Tempel zum Dienſte der Götter, ſeiner Eltern. Iſis unterrichtete die Menſchen in den Gewerben und Künſten, während Oſiris Feld- und Weinbau lehrte. Eben ſo brachte Oſiris ein großes Kriegsheer zuſammen und übertrug, während er auf Eroberungen auszog, ſeiner Gemahlin die Regierung über das Reich. Sie aber herrſchte als gerechte und aufmerkſame Königin, ja ſie verſtand es, den Feind der Ordnung, Typhon, im Zaume zu halten, bis ihr Gemahl ſiegreich von ſeinem Feldzuge zurückgekehrt war. Oſiris erlag der Hinterliſt

des Feindes. Iſis rächte ſodann mit Hülfe ihres Sohnes Horus den Tod ihres Gatten. Sie richtete darnach das Prieſterthum ein, dem ſie den Cultus des Oſiris und zu Beſtreitung deſſelben den dritten Theil des Landes überwies. Iſis ſchwor, niemals ſich wieder zu vermählen, und brachte den Reſt ihres Lebens als gerechte Königin zu. Nach ihrem Tode erlangte ſie göttliche Ehre und galt als die Vorſteherin der Heilkunde, als Gottheit der Königin, als Vorherwiſſerin der Zukunft; ſie hatte ſo viele Beinamen, daß ſie als die tauſendnamige bezeichnet wurde. Sie war die Göttin des Mondes, und als ſolcher wurde ihr in Buſiris ein Feſt gefeiert, bei welchem ein weißer Stier geopfert ward. Abgebildet wird ſie als ſitzende Frau mit ihrem Sohn Horus auf dem Schooße, der mit dem Rücken an ihren linken Arm gelehnt iſt, während ſie ihm mit der rechten Hand die Bruſt reicht. Ihr Haupt iſt mit zwei Stierhörnern gekrönt, zwiſchen denen ſich die volle Scheibe des Mondes darſtellt. So erſcheint ſie in kleinen Statuetten in Fayence und Bronze, wie in großen Statuen von Stein.

Die Stellung der Frauen in den altamericaniſchen Staaten iſt, wie es auch im alten Aegypten der Fall war, durch dieſe Sage vorbereitend angedeutet.

In beiden — dem alten America wie Aegypten — beruhte die Familie und in ihr und durch ſie der Staat auf der von dem Geſetz geheiligten Ehe. Bei den alten Mexicanern konnte der Mann, wie auf den von uns bis

jetzt betrachteten Culturstufen, neben der ersten Frau noch eine andere haben. Die Vermählung ward durch gewisse Feierlichkeiten geweiht. Bei den Mixteken band man die Mantelzipfel der Brautleute zusammen und schnitt ihnen einige Locken ab, worauf der Bräutigam seine Braut eine kurze Strecke auf dem Rücken forttrug. In Ixcatlan stand die Ehe unter dem unmittelbaren Einfluß der Götter. Der heirathslustige Mann begab sich zu den Priestern und ließ sich von diesen zu dem Tempel führen. Sie schnitten ihm hier vor dem aufgestellten Götterbilde eine Haarlocke ab und stellten ihn darauf dem anwesenden Volke mit den Worten vor: Dieser Mann wünscht eine Frau zu nehmen. Der Mann stieg sodann von dem Tempel herab und ergriff das erste ledige Frauenzimmer, das er antraf, als die ihm von der Gottheit bestimmte Gattin. Mädchen, die keine Lust hatten, ihn zu nehmen, hüteten sich, vor den Tempel zu kommen.

In den meisten altamericanischen Staaten, die eben so wie das alte Aegypten auf die Gefühle der Ehrfurcht, der Dankbarkeit und des Gehorsams der Jüngeren gegen die Aelteren begründet waren, wurden die Ehen nie ohne Beistimmung und ausdrückliche Genehmigung der Eltern geschlossen. Hatte der Sohn das 20. bis 22., die Tochter das 16. bis 18. Lebensjahr erreicht, so dachte man an deren Verheirathung. Bevor jedoch die Eltern entscheidende Schritte unternahmen, suchte man den Willen der

Götter durch die Wahrſager zu erforſchen. Die Eltern des Heirathsluſtigen ließen den Geburtstag des Mädchens, das ſie für ihren Sohn für geeignet hielten, mit dem ſeinigen vergleichen. Waren die aſtronomiſchen Conſtellationen ungünſtig, ſo gaben ſie den Vorſatz auf. Wenn ſie aber eine glückliche Ehe verſprachen, ſo ſendeten ſie an die Eltern des Mädchens die älteſten und würdigſten Frauen aus ihrer Familie als Freiwerberinnen. Dieſe begaben ſich das erſte Mal um Mitternacht in das Haus des Mädchens, brachten den Eltern deſſelben Geſchenke und hielten auf ehrfurchtsvolle Weiſe um ihr Hand an, worauf aber allemal, unter Anführung von allerlei Scheingründen, eine abſchlägige Antwort erfolgte. Nach einigen Tagen kamen die Freiwerberinnen wieder und unterſtützten die wiederholte Bewerbung durch ihre Beredſamkeit. Sie ſtellten Rang und Vermögen des jungen Mannes dar, gaben Nachricht von dem gewöhnlichen Leibgedinge, welches er für die junge Frau beſtimmt habe, erkundigten ſich aber auch nach der Mitgift, die ſie von Seiten ihrer Eltern zu erwarten habe. Die Eltern erwiderten, daß ſie zunächſt ihre Verwandten und Freunde berathen, auch die Geſinnung ihrer Tochter erforſchen müßten, und ließen endlich, wenn das Alles geſchehen, die Antwort durch Frauen ihrer Verwandtſchaft an die Eltern des Freiers gelangen.

War nun von beiden Seiten eine Uebereinſtimmung

zu Stande gebracht, so wurde der Hochzeitstag anberaumt. Die Eltern ermahnten zuerst ihre Tochter zur Treue und zum Gehorsam gegen ihren Mann und zu einem Lebenswandel, der ihnen Ehre mache; dann brachten sie dieselbe unter zahlreicher Begleitung und mit Musik nach dem Hause ihres Schwiegersohnes. Wenn sie einer adeligen Familie angehörte, so wurde sie auf einem Tragsessel getragen. Der Bräutigam empfing sie an der Hausthür mit seinen Eltern; vier Frauen standen mit brennenden Fackeln dabei. Braut und Bräutigam beschenkten sich gegenseitig mit Räucherwerk; dann nahm der Bräutigam seine Erlesene bei der Hand und führte sie in das zur Hochzeit zubereitete Zimmer. In der Mitte desselben war eine neue künstlich gewirkte Decke an dem brennenden Feuer ausgebreitet. Die Brautleute ließen sich auf derselben nieder, und ein Priester knüpfte einen Zipfel vom Kleide der Braut mit dem Mantel des Bräutigams zusammen, und dieses galt als die eigentliche feierliche Eheverbindung. Darauf erhob sich die junge Frau, um einige Mal um das Feuer zu schreiten. Sie kehrte dann auf die Decke zurück, worauf sie mit dem Bräutigam den Göttern Kopalgummi opferte und dann mit ihm Geschenke wechselte. Jetzt fand die Mahlzeit statt; das junge Ehepaar aß auf der Decke und reichte sich wechselsweise die Bissen, bediente aber auch die anderen Gäste. So wie nun der reichlich gespendete Aloewein seine Wirkung äußerte, be-

gaben ſich die Gäſte in den Hofraum, um zu tanzen. Das neue Ehepaar aber blieb vier Tage und vier Nächte im Zimmer, das ſie nur verließen, wenn ſie den Göttern Weihrauch und Speiſe opfern wollten. Dabei brachten ſie die Zeit mit Geſang und Gebet hin; ſie trugen neue Kleider und die Sinnbilder der Gottheiten, die ſie vorzüglich verehrten. Sie vermieden dabei jede unanſtändige Handlung und ſtachen mit den eigens dafür hingelegten Aloeſtacheln Zunge und Ohren, bis ſie bluteten. Dieſes Blut galt auch bei dieſer Gelegenheit als ein den Göttern dargebrachtes Opfer.

Die Lagerſtätte beſtand in den vier Nächten aus zwei von den Prieſtern aufgebreiteten Schilfdecken, welche mit kleinen Betttüchern, gewiſſen Federn und in der Mitte mit einem Edelſtein geſchmückt waren. Die Ehe ward in der vierten Nacht vollzogen. An dem darauf folgenden Morgen nahm das junge Paar ein Bad, legte neue Kleider an und ward von den Gäſten an Händen und Füßen mit rothen, am Kopfe mit weißen Federn geſchmückt. Die Gäſte wurden nun mit Kleidern beſchenkt und die Decken, Betttücher, ſo wie die den Hausgöttern vorgeſetzten Eßwaaren in den Tempel gebracht.

Im alten Aegypten, deſſen Einrichtungen und Denkmale ſo große Aehnlichkeit mit den altamericaniſchen haben, fanden jedenfalls ähnliche Feierlichkeiten bei dem Abſchluß der Ehe ſtatt, obſchon uns darüber alle Nachrichten fehlen.

In den altamericaniſchen Staaten wie am Nil war das Loos der Frauen ſehr mild. In Aegypten war die Frau die Herrin des Hauſes. Sie nahm Theil am öffentlichen Verkehr, am Handel und an den Gewerben. In beiden Staaten aber konnte, mit Ausnahme der Prieſter, jeder Mann mehrere Frauen nehmen. In beiden finden wir, daß der Bruder die Schweſter heirathen durfte, was namentlich in den ägyptiſchen Herrſcherfamilien immer vorkam. In Mexico fand hinſichtlich der Privatleute eine Beſchränkung in dieſer Beziehung ſtatt. Hier war die Heirath nur zwiſchen Stiefgeſchwiſtern erlaubt; ein Mann konnte die Witwe ſeines verſtorbenen Bruders nur dann heirathen, wenn Kinder vorhanden waren, für deren Erziehung noch zu ſorgen war.

Der Umgang mit ledigen Frauenzimmern war in Mexico den Männern nicht verwehrt; deſto ſtrengere Anſprüche machte das Geſetz an verheirathete Frauen, und Verletzung der ehelichen Treue wurde ohne Gnade an ihnen mit dem Tode beſtraft. Ja in einigen Gegenden wurde der Mann, der mit ſeiner Frau lebte, nachdem ihre Untreue erwieſen war, mit dem Tode beſtraft.

Die Ehe ſtand unter dem Geſetz und konnte nur durch richterlichen Ausſpruch getrennt werden. Der Mann, der Scheidung von der Frau verlangte, erſchien vor dem Richter und unterſtützte ſein Anbringen durch Gründe. Der Richter ermahnte ihn zunächſt zur Einigkeit und bemühte

ſich, ihm von der Trennung abzureden. Beſtand derſelbe aber auf ſeinem Willen, ſo geſtattete man ihm, nach Gutdünken zu verfahren. Ein förmlicher richterlicher Ausſpruch fand nicht ſtatt. Wenn ſich aber der Mann von der Frau einmal getrennt hatte, ſo durfte er ſich auch niemals wieder mit ihr verbinden.

Zu den Geſchäften der Frauen gehörte im alten America wie in Aegypten vorzugsweiſe die erſte Erziehung der Kinder, denn in beiden Ländern kamen die Knaben frühzeitig in die von den Prieſtern geleiteten Schulanſtalten. Die Mutter nährte die Kinder ein Jahr lang an der eigenen Bruſt und konnte nur durch Krankheit beſtimmt werden, ihr Kind einer Amme zu übergeben, die dann mit der größten Sorgfalt ausgewählt ward. Die heranwachſenden Kinder, Knaben wie Mädchen, wurden hart gehalten in Koſt, Lager und Kleidung. Von Jugend auf ward ihnen Ehrfurcht gegen die Eltern und die Götter eingeprägt; ſie wurden oft in die Tempel geführt, außerdem aber in ſteter Thätigkeit erhalten. Sieben altmexicaniſche Gemälde in der Sammlung des Mendoza ſtellen uns den Gang der mexicaniſchen Erziehung vor Augen. Wir erblicken im erſten Lebensjahre das Kind in der Wiege, d. h. angeſchnürt auf ein Bret. Dann ſehen wir das Mädchen von fünf Jahren von der Mutter im Spinnen unterrichtet, während der Knabe dem Vater ein kleines

Bündel nach dem Markte nachtragen muß; das Mädchen von vierzehn Jahren erblicken wir am Webeſtuhl und an der Handmühle.

Die Miſſionare haben die Lehren aufbewahrt, welche die Eltern ihren Kindern einprägten. Die Mexicanerin ſagte zu ihrer Tochter:

„Meine Tochter, die Du von meinem Fleiſch und mit Schmerzen geboren und mit meiner Milch genährt biſt, ich habe Dich mit großer Sorgfalt zu erziehen geſucht. Dein Vater hat Dich wie einen Smaragd bearbeitet und polirt, daß Du in den Augen der Männer als ein Juwel der Tugend erſcheinen möchteſt. Beſtrebe Dich jederzeit gut zu ſein; wer würde Dich ſonſt zur Frau begehren? Ein Jeder würde Dich verwerfen. Dein Leben iſt ein mühſeliger, dornenvoller Weg; wir müſſen nothwendig alle unſere Kräfte anſtrengen, um die Güter zu erwerben, welche die Götter bereit ſind uns zu geben. Wir müſſen deshalb nicht ſaumſelig, ſondern in allen Dingen betriebſam ſein. Sei ordentlich und bemüht, das innere Hausweſen gehörig zu verwalten. Gieb Deinem Mann Waſſer für ſeine Hände und backe Brot für Deine Familie. Wo Du gehſt, da gehe mit einem beſcheidenen und geſetzten Anſtande, ohne zu ſehr zu rennen. Lächele die, welche Dir begegnen, nicht an; ſieh ihnen nicht ſteif in's Geſicht; wirf die Augen aber auch nicht beſtändig

umher, von einer Seite zur anderen, damit Dein guter Name nicht leide. Wer Dich grüßt und Dich um etwas befragt, dem ertheile eine höfliche Antwort."

„Sei fleißig im Spinnen und Weben, im Nähen und Stricken; durch dieſe Künſte erwirbſt Du Dir Achtung und zugleich Nahrung und Kleidung. Ueberlaß Dich dem Schlaf nicht zu ſehr, ſuche auch den Schatten nicht immer, ſondern gehe in die freie Luft und ruhe dort aus. Weibiſche Verzärtelung zieht Müſſiggang und andere Laſter nach ſich. Bei Deinen Beſchäftigungen hänge keinen böſen Gedanken nach, ſondern denke an den Gottesdienſt und wie Du Deine Eltern unterſtützen willſt. Wenn Dich Vater oder Mutter ruft, ſo warte nicht, bis es zum zweiten Male geſchieht, ſondern gehe ſogleich, um ihr Begehren zu vernehmen, damit Du ſie nicht durch Deine Zögerung verdrießlich macheſt. Gieb keine trotzige Antwort, oder laß es Dir nicht merken, daß Du ihren Willen nicht gern thuſt. Kannſt Du nicht thun, was ſie begehren, ſo entſchuldige Dich auf eine höfliche Art. Kommt ein Anderes, das gerufen wird, nicht gleich, ſo gehe Du hin und höre ihre Befehle und mache es gut. Biete Dich nie zu etwas an, das Du nicht thun kannſt. Betrüge Niemand, denn die Götter ſehen alle Deine Handlungen. Lebe mit Jedermann in Frieden und liebe Jedermann aufrichtig und auf eine ehrliche Art, damit man Dich wieder liebe."

„Sei mit Deinen Gütern nicht geizig. Siehſt Du, daß einem Anderen etwas geſchenkt wird, ſo gieb nicht Gelegenheit, daß man einen niedrigen Verdacht auf Dich werfe, denn die Götter, denen Alles gehört, vertheilen die Güter nach ihrem Wohlgefallen. Willſt Du es vermeiden, Anderen zu mißfallen, ſo laſſe ihnen Dein Mißfallen auch nicht merken."

„Hüte Dich vor unanſtändiger Vertraulichkeit mit Mannsperſonen und gieb unerlaubten Wünſchen keinen Raum in Deinem Herzen, ſonſt wirſt Du die Schande Deiner Familie oder beſchmuzeſt Deine Seele, wie Schlamm das Waſſer. Halte keine Geſellſchaft mit lüderlichen, lügenhaften und müſſiggehenden Weibern, ſonſt werden ſie Dich unfehlbar durch ihr Beiſpiel anſtecken. Gieb auf Deine Familie im Hauſe Acht; gehe nicht um geringer Urſachen willen aus dem Hauſe und zeige Dich nicht oft auf der Gaſſe und auf dem Marktplatze; an ſolchen Orten findeſt Du Dein Verderben. Erinnere Dich, daß das Laſter wie eine giftige Pflanze dem, der es koſtet, das Leben raubt, und hat es einmal ſeinen Wohnplatz im Herzen aufgeſchlagen, ſo treibt man es ſchwerlich heraus. Begegnet Dir ein vornehmer Jüngling, der Dir gefällt, auf der Gaſſe, ſo laſſe Dich nicht mit ihm ein, ſondern verſtelle Dich und gehe weiter. Sagt er Dir etwas, ſo achte weder auf ihn, noch ſeine Worte. Geht er Dir nach, ſo drehe Dich nicht um, ihn anzuſchauen, damit ſeine

Leidenſchaft nicht noch mehr gereizt werde. Bei einem ſolchen Betragen wird er Dich bald in Ruhe gehen laſſen."

„Ohne dringende Urſache gehe in kein fremdes Haus, damit man von Deiner Ehre nichts Nachtheiliges denke oder ſage. Geheſt Du in das Haus Deiner Verwandten, ſo begrüße ſie mit Achtung und bleibe nicht müſſig ſtehen, ſondern greife gleich nach einer Spindel oder thue ſonſt etwas, was ſich darbietet."

„Wenn Du verheirathet biſt, ſo habe Achtung und Gehorſam für Deinen Mann und thue fleißig, was er Dir befiehlt. Suche ſeinen Unwillen zu vermeiden; ſei nicht heftig und boshaft, ſondern empfange ihn zärtlich in Deine Arme, wenn er auch arm iſt und auf Deine Koſten lebt. Veranlaßt Dein Mann Dir einigen Unwillen, ſo laß es ihm, wenn er Dir etwas zu thun befiehlt, nicht merken, ſondern verſtelle Dich in dieſem Augenblick und ſage ihm nachher mit einer freundlichen Art, was Dich gekränkt hat, damit Du ihn durch Sanftmuth gewinneſt und er Dich in Zukunft nicht wieder beleidige. Verunehre ihn nicht in Gegenwart Anderer, denn Du verunehreſt Dich dadurch ſelbſt. Beſucht Jemand Deinen Mann, ſo empfange ihn freundlich und erweiſe ihm alle Höflichkeit. Beträgt Dein Mann ſich unbeſonnen, ſo ſei Du um ſo beſcheidener. Fehlt er in der Verwaltung ſeines Vermögens, ſo erinnere ihn an ſeinen Fehler. Iſt er aber ganz unfähig dazu, ſo übernimm die Sorge

dafür; gieb genau auf ſeine Güter Acht und vergiß nie, die Arbeiter richtig und gleich zu bezahlen. Wache darüber, daß nichts durch Nachläſſigkeit verloren gehe."

„Meine Tochter, nimm den Rath, den ich Dir gebe, zu Herzen. Ich bin ziemlich alt und habe genug mit der Welt zu thun gehabt; ich bin Deine Mutter und wünſche, daß es Dir recht wohl gehen möge. Prägeſt Du dieſe Lehren feſt in Dein Herz, ſo wirſt Du glücklich leben. Wenn Du mich nicht hörſt und meine Ermahnungen vernachläſſigeſt, und es treffen Dich Unglücksfälle, ſo iſt es Deine Schuld, und Du wirſt dafür büßen müſſen. Genug, meine Tochter, die Götter ſegnen Dich."

Der Würde und Wichtigkeit des weiblichen Geſchlechts zollten die alten Mexicaner auch in der Anſicht ihre Anerkennung, die ſich vom künftigen Leben gebildet hatte. Die in der Schlacht gefallenen Helden und die Frauen, die gebärend ihr Leben verloren hatten, kamen in das herrliche Haus der Sonne, wo ſie ewig ein Leben voll Wonne führten, gemeinſchaftliche Tänze und Geſänge, Spiele und Beluſtigungen feierten. Wir ſehen hier die Frau, die in ihrem Berufe ſtirbt, eben ſo geehrt, wie den Mann, der ſein Leben dem Vaterlande opfert.

Die Knaben, namentlich die des Adels, wurden in den von den Prieſtern geleiteten Seminarien erzogen. Auch für die Mädchen waren im alten Mexico Erziehungsanſtalten vorhanden, die unter der Leitung älterer Frauen

ſtanden und an den Tempel ſich anlehnten. Die Mädchen mußten den unteren freien Platz des Tempels kehren und jede Nacht dreimal aufſtehen, um Kopalharz in die Feuerfäſſer zu werfen; ſie mußten ferner die den Göttern täglich vorzuſetzenden Speiſen bereiten, auch allerlei Zeuche weben. Sie wurden in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet und überhaupt an ein thätiges, arbeitſames Leben gewöhnt. Sie ſchliefen in großen Sälen unter der Aufſicht älterer Frauen, die ſtets über die Beſcheidenheit und den Anſtand ihrer Zöglinge wachten. Sie waren ſtreng von den Jünglingen geſchieden, die im Tempel dienten, und eine Uebertretung dieſes Gebotes wurde an beiden Theilen hart mit körperlicher Züchtigung beſtraft. Die Mädchen wie die Jünglinge konnten ihre Eltern nur in Begleitung der Vorgeſetzten beſuchen. Beide Geſchlechter blieben bis zu ihrer Verheirathung in der Anſtalt. Am Tage des Gottes Tetzcallipoca wurden die Zöglinge, welche das mannbare Alter erreicht hatten, feierlich entlaſſen. Bei dieſer Gelegenheit ermahnte ſie der Vorſteher in beſonderer Rede zur Beſtändigkeit in der Tugend und zur Beobachtung aller Pflichten ihres neuen Standes. Mädchen, die in dieſen Anſtalten erzogen waren, wurden vorzugsweiſe zu Frauen geſucht, da man bei ihnen beſondere Geſchicklichkeit in allen weiblichen Arbeiten und die ſicherſte moraliſche Grundlage vorausſetzen durfte.

Eheloſigkeit war ſelten, ja in Tlaskala war der ehe-

loſe Stand verachtet, und ein Mann, der, wenn er die zum Eheſtand erforderlichen Jahre erreicht hatte, nicht heirathen wollte, ward durch Abſcheeren der Haare beſchimpft. In Mexico waren nur die unverheirathet, die ſich dem Tempeldienſte widmen wollten. Als ſolche ſah man die an, welche im zweiundzwanzigſten Jahre noch nicht vermählt waren.

Bei dem Begräbniß des Königs folgten dem Leichenzuge ſeine ſämmtlichen Frauen, von denen einige auch geopfert wurden. Bei den übrigen Menſchenopfern wurden jedoch nur Männer geſchlachtet.

Am geſelligen Leben nahmen die Frauen Antheil, indem ſie bei feierlichen Anläſſen gewiſſe Tänze, doch nie mit Männern gemiſcht, aufführten. Tänzerinnen, die im alten Aegypten neben Gauklerinnen auftraten und die uns auf den Denkmalen in eigenthümlicher Tracht erſcheinen, fehlen in den altamericaniſchen Staaten.

Wohl aber nahmen die Frauen an dem öffentlichen Religionscultus Antheil. Viele wurden in den von den Prieſtern geleiteten Anſtalten erzogen, wo ſie, wie wir bemerkten, den Tempeldienſt mit verſahen und beſondere, ihnen zugewieſene Dienſtleiſtungen verrichteten. Manche Mädchen waren von ihren Eltern von Jugend auf durch ein Gelübde dem Tempeldienſt geweiht, andere nur auf ein oder zwei Jahre, um dadurch Erlöſung von einer Krankheit, das Wohlergehen der Familie oder eine glück-

liche Heirath zu erlangen. Andere widmeten ſich ganz dem Prieſterſtande, ſie waren jedoch von den Opfern und den höheren Würden ausgeſchloſſen.

Ein Mädchen, das die Eltern dem Prieſterſtande weihten, ward von ſeiner Geburt an einem beſtimmten Gotte gewidmet und als ſolches bei der geiſtlichen Behörde förmlich angemeldet. Wenn es zwei Monate alt war, trugen es die Eltern in den Tempel, gaben ihm einen Stengel Pfriemenkraut und ein kleines thönernes Rauchgefäß mit etwas Kopalgummi in die Hände und deuteten dadurch ſeine künftige Beſtimmung an. Dieſe Ceremonie ward alle Monate wiederholt und dabei allemal ein Stück Baumrinde in's Opferfeuer geworfen. Im fünfzehnten Lebensjahre wurde das Mädchen dem Obervorſteher der Seminarien übergeben, der es nun in die Anſtalt aufnahm. Zum Zeichen des Gelübdes ſchnitten manche Mädchen ihr Haar ab. Hier fand nun der Unterricht in der Religion und in den Pflichten des geiſtlichen Standes ſtatt. Die Mädchen führten, ſtreng geſondert von den Männern, ein ſehr ſtilles und ſittſames Leben. Ihre Hauptaufgabe war die Erhaltung des Tempelfeuers, und ſie waren für dieſen Zweck in beſondere Wachen getheilt. Wenn auch Prieſter an dieſem Geſchäft Antheil nahmen, ſo ſtanden beide Geſchlechter doch immer geſondert von einander. Die übrige Zeit waren die Mädchen ſtets mit Arbeiten für den Tempel beſchäftigt.

Sündigte eine Prieſterin wider das Geſetz der Keuſchheit, ſo fand, wenn das Vergehen entdeckt wurde, keine Verzeihung ſtatt. Blieb das Verbrechen aber verborgen, ſo ſuchte die Sünderin den Unwillen der Götter durch heimliche Faſten und Büßungen abzuwehren, denn ſie glaubte, daß ihr Fleiſch zur Buße verfaulen müſſe.

Noch weiter ausgebildet finden wir das Inſtitut der Tempelprieſterinnen bei den Peruanern, deren religiöſe Formen im Uebrigen bei Weitem milder waren als die der um den See von Mexico wohnenden Völker. Der Mittelpunct des religiöſen Cultus des alten Peru war der Sonnengott, der Urahnherr der herrſchenden Yncas, und ſein Haupttempel ſtand in der Stadt Cusco. Frauen durften dieſen und andere Sonnentempel niemals betreten. Wohl aber hatte man bei dem großen Sonnentempel eine Anzahl beſonders aus den vornehmſten Geſchlechtern auserwählter und durch Schönheit ausgezeichneter Jungfrauen. Sie traten von dem achten Lebensjahre in den Dienſt und bewohnten etwas entfernt von dem Tempel in der Stadt ein Haus, welches Acllahua, Haus der Sterne, genannt war. In dem Sternenhaus der Stadt Cusco wurden nur Jungfrauen aus dem Geſchlechte der Yncas aufgenommen. Die Anzahl der Sonnenjungfrauen war nicht feſt beſtimmt; gewöhnlich waren wohl über 1500 vorhanden. Die, welche ein höheres Alter erreicht hatten, hießen Mamacunas, Frauen, die dem

Mutteramte vorſtehen. Sie führten, wie unſere Aebtiſſinnen, die Aufſicht über die Mädchen und unterrichteten ſie im Gottesdienſte, im Spinnen, Nähen, Sticken, Weben.

Die Sonnenjungfrauen lebten ſtets eingeſchloſſen und waren ewiger Jungfrauſchaft gewidmet. Sie ſprachen niemals andere als zu ihrer Gemeinſchaft gehörende Perſonen. Selbſt der Ynca enthielt ſich ſeines königlichen Vorrechtes und trat nie bei ihnen ein. Nur die Königin und ihre Prinzeſſinnen beſuchten zuweilen das Sternenhaus und ſprachen mit den Eingeſchloſſenen.

Das Haus ſelbſt war von bedeutendem Umfange. Quer durch das ungeheuere Gebäude ging eine kleine Gaſſe, die nur ſo weit war, daß zwei Perſonen neben einander bequemen Raum hatten. Zur Rechten und Linken ſah man viele Gemächer, in denen die zum Dienſte des Hauſes beſtimmten Frauenzimmer arbeiteten, und vor jedem eine aufmerkſame Thürhüterin. Die Jungfrauen ſelbſt wohnten am hinterſten Ende, wohin ſonſt Niemand gelangen konnte. Das Haus hatte eine Hauptthüre, welche nur für die Königin und diejenigen geöffnet ward, die zu auserwählten Jungfrauen aufgenommen wurden. Zum Dienſte des Hauſes und der Sonnenjungfrauen waren fünfhundert junge Mädchen aus den beſten Familien vorhanden, die ebenfalls unter eigenen Mamacunas ſtanden, die im Hauſe alt geworden waren.

Die Beſchäftigung der Sonnenjungfrauen beſtand zunächſt in dem Spinnen und Weben ſämmtlicher von dem König und ſeiner rechtmäßigen Gemahlin gebrauchten Kleider. Sie fertigten ferner gelbe und rothe Schnuren, welche die nächſten Verwandten des Königs als Auszeichnung trugen.

Die Sonnenjungfrauen galten als die Gemahlinnen des Sonnengottes, und was ſie arbeiteten, war für ihn beſtimmt; an ſeiner Statt nahm es aber der König, ſein rechtmäßiger Sohn und Erbe, in Empfang. Dies geſchah mit der größten Ehrfurcht; er konnte dieſe heiligen Geſchenke auch nur an ſeine Verwandte, die von Vater und Mutter her aus königlichem Blute ſtammten, abgeben.

Außerdem bereiteten die Sonnenjungfrauen das Brot für die Opfer und das Getränk, welches der Ynca mit ſeinen Verwandten an den hohen Feſten der Sonnengottheit trank.

In dem Sternenhauſe waren ſämmtliche Gefäße, Kannen, Keſſel ꝛc. von Gold und Silber; die Sonnenjungfrauen hatten einen Garten in dem Hauſe, deſſen Bäume und Blumen ebenfalls aus Gold und Silber gearbeitet waren. Diejenige Jungfrau, welche trotz der ſorgſamen Aufſicht das Gelübde der Keuſchheit verletzte, wurde lebendig begraben, ihr Liebhaber aber gehangen; das Geſetz beſtimmte, daß deſſen geſammtes Geſchlecht vernich-

tet, ja, die Stadt, die er bewohnte, zerſtört werden ſollte. Doch iſt dieſes Verbrechen niemals vorgekommen.

Außer dem Sternenhauſe von Cusko ließen die Könige noch andere derartige Häuſer in den vornehmſten Provinzen des Königreichs errichten; hier wurden auch Mädchen von nicht königlichem Geblüt, Bürgertöchter, aufgenommen, wenn ſie nur ſchön waren. Sie hatten Dienerinnen wie die zu Cusko und wurden eben ſo ſorgfältig gehütet, arbeiteten auch wie jene mit Spindel und Webſtuhl; die Kleider, die ſie gefertigt, vertheilte der König an vornehme Beamte. Aus dieſen Mädchen wählte der König ſeine Nebenfrauen.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß im alten Aegypten ähnliche Inſtitute vorhanden waren, wie wir ſie auch im Orient und in Europa ſelbſt antreffen werden.

Die Religion der alten Mexicaner und ihrer Nachbarn zeigt wie die der Aegypter neben den Göttern männlichen Geſchlechts auch zahlreiche weibliche. Der oberſte Gott war ohne Namen und Geſchlecht. Unter ihm ſtand eine große Anzahl anderer Gottheiten, unter denen uns zunächſt zwei begegnen, Ometeuktli und Omecihuatl, welche über die Welt wachen und die Wünſche der Menſchen, erſtere die der Männer, letztere die der Frauen, vollziehen, deren Schöpfer ſie ſind. Von den übrigen mexicaniſchen Gottheiten ſind weiblichen Geſchlechts: das Schlangenweib Guilatzli, welches zuerſt Kinder auf

Erden gebar, die Gottheit des Waſſers Chalchiuhcueje, die Gemahlin des Gottes der Berge, dann Centeotl, die Göttin der Erde und des Getreides, die beſondere Schutzgottheit der Totomaken, wo ihr Tempel zugleich der Sitz eines Orakels war. Dem Gott der Unterwelt ſtand ebenfalls eine Gefährtin zur Seite. Die Kinder hatten in der Joalticitl eine beſondere Schutzgöttin. Die Jagd, das Salz, die Heilkunſt, die Blumen und das Alter ſtanden durchgängig unter dem Schutze von weiblichen Gottheiten.

Eine wunderbare Sage hatten die Mexicaner in Bezug auf ihren National- und Kriegsgott. Sie erzählten Folgendes: Die Prieſterin Coatlicue ſah eines Tags auf ihrem Wege nach dem Tempel einen Federball aus der Luft herabfliegen und bewahrte ihn in ihrem Buſen auf. Als ſie im Tempel angekommen, vermißte ſie den Ball, mit deſſen Federn ſie den Altar ſchmücken wollte. Bald darauf fühlte ſie ſich ſchwanger. Ihre Söhne waren darob entrüſtet und wollten ſie umbringen, allein eine Stimme in ihr rief: Fürchte dich nicht, Mutter, ich werde dich zur größten Ehre für dich und zum Ruhme für mich erretten. Bald darauf gebar ſie den Huitzilopochtli, den Kriegsgott der Mexicaner.

Als die Mexicaner noch ein von den Nachbarn gedrücktes Volk waren, wendeten ſie ſich an den König von Cothuacan mit der Bitte, ihnen eine ſeiner Töchter

zu überſenden, die ſie ihrem Schutzgott Huitzilipochtli zur Mutter weihen wollten. Der König ſandte ſie, die Prinzeſſin ward im Triumph eingeholt, ſodann aber geopfert und die abgezogene blutige Haut derſelben dem tapferſten Jüngling umgehangen und ihr dann Räucherwerk dargebracht.

Die Spanier vernichteten bekanntlich die altamericaniſchen Staaten, zerſtörten die Götzenbilder und führten das Chriſtenthum dort ein. Der Eroberung gingen manche ſeltſame Begebenheiten voraus, die indeſſen größtentheils in das Gebiet der Sage gehören. Dahin gehört die Erzählung von dem ſeltſamen Tode der Prinzeſſin Papantzin, der Schweſter Montezuma's II., der Witwe des Statthalters von Ilatelolco, die im Jahre 1509 in dem königlichen Palaſte ſtarb. Sie wurde am folgenden Tage ihrem Stande gemäß prächtig in eine unterirdiſche Höhle des Gartens nahe am Palaſte beigeſetzt und die Graböffnung mit einem Steine verſchloſſen. Tags darauf aber ſah ein zum Hofſtaat gehöriges Kind, das beim Grabe vorbeiging, die Prinzeſſin auf dem Rande eines Springbrunnens ſitzen, und da es von der Prinzeſſin angerufen ward, nahte es ihr. Die Prinzeſſin trug dem Kinde auf, die Gemahlin des Oberhofmeiſters herbeizurufen. Obſchon nun dieſe wußte, daß Papantzin geſtern begraben worden, ſo eilte ſie doch nach dem Garten und erſchrak nicht wenig, als ſie die Prinzeſſin leibhaftig und

lebendig erblickte. Man holte noch mehrere Frauen und endlich auch den Haushofmeister der Papantzin herbei, der dem König den Vorfall melden sollte. Da er aber aus Furcht dieß zu thun sich weigerte, so sandte die Prinzessin an König Netzahualpilli nach Tezcuco. Dieser kam auch alsbald und fand die Prinzessin in einem Zimmer ihres Palastes und übernahm es, Montezuma von dem Vorfall zu unterrichten. Nachdem nun Montezuma sich eingefunden, erzählte die Prinzessin Folgendes:

„Nach meinem Tode, oder, wenn Du vielleicht nicht glaubst, daß ich todt gewesen, als ich ohne Empfindung und Bewegung blieb, befand ich mich auf einmal in eine weite Ebene versetzt, deren Grenze ich nicht absehen konnte. In der Mitte bemerkte ich einen Weg, der sich nachgehends in viele Fußsteige theilte; auf der einen Seite strömte ein großer Fluß mit fürchterlichem Geräusch. Als ich nach dem Flusse ging, um hinüber zu schwimmen, ward ich vor mir einen schönen Jüngling von edler Bildung in einem langen schneeweißen und wie die Sonne blendenden Gewande gewahr. Er hatte Flügel von schönen Federn und an der Stirne dieses Zeichen (hier machte die Prinzessin das Zeichen des Kreuzes), faßte mich bei der Hand und sagte: „Gott liebt dich, ob du es gleich nicht weißt." Darauf führte er mich längs des Flusses hin, und ich bemerkte an den Ufern eine gewisse Menge von Hirnschädeln und Menschenknochen, hörte

auch ein ängſtliches Stöhnen, welches mich ungemein rührte. Indem ich meine Augen nachher auf den Fluß wandte, ſah ich etliche große Schiffe mit Menſchen angefüllt, die eine ganz andere Farbe und Kleidung als die unſrige hatten. Sie waren ſchön, trugen einen Bart und hatten Fahnen in der Hand und Helme auf den Köpfen. Der Jüngling ſprach: „Es iſt Gottes Wille, daß du leben ſollſt, um Zeuge von den großen Veränderungen in dieſem Reiche zu ſein. Das Stöhnen, welches du hörſt, iſt von den Seelen deiner Vorfahren, welche auf ewig für die begangenen Miſſethaten gequält werden. Die, welche in den Schiffen ankommen, ſind diejenigen, die ſich durch ihre Waffen zu Herren von allen dieſen Reichen machen werden. Mit ihnen wird zugleich die Kenntniß des wahren Gottes, des Schöpfers des Himmels und der Erden, eingeführt werden. Nach Endigung des Krieges und wenn das Bad, das von allen Sünden reinigt, bekannt gemacht ſein wird, ſollſt du es zuerſt empfangen und durch dein Beiſpiel die Eingeborenen zur Nachfolge reizen.“ Nach Endigung dieſer Rede verſchwand der Jüngling, und ich war wieder lebendig. Ich ſtand von meinem Lager auf, ſchob den Stein von meinem Grabe weg und ging hinaus in den Garten, wo mich meine Leute fanden.“

Montezuma ſtaunte über dieſen Vorfall, vermied aber fortan die Zuſammenkunft mit ſeiner Schweſter, die nun

ein sehr eingezogenes Leben führte. Sie war die Erste, die im Jahre 1524 zu Ilatelolco getauft ward und den Namen Donna Maria Papantzin empfing.

Mittlerweile hatten die Spanier festeren Fuß auf den Inseln gefaßt, und am 10. Februar 1519 begann Ferdinand Cortez mit einem kleinen Heere auf elf Schiffen den Seezug, der mit der Besitznahme von Talasco endete, wo er die kleine Stadt Madonna della Victoria gründete. Unter den gefangenen Eingeborenen war auch ein geistvolles und schönes Mädchen von edler Abkunft, die Cortez als seine Geliebte annahm und der er in der Taufe den Namen Donna Marina, Malitzin mexicanisch, beilegte. Sie diente ihm als Dolmetscherin und treue Rathgeberin und trug wesentlich dadurch zu den glücklichen Erfolgen der spanischen Waffen bei. Sie begleitete Cortez auf allen seinen Feldzügen. Er erzeugte mit ihr den Don Martin Cortez. Nach der Eroberung heirathete sie Don Juan de Xaramillo.

Cortez zog nun immer weiter vorwärts und unablässig seinem Ziele, der Residenz des Königs Montezuma, zu. Er überwand die größten Schwierigkeiten, besiegte mit seinem kleinen Häuflein ganze Provinzen, benutzte die zwischen den Staaten der Americaner herrschenden Feindseligkeiten und hielt am 8. November 1519 seinen Einzug in die Stadt Mexico, an deren Eingang ihn Montezuma begrüßt hatte. Marina war die Dolmetscherin

zwiſchen Cortez und dem Könige. Gar bald trat Cortez mit ſeinen Forderungen hervor, die denn endlich die Zerſtörung von Mexico am 13. Auguſt 1521 zur Folge hatten.

Nachdem nun die erſten grauſamen und fanatiſchen Stürme vorüber und die weltlichen und geiſtlichen Behörden organiſirt waren, traten die noch übrigen mexicaniſchen Edelleute in näheren Verkehr, und der mexicaniſche und der ſpaniſche Adel verſchmolzen in einander, wie es auch ſpäter in Peru der Fall war. Montezuma's Enkel heirathete z. B. in Spanien Donna Francisca Curva, woraus ſich mehrere Linien in Spanien wie in Mexico entwickelten, die bis auf die neueſte Zeit ſich erhalten haben. Karl V. erhob die Familie Montezuma in den Grafenſtand, Philipp II. ertheilte ihr die Grandezza erſter Claſſe.

So ſehen wir denn hier das weibliche Geſchlecht als den natürlichen Vermittler zweier Raſſen, der erobernden und der beſiegten, eine Aufgabe, die daſſelbe ebenſo in Weſtafrica zwiſchen Negern und Mauern, wie in der Südſee erfüllt hat, wo z. B. auf den Tongainſeln ähnliche Verhältniſſe wie an den Goldküſten vorkommen. Waren doch auch im alten Aegypten, namentlich ſeit den Zeiten Alexander's, die Frauen die Vermittlerinnen zwiſchen den Eroberern und den Beſiegten.

Die Frauen Aſiens.

Aſien iſt die eigentliche Heimath der activen Menſchenraſſe, es iſt die Heimath der Civiliſation, wie der Religionen, die noch heute die herrſchenden ſind. Von ſeinen Hochgebirgen ſtiegen die kriegeriſchen, Ruhm und Beute in der Ferne ſuchenden Männer herab und drangen auf ihren Bahnen vor, bis die See ihnen ein Ziel ſteckte, das ihnen jedoch nicht die letzte Grenze blieb.

Bei der überreichen Fülle, welche Aſien auch für unſeren Zweck, die Betrachtung ſeines Frauenlebens, darbietet, wird uns aber die Religion, die bei den aſiatiſchen Völkern noch nicht vom Staate ſich abgetrennt hat, ſondern es eben iſt, die den Staat, das Geſetz und die Sitte regelt, als Leitfaden dienen.

Wir begegneten ſchon auf dem Wege unſerer Betrachtung den ſchamaniſchen Völkerſtämmen des Nordens, die der paſſiven Raſſe angehören, ſowie den activen Gebirgsvölkern des Kaukaſus und den Beduinen, bei denen dem Weibe bereits die ehrenvolle Stellung zugekommen, deren es bei den Völkern activer Raſſe ſtets mehr oder minder theilhaftig iſt.

Wir nähern uns nun dem übrigen Aſien, das ſich in drei größere Culturdiſtricte geſtaltet. Das weſtliche Aſien (Afghaniſtan, Iran, Arabien) ſtrebte ſeit uralter Zeit dem monotheiſtiſchen Religionsſyſtem nach, hier ſin-

den wir nach den Sabäern die Heimath der moſaiſchen, chriſtlichen und mohammedaniſchen Religion. Die blühenden Lande ſüdlich vom Himalaya ſind die Heimath der vielgeſtalten Buddah- und Bramareligion, während die nordöſtlich vom Himalaya gelegenen unermeßlichen Gebiete von Tibet und China, aus dem Schamanenthum in den Buddaismus übergehend, die Heimath der Vernunftlehren des Confucius wurden.

Wir aber wenden uns, unſeren Zweck verfolgend, ſofort zu den Frauen Indiens, wobei wir jedoch vorzugsweiſe die Frauen der höheren Kaſte, der Bramanen, im Auge behalten.

Wie bei allen Aſiaten iſt es auch in Indien Sitte, daß der Mann, deſſen Mittel es ihm geſtatten, ſich mehrere Frauen hält. Die Bramalehre giebt in dem Geſetzbuch des Manu die nöthigen Vorſchriften über den ehelichen Stand. Der Bramane ſoll, nachdem er ſeine Bildung im Hauſe des Lehrers genoſſen, ein Weib heirathen, das ſeines Standes iſt und nicht von ſeinen väterlichen oder mütterlichen Vorfahren bis in das ſechste Glied abſtammt. Er muß dabei eine Familie vermeiden, welche die vorgeſchriebenen religiöſen Ceremonien verabſäumt, welche keine männlichen Erben beſitzt, die dickes Haar auf dem Leibe hat und ſonſt mit leiblichen Erbübeln behaftet iſt oder zu körperlicher Mißgeſtaltung Anlage zeigt. Eine Jungfrau mit röthlichem Haar, mit ungeſtaltem, kränklichem

Körper, mit entzündeten Augen, eine Schwägerin ſoll er nicht freien; auch ihren Namen hat er zu berückſichtigen. Seine Frau ſoll ſchön, würdig im Aeußeren, ebenmäßigen, weichen Körpers ſein, auch einen Bruder haben. Es giebt acht Arten der Verheirathung. Die erſte und dem Bramanen anſtändigſte iſt, wenn der Vater ſeine Tochter blos in ein einziges Gewand kleidet und ſie einem Vedagelehrten ſchenkt, den er aus freien Stücken dazu einladet und achtungsvoll aufnimmt. Dieſe Ceremonie wird Brahma genannt. Die zweite, Daira, beſteht darin, wenn ein Vater ſeine Tochter mit ſtattlichen Kleidern ausſchmückt und nach bereits angefangenem Opfer demjenigen Prieſter giebt, welcher daſſelbe aus Amtspflicht verrichtet. Eine Abänderung iſt, Arſcha genannt, wenn nämlich der Bräutigam dem Vater ein oder zwei Paar Kühe giebt. Die vierte Art, Prajapatya, beſteht darin, wenn der Vater bei Uebergabe ſeiner Tochter ſagt: „Möget Ihr Beide zuſammen Euere bürgerlichen und religiöſen Pflichten erfüllen.“ Dieſe vier Arten ſind die dem Bramanen anſtändigen. Dem Krieger ſind andere Arten der Heirath verſtattet, einmal, wenn eine Jungfrau nach einer Schlacht, in welcher ihre Verwandten und Freunde erſchlagen oder verwundet und ihre Häuſer erbrochen worden, weinend und um Hülfe rufend gewaltſam aus ihrem Hauſe geſchleppt wird. Die Art Gandharva, durch welche Duſchmanta, der König, die ſchöne Sakontala ſich vermählte, iſt

die Verbindung, welche Jünglinge und Jungfrauen aus gegenseitigem Verlangen eingehen. Gewaltsame oder listige Entführung in Friedenszeiten wider den Willen der Jungfrau heißt Päosacha und gilt als die sündhafteste und ruchloseste That nach dem Gesetzbuch des Manu.

Dasselbe Gesetzbuch erkennt die Erkaufung der Frau als etwas Ungerechtes an. Der Vater soll sein Kind nicht verkaufen, indem er von dem künftigen Manne desselben Geschenke annimmt. Doch ist es gestattet, der Braut selbst Geschenke zu machen, die sie dann für sich selbst behält. Desto öfter kommt es vor, daß der Vater des Mädchens dem Bräutigam oder dessen Eltern Geschenke an Geld übergiebt.

Eine eigene Hochzeitsceremonie fand Erich v. Schönberg im nördlichen Indien. Es wird ein runder, über vier Ellen langer, roth angestrichener dicker Stock von Mangoholz vor dem Hause eingegraben. Nicht hoch über der Erde sind daran zwei Hölzer angebracht, an welchen Lampen befestigt werden. Oben auf dem Stocke befindet sich ein kleines Strohdach, unten am Fuße desselben ein großer Topf mit Ganges- oder anderem Wasser, dem wenigstens etwas vom ersteren beigemischt ist. Auf dem Deckel dieses Topfes liegen ein Betelblatt, zwei Betelnüsse und einige Münzen, um den Hals des Topfes ist ein Baumwollfaden gebunden. Das Ganze wird mit einem Stück rothen Zeuches bedeckt. Das Brautpaar,

meiſt noch ſehr jung, ſitzt unter dem Strohdache, nachdem der Bramane von dem Knaben den Zipfel des Leibgurtes, von dem Mädchen den Zipfel des Shawls, den ſie über die Schultern ſchlägt, zuſammengebunden hat. Darauf lieſt der Bramane aus dem Vedas, während die Brautleute aufſtehen und den Pfahl ſiebenmal umſchreiten. Dann ſetzen ſie ſich wieder nieder, und der Vater des Mädchens faßt den Zipfel ihres Shawls und legt ihn in die Hand des Bräutigams, nebſt Betelnüſſen, Betelblättern, etwas Waſſer und Geld, wenn er reich iſt, einer Goldmünze. Hierauf gießt der Brautvater noch etwas Waſſer in die Hand des Vaters des Bräutigams, der nun auch die in die Hand ſeines Sohnes früher niedergelegten Geſchenke in Empfang nimmt, die er aber dem Bramanen überreicht mit dem Verſprechen, noch fünfzig oder einer anderen Anzahl Bramanen ein Gaſtmahl zu geben. Zum Beſchluß findet ein Schmaus ſtatt, an welchem ſämmtliche anweſende Familienglieder Antheil nehmen.

Gehört der Bräutigam den höheren Ständen an, ſo erſcheint er in reichem Aufzug; geſchmückte Elephanten gehen voran, die Dienerſchaft folgt feſtlich gekleidet, umgeben von Muſikanten. Einige tragen Palmenzweige, Blumen, bunte Papierlaternen, Fahnen u. dergl. Der Bräutigam ſchließt zu Pferde oder auf einem Elephanten reitend den Zug, umgeben von ſeinen Verwandten.

Der Bräutigam beſchenkt ſeine Braut vornehmlich mit Schmuck, oft von ſehr großem Werthe. Nachdem die Vermählungsceremonie vorüber, bringt man die, meiſt ſechs bis acht Jahre alte Braut in das Haus ihres Mannes oder ſeiner Eltern. Hier bleibt ſie nur kurze Zeit, iſt die Entfernung ihrer Heimath ſehr bedeutend, acht oder vierzehn Tage; während dieſer Zeit bekommt der Mann das Geſicht ſeiner Frau oft gar nicht zu ſehen. Die junge Vermählte zieht darauf wiederum heim zu ihren Eltern, wo ſie zwei bis vier Jahre bleibt. Nach Ablauf dieſer Friſt wird ſie abermals auf einige Wochen zu ihrem Manne gebracht, kehrt dann aber immer wieder zu den Eltern zurück; doch hängt es von dem Manne ab, ob er ſeine Frau früher oder ſpäter auf kürzere oder längere Zeit zu ſich rufen will.

Die Folge dieſer Sitte iſt, daß der Mann ſowohl als die Frau nicht ſelten auf Abwege geräth, und daß namentlich die jungen Frauen mancherlei Verſuchungen ausgeſetzt ſind, die nicht ſelten von den Müttern begünſtigt werden, oft aber auch, wenn ſichtbare Folgen eintreten, mit Verbrechen, Kindermord und Ausſtoßung aus der Kaſte endigen.

Das Geſetzbuch des Manu empfiehlt den Männern die größte Aufmerkſamkeit auf ihre Ehefrauen in jeder Beziehung.

Ehefrauen müſſen, ſagt Manu (III. 55.), von ihren

Vätern und Brüdern, von ihren Männern und den Brüdern ihrer Männer geehrt und geſchmückt werden, wenn dieſen anders die Vermehrung ihres Wohlſtandes am Herzen liegt. Wo die Frauen in Ehren gehalten werden, da iſt Wohlgefallen der Götter, aber wo man ſie verachtet, da ſind alle religiöſen Handlungen vergebens. Die Familie desjenigen, welcher ſeine Verwandten drückt und betrübt, geht bald gänzlich zu Grunde, aber die Familie, wo man ſie nicht bekümmert, wächſt beſtändig. Wenn die Frauen einer Familie, denen man nicht die gehörige Achtung erwieſen hat, über ein Haus ihren Fluch ausſprechen, ſo geht es mit Allem, was dazu gehört, gänzlich zu Grunde, gerade ſo, als ob es durch das Opfer für den Tod eines Feindes vernichtet worden. Daher müſſen Männer, welche reich werden wollen, die Frauen beſtändig mit Schmuck, Kleidern und Nahrung an Feſten und Freudentagen verſorgen. Diejenige Familie, in welcher der Mann mit ſeiner Frau oder die Frau mit ihrem Manne zufrieden iſt, wird gewiß in ununterbrochenem Wohlſtande bleiben. Wenn eine Frau nicht mit Sorgfalt gekleidet iſt, ſo kann ſie ihren Mann nicht aufheitern, und wenn es ihrem Herrn an Heiterkeit fehlt, ſo werden ſie keine Kinder bekommen. Wenn eine Frau ſchön geputzt iſt, ſo iſt ihr ganzes Haus geziert; wenn ſie aber nicht geſchmückt iſt, ſo wird es allem Anderen an Anſehen mangeln.

Indeſſen giebt Manu (V. 147.) aber auch noch anderweite Verhaltungsregeln hinſichtlich der Behandlung der Frauen.

Ein Mädchen, ſagt er, eine Jungfrau oder eine bejahrte Frau müſſen auch in ihrer eigenen Wohnung nichts nach ihrem bloßen Belieben vornehmen. In der Kindheit muß ein Frauenzimmer von ihrem Vater abhängen, in ihrem jungfräulichen Alter von ihrem Ehemanne und, wenn er todt iſt, von ihren Söhnen; wenn ſie keine Söhne hat, von den nahen Verwandten ihres Gatten, oder, hat er keine hinterlaſſen, von den Verwandten ihres Vaters, und, wenn ſie keine väterlichen Blutsfreunde hat, von dem Landesherrn; ein Frauenzimmer darf nie nach Unabhängigkeit ſtreben. Sie darf nie wünſchen, ſich von ihrem Vater, von ihrem Gatten oder von ihren Söhnen zu trennen; denn wenn ſie ſich von ihnen abſondert, ſo giebt ſie beide der Verachtung preis. Sie muß immer aufgeräumt ſein, der Haushaltung wohl vorſtehen, die Geräthe im Hauſe ſorgfältig in Acht nehmen und bei allen ihren Ausgaben räthlich zu Werke gehen. Denjenigen, welchem ſie von ihrem Vater iſt gegeben worden, oder ihren Bruder, wenn es der Vater ſo haben will, muß ſie, ſo lange er lebt, mit Folgſamkeit ehren und darf, wenn er ſtirbt, nie gleichgültig gegen ihn werden. Sollte ein Ehemann auch die eingeführten Gebräuche nicht beobachten, in eine andere Frau verliebt ſein oder keine guten Eigen-

ſchaften haben, ſo muß ein tugendhaftes Weib ihn doch immer als einen Gott verehren. Frauen, wenn ſie von ihrem Gatten entfernt ſind, dürfen weder opfern und religiöſe Ceremonien verrichten, noch faſten — nur inſofern eine Frau ihren Herrn ehrt, wird ſie in den Himmel erhoben. Ein treues Weib, welches im Himmel zur Wohnung ihres Gatten zu gelangen wünſcht, darf ihm nie etwas Widriges zufügen, weder bei ſeinen Lebzeiten, noch nach ſeinem Tode. Sie ſoll aus eigenem Antriebe nur reine Blumen, Wurzeln und Früchte genießen, damit dadurch ihr Körper ſich abzehre. Nie darf ſie den Namen eines anderen Mannes nach dem Ableben ihres Herrn auch nur von ſich hören laſſen. Bis an ihren Tod verzeihe ſie beſtändig alle Beleidigungen, kaſteie ſich, vermeide jedes ſündliche Vergnügen und beobachte mit Freuden die unvergleichlichen Vorſchriften der Tugend, welche diejenigen Weiber geübt haben, die blos einem Ehemann ergeben waren. Ein tugendhaftes Weib ſteigt in den Himmel, wenn ſie auch kein Kind gehabt hat, dafern ſie nach dem Hintritt ihres Herrn ſich gänzlich einer ſtrengen Frömmigkeit widmet. Aber eine Witwe, welche, um Kinder zu haben, ihren verſtorbenen Gatten dadurch verächtlich behandelt, daß ſie auf's Neue heirathet, zieht ſich hienieden Schande zu und wird einſt von dem Sitze ihres Herrn ausgeſchloſſen ſein.

Manu giebt ferner (IX. 1. ff.) die Art an, wie die Frauen zu behandeln ſind. Frauen, ſagt er, müſſen von

ihren Beschützern Tag und Nacht in einem abhängigen Zustande erhalten werden; doch in erlaubten und unschuldigen Vergnügungen, obgleich sie zu sehr darnach streben mögen, kann man sie der Willkür überlassen. In der Kindheit werden sie von ihren Vätern beschützt, in der Jugend von ihren Männern, im Alter von ihren Söhnen; ein Frauenzimmer ist nie im Stande, Unabhängigkeit zu ertragen. Ein Vater ist tadelnswürdig, wenn er seine Tochter nicht zur gehörigen Zeit verheirathet, und ein Ehemann, wenn er sich seiner Frau nicht zur rechten Zeit nahet; auch ist ein Sohn zu tadeln, wenn er seine Mutter nach dem Tode ihres Herrn nicht beschützt. Vor allen Dingen darf man den Frauen auch nicht den kleinsten unerlaubten Genuß gewähren, denn ohne diese Einschränkung bringen sie Betrübniß über beide Familien. Ehemänner müssen dies als das höchste Gesetz betrachten, und wenn sie auch noch so schwach sind, so müssen sie doch sorgfältig ihre Weiber in gesetzmäßigen Schranken halten. Denn wer seine Frau von Lasterhaftigkeit abhält, schützt seine Kinder vor dem Argwohn der Unächtheit, seine alten Gebräuche vor Vernachlässigung, seine Familie vor Schande, sich selbst vor Kummer und seine Pflicht vor Verletzung. — Zwar kann ein Mann nie durch gewaltsame Mittel Frauen durchaus im Zaume halten, indessen kann man sie durch folgende Maßregeln einschränken. Der Mann beschäftige seine Frau beständig mit der Erwerbung und Anwendung

des Reichthums, mit Reinigung und weiblichen Arbeiten, mit der Zubereitung der täglichen Nahrung und mit der Aufsicht über die Hausgeräthe. Wenn sie zu Hause auch sogar unter menschenfreundlichen und treuen Vormündern eingeschränkt werden, so sind sie deswegen nicht gesichert, doch diejenigen Weiber sind wahrhaftig sicher, die von ihren eigenen guten Gesinnungen bewacht werden. Erhitzende Getränke genießen, mit schlechten Personen umgehen, sich von ihrem Gatten entfernen, außer dem Hause herumwandern, zur Unzeit schlafen und im Hause eines Anderen wohnen, dies sind die sechs Handlungen, welche Schande über eine Frau bringen. Dergleichen Frauen nehmen weder auf Schönheit Rücksicht, noch bekümmern sie sich um Alter; ihr Liebhaber sei schön oder häßlich, sie halten es für hinreichend, daß er ein Mann ist, und jagen ihren Vergnügungen nach. Durch ihre Leidenschaft für Männer, ihre Veränderlichkeit, ihren Mangel an steter Neigung und ihre Verkehrtheit werden sie von ihren Männern bald abwendig gemacht. Doch sollen Männer ihre Weiber immer mit größter Sorgfalt bewachen, obgleich sie den Charakter wohl kennen, mit welchem der Herr der Schöpfung sie begabt hat.

Manu giebt noch Vorschriften über die verschiedenartige Bestrafung der Verletzung der ehelichen Treue; diese Strafen bestehen theils in Geldbußen, theils in körperlichen Verletzungen. Die schuldige Frau aus guter Familie soll

an öffentlichen Orten von Hunden zerrissen und aufgefressen, ihr Mitschuldiger aber auf ein eisernes, glühend gemachtes Bret niedergelegt und durch fortgesetztes Feuern verbrannt werden u. s. w.

Trennung der Ehe findet aus mancherlei Anlaß statt. Eine Jungfrau, an welcher der junge Ehemann einen Fehler entdeckt, welchen ihm die Eltern nicht vorher angezeigt, kann zurückgegeben werden. Eine Frau, die ein Jahr lang fortgesetzten Abscheu gegen den Mann an den Tag legt, kann derselbe nach Ablauf dieser Frist entlassen. Wenn ein Mann wegen einer heiligen Pflicht im Auslande ist, so harre die Frau acht Jahre auf ihn; sucht er Kenntnisse oder Ruhm, so warte sie sechs Jahre, geschieht es zu seinem Vergnügen, drei Jahre. Nach dem Verlauf dieser Fristen muß sie ihm nachfolgen.

Für eine Frau, die erhitzende Getränke zu sich nimmt, unsittlich handelt, Haß gegen ihren Herrn verräth, eine unheilbare Krankheit hat, schadenfroh ist oder sein Vermögen verschwendet, kann der Mann zu allen Zeiten eine andere wählen; eine unfruchtbare Frau kann im achten Jahre der Ehe mit einer anderen vertauscht werden, eine, deren Kinder allesammt gestorben sind, im zehnten, eine, welche blos Töchter hat, im elften, und eine, die beleidigend spricht, ohne weiteren Aufschub. Eine Frau hingegen, welche ungeachtet ihrer kränklichen Umstände geliebt und tugendhaft ist, darf der Mann nie mit Schande entlassen;

doch wenn sie selbst darein willigt, so kann eine andere an ihre Stelle treten. Wenn eine Frau gesetzmäßig abgedankt ist und doch zornig aus dem Hause geht, so muß sie entweder augenblicklich eingeschlossen, oder in Gegenwart ihrer ganzen Familie verstoßen werden.

Gegenseitige Treue, sagt Manu, währe bis in den Tod. Dies kann man in wenigen Worten für das höchste Gesetz zwischen Mann und Frau halten. Wenn Mann und Frau durch den Ehestand verbunden sind, so müssen sie stets auf ihrer Hut sein, daß sie nie wieder getrennt werden und nie ihre gegenseitige Treue verletzen.

Dies sind die wesentlichsten Bestimmungen und Ansichten vom Ehestand, die in dem Gesetze des Manu erscheinen und die aus diesem in das Leben wie in die Literatur der Indier übergegangen sind.

Eine den Hindus eigenthümliche Sitte ist der freiwillige Tod der Frau bei der Leiche des Mannes. Dieses Todtenopfer, Sutti, kommt nicht im Gesetzbuche Manu's vor. Aber in den späteren Sanskritwerken heißt es von demselben: „wenn die Frau mit ihrem Manne stirbt, so heiligt sie ihre mütterlichen und väterlichen Vorfahren. Man muß eine Frau bewundern, die, ihren Gatten anbetend, mit ihm in himmlischer Glückseligkeit lebt; mit ihm soll sie an den Wonnen des Himmels sich freuen, während der Herrschaft von mindestens

vierzehn Indras. Selbſt wenn ihr Gatte einen Bramanen erſchlagen, das Band der Dankbarkeit zerriſſen und einen Freund ermordet hätte, würde ſie dieſe Verbrechen ſühnen."

Die Suttis kommen in Bengalen, wie in der ganzen vorderindiſchen Halbinſel vor. In Bengalen bindet man die Frau mit dem Leichnam des Mannes an einen Pfahl und häuft Bambusrohr hoch rings umher. Die Witwe wird von den nächſten Verwandten des Mannes mit Muſik an einem Bande zum Scheiterhaufen geführt. Sie wird von ihren Freundinnen und Angehörigen in feierlicher Proceſſion begleitet. Ihre Söhne ſchreiten voran. In Oriſſa wird der Scheiterhaufen in einer Grube angelegt; die Wittwe ſpringt in die hoch auflodernde Flamme hinein. In Dekkan pflegt die Frau auf dem Scheiterhaufen zu ſitzen und den Kopf des Verſtorbenen in ihrem Schooße ruhen zu laſſen, bis ſie von der Hitze erſtickt wird, oder das über dem Holzſtoß angebrachte Dach herabſtürzt und ſie erſchlägt.

Bei den Siks wird der Leichnam am Tage nach dem Ableben verbrannt. Als Rundgit Sing von Lahore geſtorben, wurde vor dem Thore ſeines Schloſſes Haſury Bagh der Scheiterhaufen errichtet und die Ceremonie in Gegenwart aller Großen und der verſammelten Truppen vorgenommen. Mit dem Herrſcher wurden vier ſeiner hinterlaſſenen Witwen und ſieben Sclavinnen verbrannt. Die Opfer

traten unter Muſik und Kanonendonner aus dem Thore nach dem Holzſtoße, auf welchem der Leichnam des Fürſten zwiſchen den hoch aufgehäuften Holzſchichten ſaß. Sobald die Flammen ihre volle Kraft entwickelt hatten, bereiteten ſich die Frauen zum Tode. Zwei derſelben, erſt ſechszehn Jahre alt und von hinreißender Schönheit, ſchienen ſelig, ihre Reize zum erſten Male vor der Menge enthüllen zu können. Sie nahmen ihre koſtbaren Juwelen ab, ſchenkten ſie den Angehörigen und Freunden, ließen ſich einen Spiegel geben und gingen langſamen Schrittes in die Gluth, bald in den Spiegel ſehend, bald die Menge anblickend und dabei beſorglich fragend, ob man eine Veränderung in ihren Geſichtszügen wahrnehme. Im Augenblick waren ſie von den Flammen erfaßt und verzehrt. Weniger heroiſch zeigten ſich die übrigen.

Wenn eine Frau den Entſchluß gefaßt hat, mit ihrem Gatten ſich zu verbrennen, ſo nimmt ihr Schmerz einen erhabenen Charakter an; ſie vergießt keine Thräne, ſie erhebt keine Wehklage, ſie legt ihren Schleier ab und verbirgt ſich nicht länger mehr vor dem Anblick der Männer. Der Gedanke, mit dem Gatten vereinigt in die ſeligen Gefilde des Jenſeits eingehen zu können, ja durch dieſes Sühnopfer ihm den Weg dahin erleichtert und vorbereitet zu haben, giebt ihr die unglaubliche Kraft, ſich dieſem Martyrtode zu weihen. Man hat Frauen in den Flammen beten und die Hände ringen ſehen; andere

ſtürzten ſich, vom Schmerz überwältigt, aus der Feuergluth, wurden aber von den Umſtehenden zurückgetrieben. Ein Engländer nahm ſich einſt einer dem Tode Geweihten an und hinderte ihre Verbrennung; er wurde aber am anderen Tage von ihr mit den bitterſten Vorwürfen überhäuft, weil er ſie um ihre Seligkeit gebracht habe und ſie fortan verlaſſen und verachtet in der Welt umher irren müſſe.

Der Engländer Poſtans giebt in ſeinem Werke über die vorderindiſche Provinz Cutſch genaue Nachrichten über die Verbrennung der Frauen; er ſelbſt ſah ſie an einer vornehmen Dame vollziehen, deren Mann einem Fürſten befreundet war. Dieſelbe hatte ſchon während der letzten Lebenstage ihres Gatten erklärt, daß ſie das Sutti vollbringen werde, wenn ihr Gemahl ſterben ſollte. Alle Verſuche, ſie von ihrem Vorhaben abzubringen, ſcheiterten an der Feſtigkeit ihres Willens. Sobald der Mann geſtorben, verließ ſie ihren Palaſt und bereitete ſich durch Gebet und Reinigungen zum Opfer vor. Am folgenden Morgen wurde der Scheiterhaufen errichtet gegenüber dem Grabmale eines Fürſten. Er beſtand aus langen Bambusſtäben, deren untere Enden im Kreiſe in den Boden getrieben und deren Spitzen oben zuſammengebunden und mit Dorngebüſch und trockenem Graſe bedeckt waren, ſo daß das Ganze einem Bienenkorbe glich. An der einen Seite bildete eine ſchmale Oeffnung den Eingang. Nach-

dem der Entſchluß der Witwe bekannt geworden, ſtrömte das Volk in ſeinen Feſtkleidern zuſammen und ſchaarte ſich um den Scheiterhaufen. Bald erſchien die Witwe in Begleitung der Bramanen und ihrer Verwandten, und man brachte auch die Leiche herbei. Die Witwe wurde von den Zuſchauern bekränzt und belobt, die Frauen drängten ſich heran, ihre Kleider zu berühren, was von heilſamer Wirkung ſein ſoll.

Die Witwe, eine ſchöne Frau von dreißig Jahren, war prachtvoll gekleidet; ſie zeigte große Gleichgültigkeit gegen das, was um ſie her vorging, und alle Vorbereitungen zum nahe bevorſtehenden Tode. Mehrere anweſende engliſche Officiere erboten ſich, ihr allen Schutz angedeihen zu laſſen, wenn ſie auch nur durch den geringſten Zwang zum Opfer gebracht werden ſolle. Sie bewirkten auch einen Aufſchub der Ceremonie; die ſchöne Witwe blieb aber unerſchütterlich bei ihrem Entſchluſſe und zeigte nicht das mindeſte Bangen vor der Ausführung deſſelben, die dann auch alsbald begann. Die Witwe ſchritt, begleitet von den dienſtthuenden Bramanen, ſiebenmal rund um den Scheiterhaufen, wobei ſie die üblichen Gebete herſagte und Reis und Kaurimuſcheln auf den Boden ſtreute, auch Waſſer mit ihrer Hand auf die Umſtehenden ſprengte, was man als heilbringend und entſühnend betrachtet. Darauf legte ſie ihre Juwelen ab und gab ſie ihren Verwandten, ein paar Worte ſprechend, mit ſanftem,

Muth und Hoffnung ausdrückendem Lächeln. Dann überreichten ihr die Bramanen eine brennende Fackel, mit der ſie ſich durch den ſchmalen Eingang in das Innere des Scheiterhaufens begab und darin niederſetzte. Nun wurde die Leiche ihres Mannes ſiebenmal um den Scheiterhaufen getragen, dann zu ihr gebracht und quer über ihre Knie gelegt, der Eingang aber darauf mit Holzgeſtrüpp und Gras geſchloſſen. Ringsum herrſchte Todtenſtille, bis ein kleiner Rauch von dem Dache des Haufens aufſtieg und eine Flammenzunge mit blitzgleicher Schnelligkeit hell emporſtieg. Aus dem Innern vernahm man keinen Laut. Jetzt brach die Menge in ein lautes Geſchrei aus, die Tamtams ertönten, und das Volk klatſchte in die Hände. Der Scheiterhaufen brannte drei Stunden hindurch. Nach dem Brande ſah man nur noch geringe Spuren von dem Scheiterhaufen. Da, wo er geſtanden, ſtellte der Sohn oder nächſte Anverwandte einige Töpfe mit Reisklöſen als Opfer für die Gottheit hin.

Die Hindus verſichern, daß die zu verbrennenden Frauen, bevor das Opfer beginnt, etwas Reis und Milch zuſammen kochen, wobei ſie einige Gebete und Formeln ſprechen. Dann tauchen ſie die Hand in dieſe Miſchung und werden dadurch gegen die Flammen abgehärtet; die Seele aber ſteigt, ſo wie die Frau den Scheiterhaufen anzündet, in Indra's Himmel.

Alle die mannichfachen Bemühungen der Engländer,

die Suttis abzuſchaffen, ſind bis jetzt meiſt erfolglos geweſen. Die Frauen, denen nicht geſtattet wird, auf britiſchem Gebiet das Opfer zu vollbringen, begeben ſich mit den Leichen in die benachbarten ſelbſtändigen Fürſtenthümer und vollenden dort ihr Gelübde. Poſtans ſah in Mandary drei Hindufrauen, die nach einer ſiebenzehntägigen Reiſe von Bombay kamen, um hier das Sutti zu verrichten, und zwar mit Genehmigung der Bramanen ohne die Leiche des Gatten. Denn die Puranas beſtimmen: „wenn der Gatte auf einer Reiſe in entfernter Gegend ſtirbt, ſo kann die Witwe, ſeine Sandalen vor die Bruſt haltend, in die Flammen gehen.“ In ſeiner Reiſebeſchreibung führt der alte Olearius ein Beiſpiel an, daß eine junge Witwe, deren Mann 200 Meilen von Cambodja entfernt in der Schlacht geblieben war, in letzter Stadt ihr Todtenopfer verrichtet, nachdem der muhammedaniſche Gouverneur vergebens verſucht hatte, ſie von ihrem Entſchluſſe abzubringen. Sie goß, auf dem Holzſtoße ſtehend, in welchen Sandelholz und andere Wohlgerüche eingelegt waren, einen Krug duftenden Oeles über ſich aus; auch ihre Freunde goſſen Oel in die Flamme, und ſie ſtarb mit freudigem Muthe[8]).

Aber nicht allein bei Gattinnen kommen derartige Opfer vor. Als die Mutter des Fürſten von Cutſch plötzlich geſtorben, erklärte eine ihrer bejahrten Dienerinnen, eine Waſſerträgerin, ſie werde ſich lebendig mit ihr be-

graben laſſen, um ihr auch im künftigen Leben ihre Dienſte leiſten zu können und durch ihr Opfer wiederum zu Jugend und Kraft zu gelangen. In der Nähe des großen Grabes der Fürſtin wurde demnach eine Grube gegraben, die groß genug war, den Körper in wagerechter Stellung aufzunehmen. Die Dienerin ließ ſich von ihrem Sohne hineinheben und mit Erde überſchütten. Bevor das Grab geſchloſſen war und ſie noch den Himmel über ſich ſehen konnte, bat ſie, daß man ihr einen Topf über den Kopf ſtürzen möge, und nachdem ihr Wunſch erfüllt war, wurde die Grube zugeſchüttet.

Die Bramanen, dann auch die Männer aus den niederen, meiſt in Armuth lebenden Kaſten Indiens, heirathen nur eine Frau. Die Fürſten aber finden wir, wie in Mexico, umgeben von mehreren rechtmäßigen Gemahlinnen und zahlreichen Nebenfrauen und Sclavinnen. In dem zarten Gedicht Sakontala erſcheint König Duſchmanta als Herr eines zahlreichen Harems. Sakontala, in Liebe zu ihm entbrannt, findet darin kein Hinderniß, obſchon ſie neckiſch zu ihren Freundinnen ſagt: warum wollt ihr den tugendhaften Herrſcher aufhalten, den eine ſo lange Abweſenheit von den geheimen Zimmern ſeines Palaſtes betrüben muß? Der König erwidert: Dieſes Herz — o Du, die Du ihm vor allen Dingen auf Erden immer das Theuerſte biſt — wird außer Dir kein Ziel haben, außer Dir,

deren Augen ſchwarzer Glanz mich entzückt, wenn Du nur ſanfter Deine Rede ſtimmteſt. Der Pfeil der Liebe hätte mich bald getödtet, Deine Worte vernichten mich. Anaſuya, Sakontala's Freundin, bemerkt lachend: Fürſten, ſagt man, haben viele begünſtigte Gemahlinnen. Duſchmanta ſagt: Bedarf es noch vieler Worte? Es mögen noch ſo viele Weiber in meinem Palaſt ſein, ich habe nur zwei Gegenſtände, denen ich mich ganz widmen kann: die ſeeumgürtete Erde, die ich beherrſche, und Eure ſüße Freundin, die ich liebe.

Und als dann Duſchmanta im Innern ſeines Palaſtes Sakontala vergeſſen hatte, vernahm er das Lied der Königin Hanſamati; ſie ſang: Holde Biene, auf friſchen Honig begierig, pflegteſt du den weichen Rand der neugeöffneten Amrablume zu küſſen; wie genügt dir jetzt die Waſſerlilie? wie vergiſſeſt du der erſten Liebe? Dies Lied, ſagt Duſchmanta, athmet zärtliche Leidenſchaft. — Ich war einmal verliebt in Hanſamati; jetzt erhalte ich einen Verweis wegen meiner langen Abweſenheit von ihr. Freund Madhawya, melde der Königin in meinem Namen, daß ich dieſen Vorwurf fühle. Madhawya erwidert: wie der König befiehlt; aber, Freund, Du willſt mit fremder Hand eine ſcharfe Lanze faſſen. Dein Auftrag an ein beleidigtes Weib will mir nicht recht behagen. Der Einſiedler iſt nicht eher glücklich, als bis er jeder Leidenſchaft

entſagt. Duſchmanta ſucht ihn zu beruhigen, indem er beifügt: Geh', mein gütiger Freund, die Milde Deiner Rede wird ſie beſänftigen.

Man hat in Indien viele Erzählungen aus dem Leben der Frauen an den Höfen der Fürſten und von ihren gegenſeitigen Neckereien und Zwiſtigkeiten. Beſonders erzählt man von den beiden Lieblingsfrauen Jehangirs, des Sohnes Akbars, und ihren Anfeindungen manche ergötzliche Einzelheit. Seine erſte Lieblingsgemahlin war Yudbay, die Tochter des Raja von Djodpur. Später erwarb er mit Gewalt die ſchöne Nurjehan, die Gemahlin des Askan Khan, die er bei einem Feſte geſehen hatte und deren Gemahl er von dem Nabob von Dekkan überfallen und umbringen ließ. Yudbay machte es immer der Nurjehan zum Vorwurfe, daß ſie ihren erſten Gemahl überlebt und einen zweiten genommen habe, und wiederholte, wo ſie nur Gelegenheit fand, dieſen Vorwurf. Als einſt der Kaiſer die Nacht in Nurjehans Zimmer zubrachte, wollte die Lampe verlöſchen. Nurjehan erhob ſich, um den Docht vorzuſchieben. Jehangir bemerkte dies und ſtaunte, als er ſah, wie ſie ein Armband zerbrach und damit, ohne ihren Finger zu verunreinigen, den Docht vorſchob. Er ſagte ſich ſelbſt, er habe eine kluge Gemahlin. Als er einige Zeit darauf die Nacht bei Yudbay zubrachte, ereignete ſich ein Gleiches mit der Lampe. Yudbay zog aber den Docht mit den Fingern heraus und wiſchte

dieſe dann an der Wand ab. Jehangir bemerkte dies und ſagte zürnend zu ihr: Was für eine ſchlechte Erziehung haſt Du, Dich ſo ſchmuzig zu benehmen! Nurjehan iſt viel klüger und reinlicher als Du; ſie zerbrach ein Armband zu demſelben Zwecke, wo Du keinen Anſtand nimmſt, Deine Finger zu brauchen. Warum kannſt Du nicht auch ſo klug ſein, Dein Armband zu zerbrechen? Da erwiderte aber Yudbay: Nurjehan mag dies thun, ich nie! Eine Frau, die ihren Gemahl liebt und nicht ſeinen Tod wünſcht, wird nie ein Armband zerbrechen. Wie Nurjehan nach dem Verluſte ihres erſten Gemahls Dich genommen hat, ſo wird ſie auch nach Deinem Tode einen anderen Gemahl nehmen, was ich nie thun werde. — Jehangir war entzückt über dieſe Antwort. — Ein ander Mal in einer hellen Mondnacht forderte Jehangir Nurjehan auf, ſich ganz weiß zu kleiden und zu ihm zu kommen, worauf dieſe ihn bat, auch Yudbay auf gleiche Weiſe zu ſich kommen zu laſſen. Jehangir erfüllte dieſe Bitte. Yudbay kam, aber in rother Kleidung. Da fragte Jehangir erzürnt, ob man denn nicht ein ſo leichtes Verlangen erfüllen könne, und ob keine ſeiner Gemahlinnen ſeinen Willen thun wolle. Nurjehan entfernte ſich ſogleich und kehrte bald weißgekleidet wieder, während Yudbau ſich weigerte. Da ſagte der Kaiſer: Siehe hier den Beweis, daß Nurjehan mich mehr liebt als Du; ſie erfüllt meinen Wunſch, Du nicht. — Yudbay aber erwiderte: Möge

Nurjehan es thun, ich werde mich nie weiß kleiden, ſo lange mein Gemahl lebt; nur eine Frau, die nach dem Tode ihres Gemahls einen anderen nimmt, kann ſich weiß kleiden. — Als Jehangir einſt mit Nurjehan im Garten umherging, bemerkte dieſe Yudhay am Fenſter ſitzend und in einem Buche leſend. Sie veranlaßte Jehangir, Yudhay zu fragen, was ſie leſe, und dieſe erwiderte, ſie leſe von einer Frau, die nach dem Verluſte ihres erſten Mannes einen zweiten genommen.

Die Vielweiberei geht durch den ganzen Orient; dagegen ſcheint der Gegenſatz derſelben, die Polyandrie, die Sitte, daß eine Frau mehrere Männer hat, den Indiern und Tibetanern ganz eigenthümlich zu ſein. Namentlich kommt es bei den Siks im Himalaya u. a. O. öfter vor, daß mehrere Brüder eine Frau gemeinſam haben; geht einer derſelben auf Reiſen, ſo nimmt der andere ſeine Stelle ein. Der älteſte Bruder jeder Familie vertritt die Stelle des Vaters, und bei ſeinem Tode geht die Würde auf den nächſten über, ſo daß es nie Waiſen geben kann und das Familieneigenthum immer beiſammen bleibt. Doch ſteht es jedem Bruder frei, eine Frau für ſich allein zu nehmen; nur muß er alsdann das elterliche Haus verlaſſen und ſeinen eigenen Hausſtand begründen, in welchem ihn ſeine Brüder nicht beeinträchtigen dürfen. Die Hindus behaupten, daß dieſe Sitte aus einer früheren Vorzeit ſtamme, wo durch fremde Eroberer die Frauen

in ſolcher Menge weggenommen wurden, daß nicht mehr die nöthige Zahl übrig blieb. Die Sitte ſoll übrigens, wie dem neueſten Berichterſtatter, Erich von Schönberg, verſichert wurde, eine der Vielweiberei gerade entgegengeſetzte Wirkung haben; ſie ſoll Eintracht und Frieden in Haus und Familie begründen, Vermögen und Wohlſtand zuſammenhalten und ein überaus inniges Familienleben hervorrufen. Die Frau ſuche Einigkeit und gegenſeitige Zuneigung unter den Brüdern zu erhalten und behandele die Kinder mit gleicher Liebe. Die Frauen befinden ſich, ſagen die Hindus, vorzugsweiſe gut, indem jeder der Brüder durch kleine Aufmerkſamkeiten ihre beſondere Zuneigung ſich zu erwerben ſuche. Zu dem genannten Berichterſtatter kam eines Tages ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren und machte ihm den Antrag, er möge ihn in ſeine Dienſte nehmen. Er war dabei ſehr dringend und verſicherte, er ſuche um jeden Preis aus ſeinen bisherigen Verhältniſſen zu treten; er war vom Hauſe gegangen. Sein älterer Bruder hatte geheirathet, und er hatte gehofft, daß ihm gleiche Liebe wie dieſem von deſſen Frau zu Theil werden ſolle; dies war jedoch nicht der Fall: er ſah ſich vernachläſſigt, trotzdem daß er ſeiner Schwägerin das und jenes mitgebracht und ihr das von ſeinem Verdienſt Erübrigte zugewendet hatte. Sie war kalt gegen ihn geblieben, und ſo war er denn fortgegangen. — Er blieb mehrere

Tage bei Herrn v. Schönberg und begab ſich dann wieder heim, um auf's Neue ſeine Bewerbungen zu beginnen.

Wir lernten ſchon oben aus Manu's Geſetzbuch die Anſichten der Hindus über die Frauen kennen. Dieſe Anſichten ſind, wie bemerkt, in die Gedichte der Nation übergegangen, und wir begegnen denſelben überall. So finden wir einige derſelben wörtlich in die Hitopedeſa aufgenommen. Es kommen aber auch noch anderweite Ausführungen derſelben namentlich in der genannten Fabelſammlung in der Geſtalt von Erfahrungsſätzen vor; z. B.: Es hat ſeinen Grund, wenn eine junge Frau ihren alten Mann beim Kopfe nimmt, ihn küßt und heftig umarmt. Es wird immer eine Urſache dabei ſein. Ferner: Wie von Froſt Gepeinigte ſich nicht über den Mond, wie von Hitze Gequälte ſich nicht über die Sonne freuen, ſo freut der Sinn der Frauen ſich nicht über einen alterſchwachen Gatten. Welche Männer werden geliebt, wenn die grauen Haare bei ihnen ſich ſehen laſſen? Die Frauen blicken auf Andere und betrachten jene wie eine Arznei. Stets lieben die Menſchen den Reichthum und das Leben. Dem Alten aber iſt eine junge Frau noch theuerer als ſelbſt das Leben.

Zum Theil ſind derartige Sätze noch greller ausgedrückt als die in Manu's Geſetzbuch und ſcheinen von der Leidenſchaft eingeflüſtert zu ſein; z. B.: Wenn keine Gelegenheit, keine günſtige Zeit und kein Verführer da iſt,

dann ſind die Frauen tugendhaft. — Leichtfertig waren die Frauen ſtets, es heißt ſelbſt die der Götter. Glücklich ſind die Männer, deren Frauen wohl behütet ſind. — Wie ein Gefäß mit Oel iſt eine Frau, wie eine brennende Kohle ein Mann; ein Kluger ſtellt Oel und Feuer nicht an einen Ort. — Das Feuer hat nie genug Holz, die See nie genug Gewäſſer, der Tod nie genug Geſchöpfe, die Schönäugige nie genug Liebhaber. — Zwiefach iſt die Speiſe der Frauen, vierfach ihr Verſtand, ſechsfach ihre Ausdauer und achtfach ihre Leidenſchaft u. ſ. w. — Sätze, welche in der Hitopedeſa durch zahlreiche Geſchichten und Erzählungen weiter ausgeführt werden. Doch läßt auch der ſchalkhafte Dichter gleichſam als Gegenſatz die Frauen ſelbſt ſagen: Die, welche rauh angeredet und mit zornigen Augen angeblickt wird und doch freundlich ausſieht, die iſt die tugendhafte Gattin eines Mannes. Die Frauen, welche ihrem Manne zugethan ſind, mag er in der Stadt oder im Walde leben, mag er ſchlecht ſein oder gut, denen gehören die ſeligen Welten. Der Mann iſt der Schmuck der Frauen, auch wenn ſie keinen Schmuck tragen. Ohne ihn iſt auch die Schöne nicht ſchön.

Die Dichter haben ferner die Treue edler Gattinnen auf das Herrlichſte zu feiern nicht vergeſſen, und ich habe namentlich das von Albert Hoefer in ſeinen indiſchen Gedichten aus dem Mahabharata ausgehobene Fragment: „Savitri, die Gattentreue" hierbei im Auge.

Savitri, die ſpät dem Vater Geborene, ſoll, da keine Freier ſich finden, ſich ſelbſt nach der Sitte indiſcher Prinzeſſinnen einen Gatten wählen. Sie wählt Satjavan, Sohn des blinden, ſeines Reichs verluſtigen Königs Dſchumatſena, der aber, wie ſie weiß, binnen Jahresfriſt dem Tode übergeben werden ſoll. Ihr Vater iſt betrübt darüber, doch ſie tröſtet ihn und ſagt:

Ob lebensreich, ob lebensarm,
ob tugendreich, ob tugendarm:
einmal hab' ich den Gatten erwählt,
nie werd' ich einem Andern vermählt.

Djumatſena wohnt mit ſeinem Sohne im Walde und lebt als Büßender. Savitri entſagt nun dem fürſtlichen Glanze, legt die Edelſteine ab und ein rothes Rindenkleid an. Sie iſt zu jedem Dienſte ſtets bereit, beſcheiden und erfüllt jede Bitte. Sie dient der Schwiegermutter, ſie erwirbt ſich Aller Liebe. Doch ſtets ſteht ihr der Ausſpruch vor Augen, daß ihr Gatte bald ſterben müſſe. Da fehlen noch drei Tage am geſteckten Ziele. Jetzt tritt ſie die Buße an und ſteht ununterbrochen drei Tage. Die Schwiegereltern reden ihr zu, das zu unterlaſſen, da ſie es doch nicht vollbringen werde. Sie aber hält aus bis zum dritten Morgen, wo ſie dann die Opfergebräuche vollzieht. Die anderen Büßer des Waldes ſegnen ſie. Darauf nimm Satjavan ſein Beil und geht mit ihr hinaus zum Walde, um Früchte und Holz zu

holen. Savitri begleitet ihn, ein heiteres Lächeln auf dem Mund, erbebend in des Herzens Grund. Als nun Satjavan einige Früchte abgehauen und etwas Holz gespalten, erfassen ihn Mattigkeit und Schmerzen. Savitri setzt sich und legt des Gatten Haupt in ihren Schooß. Da erscheint der Gott Jama und nimmt dem Gatten die Seele ab, worauf er nach Süden geht. Savitri folgt ihm, Jama will sie zurückhalten. Sie aber folgt ihm standhaft und sagt:

Wohin mein Gatte geht, ist's Pflicht
zu folgen, die verletz' ich nicht.
Weil sie durch Weisheit wird erkannt,
wird sie das Höchste auch genannt.
Es giebt nur eine Pflicht, die Spur
derselben gehn die Guten nur.

Jama ist gerührt und erlaubt ihr, um eine Gnade zu bitten, nur nicht um ihres Gatten Leben. Sie bittet den Gott, ihrem Schwiegervater das Augenlicht wiederzugeben. Jama gewährt die Bitte, ermahnt Savitri aber zur Heimkehr. Doch sie erwidert:

So lang' ich nach dem Gatten bin,
fühl' ich mich niemals müd'. Wohin
Du ihn mir führst, geht auch mein Gang,
und der ist mir nicht schwer, nicht lang.
Wer erst mit Guten hat gelebt,
mit ihnen nur zu leben strebt,
und weil nicht fruchtlos ihr Verein,
so soll man stets mit Guten sein.

Gerührt von der Rede, gewährte ihr Jama abermals eine Gnade, mit Ausnahme von Satjavan's Leben. Savitri bittet, ihrem Schwiegervater das Reich zurückzugeben. Jama fordert ſie, nachdem er ihr die Bitte gewährt, nochmals zur Rückkehr auf. Ohne darauf zu achten, erwidert ſie:

Als Weſenbänd'ger biſt bekannt
Du Herr und Jama d'rum genannt.
Gute ſind mild in That und Wort,
freigebig ſtets mit Schutz und Hort.
Und Feinden ſelbſt und Armen
nahen ſie mit Erbarmen.

Da verſpricht Jama die Gewährung noch einer Bitte, mit Ausnahme von des Gatten Leben. Sie bittet, er möge dem Schwiegervater hundert Söhne ſchenken. Jama gewährt die Bitte, mahnt nun aber dringend zur Umkehr. Sie ſagt:

Bin nicht zu weit gegangen,
wo nur der Gatte weilt,
und weiter noch mein Herz enteilt.
Weil Du mit Pflicht und gleichem Recht
beherrſcheſt all' das Menſchengeſchlecht,
biſt Du des Rechts ein König.
Sich ſelbſt vertraut man wenig;
auf Gute darf man bauen,
aus Freundſchaft folgt Vertrauen.

Jama gewährt noch eine Gnade. Savitri bittet:

Einhundert Söhne ſelbſtempfah'n
von mir und leiblich dem Satjavan,

Geſchlechtsfortpflanzer groß und kühn,
o würden uns beiden die verliehn.

Jama ermahnt nun abermals zur Rückkehr; Savitri aber erwidert:

Die Frommen wandeln ſtets in Pflicht,
die Frommen ſinken und leiden nicht.
Mit ihnen leben iſt Gewinn,
man giebt ſich furchtlos ihnen hin.
Die Sonne leiten durch Wahrheit ſie,
die Erde halten durch Andacht ſie.
Was iſt und ſein wird ohne Wank,
geht ihren Gang, und niemals fällt,
wer ihnen treulich zugeſellt.
Die Weiſen folgen ihrem Pfad,
und ſie erwarten für die That,
die beſte ſelbſt, nicht Gegenlohn.
Doch ihre Huld bringt Glück auch ſchon.
Sie ſind des Glückes Walter,
ſie ſind der Welt Erhalter.

Jama nennt ſie das Bild der Treue und fordert ſie auf, um eine Gnade zu bitten, die nicht ſchon ihres Gleichen hat. Da ruft Savitri:

Du haſt der Gnade nicht verwehrt,
wie früherhin, den höchſten Werth.
D'rum: lebe Satjavan! Die Noth
der Trennung giebt auch mir den Tod.
Von meinem Gatten, ſieh, getrennt,
mein Herz nicht Luſt noch Freude kennt.
Von ihm entfernt ich nicht begehr'
den Himmel, noch zu leben mehr.
Wie hundert Söhne Du beſchert,

ſo werde nun auch dies gewährt:
Ja, lebe er, mein Satjavan,
ſo bleibt Dein Wort kein bloßer Wahn.

Jama giebt gerührt die Seele des Gatten los und entfernt ſich dann ſegnend. Savitri kehrt nun zum Leichnam des geliebten Gatten zurück, legt ſein Haupt auf ihren Schooß, und das Leben kehrt ihm wieder. Sie führt ihn darauf zu den Schwiegereltern zurück. Djumatſena hat ſein Augenlicht bereits wieder; bald darauf werden auch alle die anderen Gnaden, die Jama verheißen hatte, erfüllt.

In derſelben, von Albert Hoefer veranſtalteten Sammlung finden wir ferner mannichfaches Zeugniß über die Macht der Liebe. Vor Allem iſt hier die Epiſode von dem Weiſen und der Nymphe aus dem Brachmapurana zu erwähnen. Der Büßer Kandu führte ein ſo heiliges Leben, daß die Götter fürchteten, er werde dadurch zu übermäßiger Macht gelangen. Es galt dieſer Buße ein Hinderniß in den Weg zu legen, und Gott Indra forderte eine ſchöne Nymphe dazu auf.

Premlotſcha, ſie, die Schönhüftige,
die ſtolz in ihrer Jugend Reiz,
und deren ſchlanke Leibesmitte
des Buſens Fülle kaum noch trug,
in jeder Schönheit Reize ſtrahlend,

dieſe ſandte Indra in Begleitung des Gottes der Liebe und des Lenzes in den heiligen Hain, wo Kandu

ſeine ſtrenge Buße übte. Sie kam und ſiegte ſofort, und Kandu ſtrahlte ebenfalls in höchſter Schönheit. Nachdem er ein Jahrhundert nur der Liebe gelebt, bat Pramlotſcha heimkehren zu dürfen. Kandu aber bat ſie zu verweilen, und ſie blieb, nachdem ſie mehrmals um ihre Entlaſſung gebeten, immer wieder da. Endlich eines Abends wollte Kandu eilig in den Hain gehen, um die Nachtfeier zu verrichten. Er meinte, es ſei der Abend deſſelben Tages, an welchem die Nymphe zu ihm gekommen. Pramlotſcha lachte und ſagte ihm, daß ſie neunhundert Jahre, ſechs Monden, einen Tag und eine Nacht bei ihm verweilt habe. Kandu gerieth ins größte Staunen, aber auch in gewaltigen Zorn, daß nun ſeine Buße ſo vereitelt worden. Er entließ die Nymphe, die ſodann die Jungfrau Mariſcha gebar.

Voll Gefühl und Leben ſind die Schilderungen der Liebe in den Jahreszeiten nach Kalidaſas Ritusanhara, eben ſo die funfzig Abſchiedſtrophen an die Geliebte auf dem Wege zum Richtplatze nach Tſchaurapantiſchaſika in derſelben Hoefer'ſchen Sammlung.

Ich theile hier noch einige Gedichte aus Bhartriharis drei Centurien mit, die beſonders charakteriſtiſch für das indiſche Frauenleben erſcheinen.

Mit Lächeln, Mienen, Furcht und Scham,
mit ſchiefen Seitenblicken wonneſam,
mit Reden, Zanken, Liebesſcherz
die Weiber feſſeln unſer Herz.

Seitenblicke, mit Augenbrauenbogengewandtheit gebogen,
holde Rede, der Mund verlegen mit Lächeln bezogen,
tändelnde Anmuth im Stehn und bedächtiges Weiterſchweben
ſind die Geſchoſſe der Weiber, und höher die Schönheit erheben.

Was iſt lieblich anzuſchauen?
Liebchens holder Lächelmund.
Was doch giebt als ihren Worten
ſüßer ſich dem Ohre kund?
Und was duftet denn noch mehr als
duft'ger Hauch von ihrem Mund?
Was iſt ſüßer denn zu koſten,
als ihr ſaft'ger Lippenzweig?
Was iſt ſüßer zu berühren
als ihr ſtolzer, ſchlanker Leib?
Weſſen dächte man noch lieber
als der Jugend voll und reich?
Ja was reizte aller Orten
mehr noch als ein holdes Weib?

Wenn ſich mit Puder von Krokus ein Weib beſprengt,
Buſenfülle mit lebendem Kranz umfängt,
dann wie ein Hanſa mit tönendem Fuß ſich bewegt,
wo iſt der Mann, den nicht gleich ſie in Feſſeln ſchlägt?

Dichter, deren Sinn verkehrt,
haben oftmals uns belehrt,
Weiber gar gebrechlich ſei'n.
Da jedoch mit Augenblicken
ſie der Götter Herz berücken,
glaub' ich, daß ſie mächtig ſei'n.

Auf zwei Wegen kann in dieſer
eitlen Welt man Heil erlangen,
und auf beiden iſt ſchon Weiſen
im Genuß die Zeit vergangen.
Zog ſie nach der Wahrheit ſüßem
Nektartranke kein Verlangen,
hielten ſie mit Wonneſchauern
dann ein holdes Weib umfangen.

Sieht man die Geliebte nicht, ſo
wünſcht man ſie blos anzuſehen;
hat man ſie geſehen, wünſcht man
ſie nur einmal zu umarmen;
iſt umarmt ſie, möcht' man einmal
nur an ihrer Bruſt erwarmen.

Unparteiiſch ſprach ich: Leute, hört die Wahrheit,
denn dies gilt im ganzen Erdenrund als Wahrheit:
Weiber ſind es, die uns ſchaffen Götterfreuden,
und nur Weiber, die uns ſchaffen Weh' und Leiden.

Wahrlich, die Fackel der Weisheit erglänzt nur ſo lange den Frommen,
bis ſie der Holdeſten Ang' trifft mit dem Fittig und löſcht.

Flieh' die Liebe! alſo predigt uns der Mund der Weda-murmler.
Leicht gepredigt: aber fliehet, wer's vermag, den Schooß der Holden.

And're, ſich ſelber betrügt, wer fälſchlich die Mädchen uns tadelt,
führt doch zum Himmel die Buße, aber zur Nymphe der Himmel.

Helden giebt's auf Erden, welche
wilde Elephanten zwingen;
andere ſind ſtark genug, um
Löwen in die Flucht zu ſchlagen.
Doch von eben dieſen Starken
darf man kühnlich auch behaupten,
ſelten ſind fürwahr die Menſchen,
die den Liebesgott beſiegten.

Größe wie Weisheit und Adel, die haben ſo lange Beſtand nur,
bis uns des Gottes Geſchoß glühend den Buſen verheert.

Augen hat ſie wie ein Lotus,
  Hüften, die den Gang erſchweren,
vollen Buſen, Mund wie Roſen,
  ſchön die Brauen zum Bethören.
Der Verliebte ſieht ſie — preiſt und
  fühlet ſeliges Erbeben,
weiß er gleich, daß ſie nicht lauter —
  o des Thoren eitles Streben!

Süß wie Nektar die Geliebte,
wenn der Blick ſie nur erreicht —
bitt'rer noch als bitt're Gifte,
wenn dem Blicke ſie entweicht.

Mit dieſem koſt ſie jetzt und ſieht
den Anderen ſchon lüſtern an,
den Dritten denkt im Herzen ſie;
wer iſt nun der geliebte Mann?

Schließlich erwähne ich noch die überaus zarte und liebliche Elegie auf den Tod der Geliebten aus Bhanimivilaſa und theile dann noch einige kleinere Liebesgedichte mit:

Aus Lotus die Augen, aus Lilien das Antlitz,
die Zähn' aus Jasmin und aus Sprößlein der Mund,
die Glieder aus Blättern: ſo ſchuf Dich der Schöpfer —
hat, Liebſte, Dein Herz er aus Steinen geformt?

Ein einzelnes Vöglein, im Lotus verweilend,
hat, wird's nur geſehen, ſchon Heeres Uebermacht;
was ſoll denn dies Pärchen von Vögeln, der Augen
in Deinem Geſichtslotus, Liebchen, erſt thun?

Dies Mädchen wird zur Jägerin,
und von der Brauen Bogen
ſind Seitenblickes Pfeile ſchon
in's Herz wild mir geflogen.

Laß Dein Antlitz ſchau'n mich, Mädchen
mit den länglichen Lotusaugen,
ſprechen Menſchen doch von Mitteln,
die als Gegengifte taugen.

Im Allgemeinen ſchildert ein tiefer Kenner der Literatur und der Zuſtände Indiens, A. Troyer, die indiſchen

Frauen, namentlich die von Kaſchmir, als ſanft, geduldig, vom Tage zum Tage lebend, einer lebhaften Sinnlichkeit ergeben, die ſich jedoch zurückzuhalten verſtehen, ſelten durch den gewaltigen Trieb bewegt, den ein großer Zweck erweckt, und nicht mit der Kraft und Charakterſtärke begabt, welche feſte Grundſätze befolgt. Sie erheben ſich nur zu einer ſehr mittelmäßigen moraliſchen Höhe und beſitzen keine anderen Tugenden als die, welche freiwillig in ihnen entſtehen oder welche die Nothwendigkeit von ihnen erlangt.

Es ſind dies Eigenſchaften, die der indiſchen Nation im Allgemeinen angehören.

Die äußere Erſcheinung der indiſchen Frauen iſt ſehr lieblich, ſie ſind von mittler Größe, das Geſicht iſt oval, die Naſe lang und fein, das Haar lang und ſchwarz, die Lippen ſind voll und ſchön gebogen, die Augen lang geſchlitzt und mit langen Wimpern beſchattet. Die Taille iſt ſehr fein, die Glieder ſind ſchlank und wohlgebildet. Fülle des Buſens gilt als beſondere Schönheit. Die Hautfarbe iſt nach dem Klima verſchieden, in Kaſchmir und den Gebirgsgegenden blendend weiß, in den ſüdlichen Provinzen mehr geröthet, bronze-, ja olivenfarbig, bei den niederen Claſſen oft ganz dunkelbraun. Die Geſichtsbildung iſt eben ſo mannichfaltig wie bei den Europäerinnen. In den indiſchen Gemälden auf Papier und Glas, ſowie in den plaſtiſchen Werken in Holz, Bronze

und Stein finden wir immer dieſelben zartgegliederten Geſtalten mit der überaus ſchlanken Taille, welche in der altgriechiſchen Kunſt niemals vorkommt, die aber im modernen Europa ſo ſehr erſtrebt wird.

Die Tracht der indiſchen Frauen weicht gänzlich von der der Europäerinnen ab. Hemd, Strümpfe, Handſchuhe, Haube und derartige Kleider, die in Europa, namentlich dem nördlichen, ſelbſt die ärmſte Frau nicht entbehrt, kennen die Indianerinnen nicht. Die Frauen Indiens tragen zunächſt ein ſehr kurzes Jäckchen aus bunter Seide, das den Hals offen läßt, und kurze, nur ein Dritttheil des Oberarms und die Schultern deckende Aermel hat. Es dient nur zur Bedeckung der Schulterblätter. Um die Hüften tragen ſie ein großes Stück Zeuch, das bis auf die Füße reicht und deſſen einer Zipfel über die Schultern geworfen wird. Dieſes Kleidungsſtück iſt wie das Jäckchen bei vornehmen Damen ſtets von den bunteſten Farben, geſtickt und von höchſter Feinheit auch der Kaſchmirſhawl. Die mohammedaniſchen Frauen und Tänzerinnen haben Beinkleider von feiner, bunter, weißrother Seide. Ueber dieſe tragen vornehme Frauen einen langen Oberrock mit Aermeln, der vorn offen und unten überaus weit iſt. Dieſe kaftanartigen Röcke ſind oft vom feinſten Zeuche und werden auf eine eigenthümliche Weiſe gefältet. Man wickelt nämlich die Aermel von dem Saume bis an die Schulteröffnung zuſammen, den Rock von dem un-

teren Saume bis oben und windet und dreht das Ganze, ſo wie die Wäſcherinnen das Waſſer aus den Tüchern entfernen. So zuſammengewunden werden die Kleider aufbewahrt, die dann entwickelt von oben bis unten wellige Querfalten zeigen. Das gilt nun als ganz beſondere Schönheit.

Die Hindufrauen ſind große Liebhaberinnen von allerlei Schmuck in Perlen, Gold, Silber und Edelſteinen; arme nehmen auch mit Eiſen, Blei, Lack und Glas fürlieb. Die Frauen durchbohren nicht allein die Ohren, ſondern auch die Naſenſcheidewand und die Naſenflügel, in welche dann metallene, oft mit Edelſteinen und Perlen verſehene Ringe eingehangen werden, die ſich auf die Lippen und auf die Wangen ablagern. Die Ohrlappen, ſowie der obere Ohrrand werden ebenfalls mit Ringen verſehen, in denen ſodann Perlenſchnüre und Gehänge, Edelſteine und goldene Ornamente dergeſtalt befeſtigt werden, daß ſie oft bis auf die Schultern herabreichen. Nächſtdem iſt nun aber auch das obere Haupt der Mittelpunct mancherlei Schmuckes. Aus der reichen Fülle des ſchönen, ſchwarzen, glänzenden Haares wird zuvörderſt ein gewaltiger birnenförmiger Knoten gebildet, der oft durch ein Netz von Gold- oder Perlenſchnuren zuſammengehalten wird und im Nacken ruht. Einige Gemälde zeigen auf dem Scheitel einen zweiten, doch kleinen Knoten, der mit Gold unterbunden iſt. Hier ſind nun zu beiden

Seiten große, medaillonartige, mehr oder minder maſſive Schalen angebracht, die mit Perlen und Edelſteinen geſchmückt ſind und von denen zur Seite abermals goldene Gehänge oder Perlen- und Edelſteinſchnuren herabgehen, die ſich mit den in den Ohren angebrachten Zierathen zu einem Ganzen vereinigen. Der Hals iſt abermals der Haltpunct für allerlei goldene Gehänge, Ketten, Perlenſchnuren und dergleichen, an denen Anhängſel aller Art befeſtigt ſind, die dann mehr oder minder breit bis in die Gegend des Magens herabhängen und ſich mit den goldenen Säumen des Jäckchens vermiſchen.

Die Oberarme zeigen am Saume reiche Stickerei, oft auch außerdem noch beſondere Armringe. Um die Handwurzel legen ſie mehrere golden emaillirte oder mit Perlen und Edelſteinen verſehene Ringe, meiſt von namhafter Breite, an die ſich dann oft noch Ringe anſchließen, die aus Kugeln von Gold, Steinen und dergleichen beſtehen. Die Finger, ſelbſt die Daumen, ſind mit Ringen bedeckt, ebenſo die Fußknöchel und die Fußzehen.

Seltſam nimmt ſich nun freilich in den Augen des Europäers der Mund der Hindufrauen aus, wenn er geöffnet zwei Reihen ſchwarzglänzender Zähne zeigt. Die Hindu wunderten ſich indeſſen nicht weniger über die weißen Zähne der Portugieſen, der erſten Europäer, welche die malabariſche Küſte betraten, und verglichen ſie mit den Zähnen der Hunde und Affen.

Die indiſchen vornehmen Damen tragen einen Schleier, der oft mit Gold geſäumt iſt und am Kopfe befeſtigt wird.

Ehe wir die Betrachtung des Schmuckes der Hindudamen verlaſſen, müſſen wir noch einen Blick auf die auch in Europa ſo berühmten und theuer bezahlten Shawls von Kaſchmir werfen. In der Stadt Kaſchmir befinden ſich an 16,000 Webſtühle. Eine Werkſtätte enthält mehrere Stühle, und Baron Hügel, der dieſe Stätten beſuchte, fand die Arbeiter ſehr gedrängt beiſammenſitzen; an ſieben Stühlen arbeiteten ſechzehn Menſchen, die dabei den Kopf im Tacte wiegten und die Hände mit erſtaunenswerther Schnelligkeit bewegten. An einem großen Shawl kann eine Werkſtätte wohl über ein Jahr zubringen, während eine andere an geringerer Waare wohl ſechs bis acht Stück in derſelben Zeit zu liefern im Stande iſt. Von den bunteſten und beſten Shawls machen drei Leute in einem Tage nicht einen Viertelzoll fertig. Shawls, die viele Figuren haben, werden in beſonderen Abtheilungen in verſchiedenen Werkſtätten gemacht, doch ſind dieſe einzelnen Stücke nicht alle gleich groß. An einem Stuhle arbeiten zwei bis vier Perſonen. Das Webeſchiff iſt lang, ſchmal und ſchwer; allein es iſt nicht das einzige Werkzeug für dieſe Arbeit, denn bunte Muſter werden mit hölzernen Nadeln gearbeitet, deren jede Fäden einer beſonderen Farbe enthält. Für jeden Shawl iſt ein Aufſeher vorhanden, der den Arbeitern Anleitung giebt. Dieſer hat das Muſter auf

Papier gezeichnet vor ſich und giebt darauf Farben, Fäden und Figuren an. Bei der Arbeit iſt die rauhe oder linke Seite des Gewebes nach oben gerichtet. Im Winter arbeiten die Weber in ungeheizten Zimmern, damit der Rauch und Staub dem Stoffe keinen Schaden thun könne[9]).

Die Shawlweberei ſelbſt iſt mit großen Schwierigkeiten und beſonderer Mühe verbunden. Ehe es zum Weben ſelbſt kommt, meldet ein Augenzeuge[10]), bedarf es noch mancher Hand. Der erſte in der Reihe der mit dieſem Manufacturzweige Beſchäftigten, der Geiſt der Arbeit, möchte man ſagen, iſt derjenige, welcher die Entwürfe zu den Shawls macht; ſolche Männer ſind nur wenige in Kaſchmir, und es ſind Leute von beſonderer Befähigung. Das Geſchäft dieſer Männer iſt, daß ſie den Entwurf zu den Shawls machen und die Muſter und deren Zuſammenſtellung beſtimmen, je nach dem herrſchenden Geſchmack. Die von ihnen entworfene Skizze gelangt nun in die Hände der Muſterzeichner, welche in ſchwarzer Tuſche alle die kleinen, unzähligen Blümchen und Blätter, Schlingungen und Linien genau ausführen. Von da geht das Muſter an den Maler, der daſſelbe in Farben ſetzt. Jetzt wird daſſelbe dem Rechner übergeben; ſein Geſchäft iſt, die Zahl der Fäden von dieſer oder jener Farbe zu beſtimmen, welche nöthig ſind, um das Gewebe dem Bilde gleichzuſtellen: eine höchſt ſchwierige Aufgabe, der nur ſehr wenige Perſonen gewachſen ſind. Zur Zeit des Auf-

enthalts unſers Berichterſtatters in Kaſchmir lebten nur zwei Männer daſelbſt, welche die großen vorzüglichen Shawls berechnen konnten. Aus ihren Händen gehen für die Hand des Arbeiters Zettel hervor, auf denen querüber ein Durchſchuß gedacht iſt und die Farben für den Durchſchuß der verſchiedenen Aufzugsfäden angegeben ſind, was man, wenn man ſich eine Canevasſtickerei vorſtellt, ſich am leichteſten würde verſinnlichen können, indem man ſich die verſchiedenen Farben und Zahlen der längs laufenden Fäden zwiſchen je zwei Querfäden dächte, wie ſie nach einander folgen.

Die Kaſchmirſhawls ſind überaus dauerhaft, ſowohl was den Stoff, als was die Farbe betrifft. Sie verlieren durch den Gebrauch in einigen Jahren durchaus nicht, ſondern ſie gewinnen vielmehr dadurch an äußerem Anſehen, Glanz und Geſchmeidigkeit. Dieſer Umſtand bleibt nicht ohne Wirkung auf ihren eingebildeten Werth. Ein neuer Shawl iſt der theuerſte und wird je nach dem Gebrauche im Preiſe geringer. Obſchon, wie geſagt, die Shawls durch die Benutzung an Anſehen gewinnen, ſo erhöht dies dennoch ihren Preis nicht; ein gewaſchener Shawl hat weniger Werth. Reiche Hindus tragen daher nur ungewaſchene neue Shawls. Da dieſe aber weniger angenehm und weniger geſchmeidig und weich ſind als die gewaſchenen, ſo laſſen ſolche, die keinen Werth darauf zu legen brauchen, daß man ſehe und wiſſe, daß ſie einen neuen Shawl tragen, die Shawls waſchen, ohne daß

ſie dieſelben in Gebrauch nehmen. Indeſſen wird der größte Theil der Shawls ſo lange als möglich ungewaſchen getragen, da dieſelben ſchon durch den Gebrauch geſchmeidiger und glänzender werden. Die durch den Handel nach Europa gebrachten Shawls ſind durchgehends gebrauchte und gewaſchene.

Außer Kleidern und Schmuck gehören zur vollſtändigen Toilette der indiſchen Frauen auch noch die Fächer und Sonnenſchirme. Die einfachſten Fächer beſtehen aus einem Blatte der Taliputpalme, das, vom Stiele aus gefaltet und mit einem Rande verſehen, eine 10 — 12 Zoll im Durchmeſſer haltende Scheibe bildet. Wir erblicken dieſen einfachen Fächer in den Händen der Frauen wie der Männer der niedern Stände. Andere Fächer aus gleichem Stoff haben einen dünneren Stiel von Pfefferrohr und ſind mit ſeidenen Blümchen verziert. Andere beſtehen aus einem Halbcirkel, in deſſen Baſis anſtatt des Stieles eine Oeffnung für die haltende Hand angebracht iſt; der Fächer iſt aus Wurzeln oder Halmen geflochten, bemalt, oft auch mit Seide geſtickt und mit bunten Franſen umgeben. Man hat ferner längere Wedel aus Pfauenfedern, die namentlich zur Verſcheuchung der Inſecten dienen; ſie ſind nicht ſelten in koſtbare Griffe gefaßt, oft auch ganz groß, wie ein natürlich entfalteter Pfauenſchweif geſtaltet und auf einer langen Stange befeſtigt. Endlich führt man auch die eigentlichen kreisrunden Sonnenſchirme aus Flechtwerk, Gewebe u. dergl.

die zum Theil, wie die unſrigen, zuſammengefaltet werden können, zum Theil aber auch feſt und ſtets offen ſind und einen anſehnlichen Durchmeſſer haben, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten.

Salben und Wohlgerüche ſind bei den Hindufrauen außerordentlich beliebt. Dieſe färben ſich Hände und Füße, auch das Geſicht und die unbedeckten Theile ihres Körpers mit Saffran. Moſchus und Sandelholz ſind die beliebteſten Parfums.

Die Frauen Indiens ſind durch Manu's Geſetz großen Beſchränkungen unterworfen; doch leben ſie nicht eingeſchloſſen, und wir finden ſie auf den Plätzen des öffentlichen Verkehrs in mannichfaltigen Beſchäftigungen, meiſt in Geſellſchaft und als Gehülfinnen der Männer. So erſcheinen z. B. die Waſſerträger, Milch- und Salzverkäufer in Geſellſchaft ihrer, ebenfalls eine Laſt tragenden Frauen; den Büßern und frommen Wanderern, die heiliges Gangeswaſſer holen, ſind ihre Frauen zur Seite. In Chabreli's lebensvollen Bildern aus dem franzöſiſchen Indien ſehen wir z. B. den Maurer bei ſeiner Arbeit und neben ihm Frau und Tochter den Kalk in kleinen Gruben zum Mörtel miſchen; neben dem Töpfer, der die Gefäße auf der Drehſcheibe bildet, iſt die Frau beſchäftigt, ſie zu poliren, und dann trägt ſie dieſelben mit ihm auf den Markt. So ſehen wir auch neben dem Weber, dem Korbflechter, dem Stellmacher, dem Steinarbeiter und Zimmermann die Frau in

angemeſſener Beſchäftigung. Dem Jäger folgt ſie nach und trägt die gewonnene Jagdbeute; die Fiſcherin wartet am Ufer und nimmt die von ihrem Manne erlegten Waſſerthiere in Empfang. Nur bei den Wäſcherinnen iſt das Verhältniß umgekehrt, denn die Frauen ſind mit der Reinigung der Kleider und Stoffe beſchäftigt, die ihnen die Männer in großen Bündeln zuſchleppen.

Die vornehmen Frauen Indiens führen ein ſehr gemächliches Leben und verbringen die Zeit mit Putz und Spiel in den prachtvollen Hallen der Paläſte und den Gärten, die ſie umgeben.

Vor allen berühmt waren die Paläſte der mohammedaniſchen Herrſcher, der Großmogule, und in dieſen glänzten in ganz beſonderer Pracht die Gemächer, welche den zahlreichen Frauen zum Aufenthalt dienten. Im Kaiſerpalaſte von Delhi befand ſich eine ganz beſondere Abtheilung, Mahal genannt, für dieſen Zweck. Zwiſchen den Wohngebäuden, an denen klare Bäche vorüberfloſſen, waren Gärten mit Schattenplätzen, Boskets, Blumenpartieen, Springbrunnen, Waſſerfällen, Grotten und ſchönen Terraſſen. Hier war auch an der Seite des Fluſſes ein Thurm, der mit Gold gedeckt war; das Innere glänzte von Gold und Azur, von Spiegeln und Gemälden. In dieſem Harem lebten zur Zeit des Kaiſers Jehangir an zweitauſend Frauen, die in ſechs Ordnungen zerfielen. Den erſten Rang bildeten die Königinnen oder eigentlichen Gemahlinnen, den zweiten

die Concubinen, den dritten die Prinzeſſinnen und die jungen hier lebenden Prinzen, den vierten die Kammerfrauen und Aufſeherinnen, den fünften die Hofcapelle und den ſechsten die Sclavinnen und Eunuchen.

Die Königinnen oder Frauen vom erſten Range waren meiſt Töchter der eingeborenen Fürſten oder Radſchas, die dem Großmogul unter beſonderem Ceremoniell angetraut waren. Es konnten jedoch auch Mädchen niederer Herkunft, Tänzerinnen und Schauſpielerinnen oder Concubinen von dem Kaiſer zu dieſem Range erhoben werden. Gemeiniglich hatten die Kaiſer ſechs Gemahlinnen erſten Ranges. Die Söhne derſelben galten für rechtmäßige Thronerben; ſie führten den Titel Soltan. Die Königinnen hatten den Titel Begum. Sie ſpeiſten aus der kaiſerlichen Küche.

Die Frauen zweiten Ranges hatten nicht ſo prächtige Zimmer, wie die Königinnen, auch war ihr Einkommen minder bedeutend, daher ſie weniger Sclavinnen halten konnten. Sobald aber eine derſelben Mutter geworden war, ſo trat ſie in einen höheren Gehalt.

Die Prinzeſſinnen und Prinzen, die den dritten Rang einnahmen, wurden im Mahal erzogen. Die Prinzen blieben bis in ihr vierzehntes Jahr daſelbſt und wurden von Eunuchen unterrichtet. Von da an erhielt jeder eine beſondere Hofhaltung, die ſehr prächtig eingerichtet war, namentlich die des älteſten oder Thronfolgers.

Die Prinzeſſinnen hatten große Freiheit innerhalb

des Mahal; der Kaiſer unterhielt ſich oft mit ihnen und geſtattete ihnen lärmende Spiele.

Die Kaiſerinnen, die Frauen zweiten Ranges und die Prinzeſſinnen trugen einerlei Kleidung. Ihre in Locken gelegten Haare waren geſalbt und mit Perlen durchzogen; auf der Stirn blitzte ein koſtbarer Edelſtein. Manche trugen Turbane, die mit Reiherfedern und Juwelen geſchmückt waren. Die Kleider waren aus der feinſten Seide und wurden nur einen Tag getragen. Halsſchmuck, Gürtel, Ohrringe und Armbänder beſtanden aus Diamanten und Perlen. Finger und Fußzehen waren mit Ringen geſchmückt. Am rechten Daumen trugen ſie einen kleinen Spiegel. Ein ausgezeichneter Schmuck war für ſie der zwei Zoll breite Gürtel von Gold, der mit Edelſteinen beſetzt war und von welchem goldene geprägte Ornamente mit Diamanten und Perlenbüſchel herabhingen. Eine jede der Frauen beſaß ſechs bis acht ſolcher Gürtel.

Diejenigen Frauen, welche den jungen Prinzeſſinnen als Oberhofmeiſterinnen dienten, hatten zugleich die Aufgabe, die Frauen erſten und zweiten Ranges im Mahal zu überwachen. Durch ſie gingen alle Intriguen des Hofes, und ſie übten den größten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, auf Krieg und Frieden. Sie beſetzten die erſten Stellen im Staate, wie die Statthalterſchaften und andere Poſten. Es waren durchgehends ſehr kluge und einſichtsvolle Frauen, die aber auch beſondere Aemter und Namen führten, welche

denen der ersten Staatsbeamten entsprachen, wie des ersten Ministers, des Staatssecretairs u. s. w. Diese Damen unterhielten durch die Eunuchen steten Verkehr mit den höchsten Staatsbeamten, die eine mit dem ersten Minister, die andere mit dem Staatssecretair, die dritte mit den Statthaltern. Was in den öffentlichen Audienzen des Kaisers nur flüchtig berührt ward, das beriethen und besprachen diese Frauen mit denselben näher, und sie bildeten den eigentlichen geheimen Staatsrath. Die, welche als Statthalterinnen galten, unterhielten einen steten Verkehr mit den Provinzen und empfingen von dort her fortwährend durch Eilboten die genauesten Nachrichten. Die Reichsbeamten mußten immer darauf sehen, mit diesen Damen in gutem Vernehmen zu stehen.

Die weibliche Hofcapelle des Mahal war in verschiedene Banden abgetheilt. Einer jeden stand eine Lehrmeisterin vor, welche die nothwendigen Uebungen derselben leitete. Eine jede Kaiserin und Prinzessin hatte eine besondere Bande von Tänzerinnen und Musikantinnen, aus denen sie sich ihre Vertrauten wählte. An besonderen Festtagen vereinigten sich sämmtliche Banden, um zum Lobe der Gottheit oder des Kaisers eine Hymne vorzutragen. Ihre Aufgabe war, den Kaiser und seine Damen angenehm zu unterhalten, und es gelang wohl mancher solcher Künstlerin, durch ihre Erfindungsgabe sich eine einflußreiche Stellung, ja sogar einen Platz unter den rechtmäßigen Gemahlinnen zu erwerben.

Die Mägde oder Sclavinnen des Mahal, welche die niedrigſten Dienſte verrichteten, waren in Schaaren von zehn bis zwölf unter eigene Aufſeherinnen geſtellt, denen der Kaiſer beſondere Namen gab. Der Kaiſer ließ ſich nur von Frauen bedienen, ja es beſtand ſogar ſeine innerſte Leibwache nur aus tatariſchen Frauen, die mit Bogen und Pfeil, Dolch und Säbel bewaffnet waren. Dieſe Wache war hundert Köpfe ſtark. Ihre Befehlshaberin hatte Rang und Beſoldung eines Kriegsemirs.

Nächſtdem bevölkerte den Hof des Großmoguls ein Heer von Eunuchen, die den Damen als Thürſteher, Boten, Handlanger, Diener beigegeben waren und namentlich dafür ſorgen mußten, daß die Neuigkeiten von Delhi möglichſt friſch in das Mahal gelangten, weshalb man auch in den Straßen der Reſidenz ſtets eine große Anzahl kaiſerlicher Eunuchen umhereilen ſah. Ihr Oberſter war der Schatzmeiſter des Mahal. Er beaufſichtigte die Edelſteine des Kaiſers, zahlte die Gehalte der Damen, beſorgte Kleider, Tafel, Räucherwerk und was ſonſt ausgegeben und angeſchafft werden mußte. Die Eunuchen bildeten auch die Begleitung der Damen [11]), wenn dieſe bei den Vornehmen ihre Morgenbeſuche machten. Sie ſaßen dann in prachtvoll geſtickten Palankinen und waren außerdem noch von zehn und mehr Sclavinnen begleitet.

Die Frauen übten immer eine große Gewalt über die Herrſcher Indiens aus, und wir finden ſchon in den Annalen von Kaſchmir mehrfache Beiſpiele davon. Die erſte Erzieh-

ung war den Frauen übertragen. Yaſchovadi's Sohn wurde z. B. zwei Ammen übergeben, deren eine ihn mit ihrer Milch ernährte, während die andere wie eine Mutter für ſein Wohlergehen Sorge tragen mußte. Aber auch auf den Gatten übte die Königin großen Einfluß. Berühmt iſt in den Annalen von Kaſchmir das hohe Königspaar Tundjina und Vakpuſchta[12]). Die Erde war geziert mit dieſem Paare, wie das nachläſſig geknüpfte Haar Schiwa's geziert iſt durch die Ganga und den wachſenden Mond, der gefleckt iſt gleich dem Dammwild. Fruchtbarkeit verbreitete ſich im Lande, das ſie beherrſchten. Tuadjina's erhabene Tugend that ſich beſonders kund, als ein ungeheures Unglück über das Land kam. Ein Froſt hatte ſich eingeſtellt und alle Früchte vernichtet. Es folgten Hungersnoth und Seuchen. Der König ſah ſich als die Quelle dieſes Elendes an und wollte ſich dem Himmel als Opfer darbieten. Da tröſtete ihn die Königin, und ſiehe, Schaaren von Tauben erſchienen den Hungernden zur Nahrung, und das Land war gerettet. Dieſelbe Königin machte den Bramanen mehrere Geſchenke mit Ländereien. Nachdem ihr Gemahl geſtorben, widmete ſie ſich freiwillig dem Flammentode.

In den alten Annalen von Kaſchmir findet ſich ſchon die Sitte, daß die einzige Tochter eines Königs ſich ſelbſt einen Gemahl wählt, eine Sitte, die wir bereits aus dem Mahabharana kennen lernten, wo Savitri den Gemahl unter den Büßern wählt.

Unter den alten Königen von Kaſchmir erſcheint auch Meghavahana mit mehreren Gattinnen, welche ſich beeiferten, durch große Bauten die Gottheiten zu verherrlichen[13]). Sie bemühten ſich durch Anlegung von Spitälern, Armenhäuſern und Ruheſtätten für arme Pilger ihre wohlwollende Geſinnung und Frömmigkeit an den Tag zu legen.

Wie an dem Hofe des Großmoguls, ſpielten auch an dem der alten Könige von Kaſchmir die Concubinen, Tänzerinnen und Sängerinnen eine anſehnliche Rolle. Viele von ihnen benutzten ihren gewonnenen Einfluß zu Befriedigung ihrer Eitelkeit oder Habſucht, viele zeigten aber auch eine aufrichtige und bewährte Anhänglichkeit an ihren Herrn. Ein rührendes Beiſpiel bietet die Geſchichte von Kaſchmir in der ſchönen Honſi, der Freundin des Königs Tſchokravarmi. Er zog ſich durch ſein unwürdiges Betragen den Haß der Mächtigen, die er verfolgte, zu, und dieſe waren auf ſeinen Untergang bedacht. Honſi war eine Tänzerin, die der König jedoch zu ſeiner erſten Gemahlin erhoben hatte. Seine Feinde lauerten auf eine paſſende Gelegenheit und fanden dieſe, als er eines Nachts ſich badete. Sie überfielen ihn, er eilte ſchwer verwundet und bluttriefend in das Schlafzimmer Honſi's, die ihn in ihre Arme aufnahm und vergebens mit ihrem Körper gegen die Waffen ſeiner Mörder zu decken ſtrebte[14]).

Wir ſahen, welche wichtige Rolle die Frauen an dem Hofe der Kaiſer mongoliſchen Stammes übten. In der

Geſchichte dieſes gewaltigen Reiches werden mehrere Frauen genannt, die weſentlichen Einfluß auf das Schickſal der Staaten übten, ſo die Schweſter des Schach Tehmasp, durch deren Fürſprache Homayun Unterſtützung zur Wiedereroberung ſeines Reiches erhielt.

Unter den eingeborenen indiſchen Fürſten, die den fortſchreitenden Eroberungen des Großmoguls Akbar (des Sohnes Homagun's, 1553 — 1605) ernſthaften Widerſtand leiſteten, wird die ſchöne Fürſtin von Sarangpur Rup Mathi genannt. Nachdem ſie den Namen Bohadr, die Tapfere, angenommen, ſtellte ſie ſich an die Spitze ihrer Patanen und unternahm einen Einfall in Akbar's Gebiet und verwüſtete daſſelbe. Indeſſen ſammelte Adam Khan ein Heer, griff die Heldin an und hieb die meiſten ihrer Leute nieder. Sie ward gefangen, nahm aber Gift und ſtarb.

Nicht minder heldenmüthig zeigte ſich die Fürſtin Jand Bibi, die ſich mit den Officieren ihres Vaters in der Feſtung Amadnagar einſchloß und Akbar's Sohne Daniel tapfern Widerſtand leiſtete. Sie hielt ſich ſechs Monate. Als aber die Mongolen die Feſtung zur Uebergabe zwangen, nahm ſie Gift und fiel nur als Leiche den Siegern in die Hände.

Auch in der Geſchichte von Akbar's Sohne Selim, der als regierender Herr den Namen Jehangir annahm, ſpielen die Frauen eine bedeutende Rolle. Jehangir hatte ſich als Prinz gegen den Vater empört, der Vater ließ ihn endlich zu ſich entbieten. Der Prinz kam auch, allein erſt den

Frauen des Mahal, die sämmtlich für den Prinzen eine Fürbitte einlegten, gelang es, den erbitterten Vater vollständig zu versöhnen.

Jehangir hatte gleich zu Anfang seiner Regierung mit mancherlei Empörern und den Streitigkeiten der Großen seines Reiches zu kämpfen. So hatte Shir Afkan den Vicekönig von Bengalen getödtet. Der Sohn des Ermordeten ließ den Mörder enthaupten und seine Familie nach Agra senden. Moher Meja, dessen Gemahlin, wurde danach abgeführt. Als sie nach Bohor gekommen, trat ein Derwisch an sie heran und verkündigte ihr, sie werde beim Kaiser Gnade finden und in großer Pracht leben. Am Hofe angekommen, ward die Witwe nebst ihrer Tochter der Mutter des Kaisers, Rokkia Begum, vorgestellt, die sie zärtlich umarmte und gar bald so lieb gewann, daß sie kaum ohne ihre Gesellschaft leben konnte. Hier im Mahal machte auch der Kaiser die Bekanntschaft der schönen Witwe. Als diese nun am Neujahrsfest ihm ihre sechsjährige Tochter vorstellte, sagte der Kaiser mit freundlichem Antlitz: Von nun an will ich der Vater dieses Kindes sein. Moher Meja erwiderte, sie sei eine unglückliche Witwe und unwürdig, unter die Frauen der Majestät aufgenommen zu werden; sie begehre weiter nichts, als daß er sich ihrer Tochter erbarmen und etwas für sie thun möge. Jehangir war aber so verliebt in Moher Meja, die er bereits vor ihrer Verheirathung gekannt hatte, daß er von diesem Tage an sie alle Abende

beſuchte und bis zum Morgen bei ihr verweilte. Als vierzig Tage vorüber, befahl er einem Großen ſeines Palaſtes, bei dem Vater der Witwe um ihre Hand für den Kaiſer anzuhalten. Der Vater gab ſeine Einwilligung, und die Vermählung erfolgte an einem von den Aſtrologen als glücklich bezeichneten Tage. Die neue Kaiſerin erhielt aber den Namen Nurjehan Begum. Der Kaiſer liebte ſie außerordentlich und gab ihrem Vater ſowie ihren anderen Verwandten Ehrenſtellen. Nurjehan war eine überaus geiſtvolle Dame, wie auch die weiter oben mitgetheilten Geſchichten beweiſen. Nurjehan hatte fortwährend den größten Einfluß auf Jehangir's Handlungsweiſe, und ihr Name wird oft in den Jahrbüchern genannt. Sie begleitete den Kaiſer auf ſeinen Feldzügen gegen die aufrühreriſchen Großen, unter denen auch die Söhne des Kaiſers ſich befanden. Der Ehrgeiz, ihre Familie möglichſt hoch zu ſtellen, veranlaßte den übrigens ſchwachen Gemahl zu mancherlei Unregelmäßigkeiten, deren Folgen ihm die letzten zehn Lebensjahre ſehr verbitterten und mannichfaches Unglück über ihn brachten. Ihre Schönheit, ihr Geiz und die Gabe der Dichtung, die ihr eigen, brachten ihr die Herrſchaft über ihren Gemahl zu Wege. Nurjehan hatte von ihrem kaiſerlichen Gemahl keine Kinder. Ihre Tochter erſter Ehe vermählte ſie an Sultan Seriyar, den Sohn Jehangir's von einer Tänzerin. Sie bemühte ſich, dieſem ihrem Schwiegerſohne nach Jehangir's im Jahre 1627 erfolgten Tode die Nachfolge auf dem Throne zu ver-

ſchaffen. Sie ſchickte ihn nach Lahore voraus, um die Herrſchaft zu ergreifen. Vergebens aber verſuchte ſie, das Heer auf ihre Seite zu bringen. Die Fürſten riefen des Kaiſers älteſten Sohn herbei, und Nurjehan wurde verhaftet.

Schah Jehan ſtand unter dem Einfluſſe ſeiner Gemahlin Taje Mahal, die ihn namentlich fortwährend gegen die Portugieſen reizte, welche zwei ihrer Töchter bei ſich aufgenommen und zur chriſtlichen Religion bekehrt hatten. Nach ihrem Tode verlegte Schah Jehan die Reſidenz von Lahore nach Delhi, wo er ſich einen prächtigen Palaſt baute, in welchem er eine ſo große Anzahl Frauen verſammelte, wie noch keiner ſeiner Vorfahren gethan hatte. Ja er nahm den angeſehenſten Hofbeamten die Frauen weg und ließ ſie in ſein Mahal bringen, das fortan ſein weſentlicher Aufenthalt ward. Er kannte kein Maß in der Verſchwendung und beſchenkte ſeine Frauen und Liebhaberinnen mit den koſtbarſten Gegenſtänden, wie er denn auch ihre Zimmer mit unausſprechlicher Pracht ausſtattete. Für eine aus dem gemeinen Haufen genommene Tänzerin ließ er eine Galerie errichten, deren übermäßiger Reichthum die damaligen Reiſenden in Erſtaunen ſetzte. Schah Jehan hatte zwölf Kinder, von denen nur vier Söhne und zwei Töchter das reifere Alter erreichten. Den Söhnen gab er entfernte Statthalterſchaften, die Töchter behielt er im Palaſte. Die ältere Jehan Ara war ſchön, geiſtvoll und der Liebling des Vaters, der ſie daher ſtets reich beſchenkte. Sie hatte jedoch ſehr unregel-

mäßige Neigungen und trotz der ſtrengen Aufſicht mehrfache Liebhaber. Den einen derſelben, einen ſchönen Jüngling niederer Herkunft, mußte ſie verbrennen ſehen. Er war eben in ihrem Zimmer, als der Kaiſer plötzlich bei ihr eintrat. Sie verſteckte daher den unglücklichen Liebhaber in einen Keſſel, in welchem ſie zu baden pflegte. Der Kaiſer aber unterhielt ſich ganz freundlich mit ihr, tadelte jedoch ihren Anzug und befahl ihr, ein Bad zu nehmen und unter dem bewußten Keſſel ein Feuer anzuſchüren. Sein Befehl mußte erfüllt werden, und Jehan verließ nicht eher das Gemach, als bis er überzeugt war, der unglückliche Jüngling ſei verbrannt. Einen andern Liebhaber der Prinzeſſin, ihren Haushofmeiſter, aus edlem perſiſchen Geſchlechte, ließ der Kaiſer vergiften. Jehan Ara hatte große Anhänglichkeit an ihren älteſten Bruder Dara und dieſem verſprochen, ihm die Hand zu reichen, wenn er einſt den Thron beſteigen würde. Die andere Tochter des Kaiſers, Royſchan Ray, war minder ſchön und geiſtvoll, aber lebhaft und nicht minder Freundin verſtohlener Liebesabenteuer als ihre Schweſter. Sie war ihrem jüngeren Bruder Aurengzeb ſehr ergeben, und als nun dieſer ſich gleich ſeinen andern Brüdern gegen den Vater empörte und mit den Brüdern ebenfalls in Kampf kam, erwuchs durch die Parteinahme der Prinzeſſinnen im Innern des Mahal ein heftiger Unfriede. Aurengzeb überwand ſeine Brüder und nahm ſeinen Vater gefangen, nicht ohne Mitwirkung ſeiner Schweſter Royſchan Ray. Der

gefangene Kaiſer blieb in ſeinem eigenen Mahal, umgeben von ſeinen Frauen, bis an ſeinen Tod, während Aurengzeb — der alle ſeine Brüder hatte hinrichten laſſen — die Regierung führte.

Mit Aurengzeb erloſch der Glanz des Reiches des Großmoguls. Den erſten Anſtoß zur Zertrümmerung brachte Nadirſchah von Perſien, es folgten die Angriffe der Engländer, welche die Zerſplitterung deſſelben in kleinere Gebiete förderten und für ihre Zwecke ausbeuteten. An den Höfen dieſer Reiche wiederholte ſich das Schauſpiel, das wir in dem großen Mongolenreiche kennen lernten und das auch noch heute an den übrig gebliebenen, wenn auch in gemäßigter Pracht, wiederkehrt.

Aus der Mongolenzeit ſind noch mehrere prachtvolle Bauwerke erhalten, welche den Zweck haben, das Andenken verdienſtvoller Kaiſerinnen und Prinzeſſinnen zu bewahren. Vor allen iſt berühmt die Toſch Mahal am Ufer des Jamna bei Agra; eine Todtenhalle, die Jehangir ſeiner Gemahlin Mumtaz errichtete, die bei der Geburt einer Tochter ſtarb. Es iſt ein Achteck mit gewaltiger reichverzierter Kuppel, umgeben von Minarets und zahlreichen Vorhallen. Unter der Kuppel ruhen die Leichen Jehangir's und der Mumtaz in Marmorſärgen [15]).

Auch ſeiner älteren Tochter, der geiſtvollen Jehan Ara, wurde ein, wenn auch minder prachtvolles, Denkmal errichtet. Während ihre Schweſter Aurenzeb's ehrgeizige Pläne

unterſtützte, hielt ſie an ihrem Vater und tröſtete ihn in ſeiner Gefangenſchaft. Ihr Grabmal zu Agra iſt aus weißem Marmor erbaut, aber nicht mit einer Kuppel geſchloſſen, ſondern oben offen. Zu ihren Häupten befindet ſich eine kleine Marmortafel mit folgender perſiſchen Inſchrift in ſchwarzen Buchſtaben: „Niemand ſtreue etwas Anderes auf mein Grab als Erde und grünes Laub, denn dieſes ſchickt ſich am beſten auf den Todtenhügel einer Sterblichen, die ein Herz voll Demuth hatte.“ An der Seite ſteht: „Die vergängliche Fakirin Jehanara Begum, Tochter Schah Jehans und Schülerin des Heiligen von Tſchiſty, im Jahre der Hedſchra 1094.“

Auf den mohammedaniſchen Thronen finden wir keine ſelbſtſtändig regierenden Herrſcherinnen, wohl aber auf denen der einheimiſchen Dynaſtieen. So ſahen wir in neueſter Zeit die Witwe des Herrſchers der Sieks, des am 5. November 1840 verſtorbenen Khuruk Singh, Namens Tſchond Konwur, unterſtützt von einer Partei, den Thron beſteigen und, obſchon ſie ſich durch unwürdige Lebensweiſe um die Achtung des Volkes brachte, denſelben doch eine Zeit lang behaupten. Sie wurde am 30. November 1840 zur Königin ausgerufen, und der eigentliche Thronerbe war der Erſte, welcher ihr ein Huldigungsgeſchenk an Gold darbrachte. Indeſſen ließ der Bürgerkrieg nicht lange auf ſich warten. Am 10. Januar 1841 begann die Belagerung von Lahore durch Scheher Sing. Die Stadt ward bald genommen und Tſchond Konwur in Stücke gehauen[16]).

Wir wenden uns zu der Stelle, welche das weibliche Weſen in der Religion der Hinduvölker einnimmt. Wir bemerken zunächſt, daß in der älteren Buddhalehre das Weib weder in der Mythologie eine gewaltige, einflußreiche Stelle erhalten hat, noch auch ſonſt beſonders erwähnt wird. Deſto ſtärker iſt daſſelbe in der reichen Mythologie der Bramanenſekten vertreten, indem hier eine überaus große Anzahl von Göttinnen und Göttergemahlinnen und weiblichen Halbgottheiten erſcheint.

An der Spitze der bramaniſchen göttlichen Weſen ſteht die Trimurti oder die Vereinigung der drei höchſten göttlichen Weſen, Brama, Schiwa und Wiſchnu, bildlich als ein Leib mit drei Köpfen dargeſtellt. Ein jeder dieſer drei Obergötter hatte ſeine Gemahlin.

Ueber dieſen erſcheint Bhawani als Mutter des Brama, dann aber auch als ſeine Gattin, die Daſeingebende. Sie hat mancherlei andere Namen, wie Sakti, die Kraft, Parameswari, die Allerhöchſte, Iſi oder Iſani, die Frau, das weibliche Princip in der Natur, Aadikumarie, die erſte Jungfrau, Karthayani, die Schöne. Sie genießt eine außerordentliche Verehrung. Ihr ſind zahlreiche Tempel gewidmet und die Milchkühe geweiht. Sie wird dargeſtellt als Göttermutter, als die von den Göttern verehrte Herrſcherin.

Nun hat aber Brama noch eine Gattin, Brami, deren anderweite Namen Saraſa, Harmonie, Wati, Herrin

Bharati, Göttin der Geſchichte, Bhaſa, Wohlredenheit, Gui, Ausdruck, ſind.

Wiſchnu, der Gott der Erhaltung, auch die See, hat zwei Gattinnen Sri, die Glückſeligkeit, und Padma, den Lotus, auch Lakſchmi genannt, die als Göttin der Schönheit gilt und deren Name die Schöne bedeutet.

Schiwa, das Feuer, hatte gleichermaßen zwei Gemahlinnen, Schakti und Ganga.

Neben dieſer Obergottheit kommen noch mehrere Götter vor, die auf dem Berge Meru wohnen, Gemahlinnen, Paläſte und Diener haben und von einer endloſen Anzahl von niederen göttlichen Weſen umgeben ſind.

Unter ihnen ſteht obenan der König der Götter Indra, der Herr des hellen Tages, des Lichtes, des Aethers. Er iſt umgeben von einem zahlreichen Hofſtaate, Genien, Gehülfen und dienenden Perſonen beiderlei Geſchlechts. Seine Gemahlin iſt Satſchy, ſeine Tochter Dewawi. Nächſt ihm ſteht Jama, der Gott der Nacht, der Strafe und des Todes, der Gemahl von zehn Töchtern des Altvaters Daſchka. Dann kommen Surya, der Sonnengott, und Soma oder Tſchiandra, der Mondgott, der 27 Töchter des Altvaters Daſchka zu Gemahlinnen hat, deren jede im Beſitz einer eigenen Wohnung im Monde iſt. Als beſondere weibliche Gottheiten finden wir Kuhu, die Göttin des Neumondtages, Anumati, eine Taggöttin, Dyava, die Göttin der Luft, Prithivi, die Göttin der Erde, Sri, die Göttin des Ueberfluſſes, Bhadrakali, die Göttin der Gnade, Sara-

ſwati, die Göttin der Sprache. Den Göttern vermählt waren die fünfzig Töchter des Altvaters und Erdordners Doſchka, der keine Söhne beſaß. Zwölf von den Gemahlinnen Soma's haben den Monaten ihre Namen gegeben.

Als weibliche Gottheiten werden ferner genannt Nirudi, Brama's Tochter, die im Südweſten der Welt herrſchte; ſie heißt auch Savitri und iſt eine der Perſonificationen der Sonne.

Die Gattin des Gottes der Liebe, des Kandarpa oder Kama, iſt Rati, die Genußſpendende; ſie reitet mit ihrem mit Pfeil und blumenumwundenem Bogen bewaffneten Gemahl auf einem Papagei.

Die Sonne, der Mond und die Planeten ſind männlich in den Mythen der Hindus. Brama iſt eins mit der Sonne, allein andere Sagen ſtellen Sonne und Mond als Ehepaar dar und bezeichnen bald Mond, bald Sonne als Mann oder als Frau. Der männlichen Sonnengottheit mythiſcher Name iſt Surya, auch Tapana, der Entzünder, ſeine Gattin aber iſt dann Prabha, Glanz oder Schein, deren Kind der Planet Saturn. Ebenſo kommt die Mondgottheit männlich und weiblich vor. Tſchandra, der Mondgott, ging einſt mit ſeiner Lieblingsgattin Rohini in den Wald von Gauri, den Shiwa mit einem Fluch belegt hatte, in Folge deſſen jeder in denſelben tretende Mann in ein Weib verwandelt ward. Auch Tſchandra wurde ſofort in ein Weib Tſchandri verwandelt und verbarg ſich nun vor

Scham hinter dem ſüdlichen Gebirge. Hier beſuchte ihn die Sonne und erzeugte mit ihm ein zahlreiches Volk, die Pulindos, die Sonnen- und Mondkinder, bis Siwa endlich den Mond erlöſte.

Die Erde, Prithivi, iſt eine weibliche Gottheit, die Ernährerin der Götter und der Menſchen; ſie erſcheint als milchgebende Kuh. Sie kommt oft in den Sagen vor. Die Berge bezeichnet die indiſche Mythe als männliche Weſen, eben ſo die Wolken; die Flüſſe aber ſind weiblich, wie ſie in der Megaduta erſcheinen.

Unter den zahlloſen Halbgottheiten erſcheinen die Apſaras als weibliche Genien, die den Himmel Indra's bewohnen und deren Gatten die Gandharwas ſind, welche den Verkehr der Menſchen mit den Göttern vermitteln. In der Sakontala, wie in der Megaduta und andern Gedichten kommen ſie häufig vor. In Indra's Himmel ſtehen ſie unter einem beſonderen König Tſchitraſena, und ihr vornehmſtes Geſchäft iſt Spiel und Tanz. Sie werden auch als Götterboten an die Menſchen geſendet. Sie erſcheinen dann in jener Schönheit, die uns auch in den plaſtiſchen Werken der Hindunation entgegentritt. Die Apſara Urwaſi, die Indra zu Ardſchuna ſendet, ſchildert der Dichter in folgenden Worten:

Als am Himmel der Mond glänzte, friſche Kühlung der Abend bot, verließ ihr Gemach die Starkhüftige, ging zu Ardſchuna's Palaſte hin. Ihr langes Haar, bekränzt reichlich mit Blumen und gelockt ſchön, wogt auf den Schultern; ſo ging ſie tändelnd dahin, die Strahlende.

Durch des leuchtenden Blickes Anmuth, durch Glanz und holde Lieblichkeit
herausfordernd den Mond gleichsam zum Kampf mit des Gesichtes Mond.
Ihre Brüste, wie zwei Blumen frisch entfaltet in vollem Reiz,
bewegten sich im Gang schwellend, Knospen tragend vom schönsten Roth.
Bei jedem Schritt niedergebeugt war sie ob des schwellenden Busens Last.
Ein Gürtel bunter Pracht zierte ihre Mitte gar wonniglich.
Ihre Hüften, wie zwei Hügel strotzten in runder Fülle sie,
Anangas weißer Sitz gleichsam mit leichter Hülle schön geziert,
jenen himmlischen Hochweisen zur Herzensqual gebildet selbst.
Ein licht Gewand verbarg minder als es zeigte den schönsten Reiz.

In den Sagen der Hindugöttheiten spielen die Frauen dieselbe untergeordnete Rolle, welche ihnen in Manu's Gesetzbuch angewiesen ist. Das Weib kann selbstständig weder Opfer darbringen, noch durch eigenes Verdienst den Himmel erlangen. Wohl aber ist Letzteres möglich, wenn sie dem Manne mit Aufopferung dient[17]).

In den Tempeln erscheint das Weib auch nur in diesem Sinne, und zwar zur Verherrlichung des Cultus durch den Tanz.

Die Mädchen, welche sich dem Berufe der Tänzerinnen widmen, werden in frühester Jugend von den Eltern dazu bestimmt. Diese gehören immer den geringeren Kasten an, die es für eine Ehre ansehen, wenn ihre Töchter würdig befunden werden, in den Tempeln vor den Bildern der Götter oder bei den Processionen zu Ehren derselben zu tanzen und ihnen zu

dienen. Sie bleiben für ihre ganze Lebenszeit im Tempel, wenn ſie nicht von ſelbſt wieder austreten, um in Privathäuſer zu gehen und hier gegen Bezahlung die Gäſte zu unterhalten. Die Tempeldienerinnen ſind durchweg Hindus, werden von den Tempeln erhalten und gekleidet und leben blos für dieſelben. Sie ſtellen Scenen der epiſchen Gedichte dar, die ſie, begleitet von der Flöte und Trommel, plaſtiſch ausführen, wobei namentlich die Genauigkeit in der gleichzeitigen Ausführung der vorgeſchriebenen Bewegungen wahrhaft bewundernswürdig iſt[18]).

Dieſer Tanz iſt aber namentlich das einzige Kunſtgebiet, auf welches die Frauen Indiens beſchränkt ſind. Außer den Tempeltänzerinnen finden ſich durch ganz Indien auch jene profanen Tänzerinnen, welche die Europäer mit dem portugieſiſchen Namen Bajaderen bezeichnen. Auch dieſe Mädchen, unter denen jedoch viele Mohammedanerinnen und Mitglieder der niedrigſten Kaſten ſind, werden ſchon in früher Jugend ihrem Berufe übergeben. Viele derſelben ſind Kinder von Tänzerinnen oder angekauft von den Eltern oder auch geraubt. Sie werden in früheſter Jugend zu ihrem Berufe angehalten und unterrichtet, und zwar ſtets weit entfernt von ihrer Heimath[19]).

Die Perſon, welche die Tänzerinnen hält, ſorgt für deren Bekleidung und Nahrung, die zu Zeiten, ſelbſt an den Höfen der Fürſten, ziemlich dürftig ausfällt. Schöne Tänzerinnen ſammeln indeſſen oft auch Reichthümer, und es

giebt deren, die namhafte Schätze an Gold und Juwelen an ſich tragen. Die Tracht dieſer Tänzerinnen iſt ſehr reich. Kopf, Hals, Ohren, Naſe, Arm- und Fußknöchel, ja Finger und Zehen ſind mit Ringen und Geſchmeide bedeckt. Das lange ſchwarze Haar hängt in langen Flechten herab. Nacken und Bruſt ſind mit einem Shawl vom feinſten Gewebe umſchlungen, der bei den Tänzen gar mannichfach angewendet wird. Zuweilen treten ſie in Begleitung eines mittanzenden Mannes auf. Die ſchönſten Bajaderen liefert Benares; ſie ziehen, ſtolz auf ihren Geburtsort, bis in die entfernteſten Gegenden Indiens. Ihr Leben fließt in Putz, Tändelei und Tanz hin und iſt, ſo lange ihre Schönheit blüht, durch flüchtige Reize geſchmückt. Im Volke ſind ſie ſehr beliebt, und von den Prieſtern werden ſie beſchützt. Wenn ſie auf einem von ſchönen Stieren gezogenen Wagen in reicher, bunter Tracht durch die Straßen ziehen, freut ſich das Volk des Anblicks dieſer Schönen, die ſich mit ſeltener Grazie und Anmuth gruppirt haben und auf ſehr verführeriſche Weiſe die ſo zarten als vollen Formen ihres Körpers durch die feinen Gewänder ſchimmern laſſen. Dazu ertönt ein melancholiſch eintöniger Geſang, der von einem Tambourin und einer kleinen Pauke begleitet iſt.

Die Bajaderen von Delhi tragen kleine weiße Jäckchen, die am Buſen offen ſind und vorn über die Hüften herniederhängen, ſeidene, meiſt rothe, weite Beinkleider, welche

die mit Ringen und Glöckchen verzierten Fußknöchel faſt verdecken, um den Leib an ſilberner Schnur mit Quaſte ein rothes Röckchen und um den Kopf einen weiten ſcharlachnen oder grünen, reich mit Gold oder Silber geſtickten Schleier, der bis an den Boden reicht. Mit dem Schleier bedecken ſie bald das Geſicht, indem ſie den Kopf mit ſchmachtender Miene auf die Seite neigen, bald ziehen ſie die Hülle mit ſchelmiſcher Miene wieder zurück und blicken mit ihren ſchwarzen funkelnden Augen auf den Fremden. Nachdem ſie eine kleine Strecke, Arme und Füße zierlich bewegend, vorwärts geſchritten ſind, laſſen ſie ſich plötzlich ſinken und machen eine ſchöne Pirouette. Ihre loſen Röcke, die ſie mit einem Ruck ſchnell aus den Falten ziehen und die durch das Gewicht ihres Beſatzes niedergehalten werden, umgeben ſie dann wie ein Ring. Sie ſchwingen die Arme in ſchönſter Rundbewegung, verſtecken das Antlitz hinter dem Schleier, erheben ſich dann und werfen den Nacken empor, als wären ſie der Eroberung aller Herzen ſicher. Oberhalb der Ellbogen und an den Handgelenken tragen ſie Armringe und um den Nacken Goldketten und Gehänge. Eine goldene, mit Perlen beſetzte Agraffe iſt an eine Haarlocke befeſtigt, die über die Stirn bis an die Augenbrauen niederfällt, und zwiſchen dieſer iſt ein kleines mit Gold verziertes Stück Schmelz eingeſetzt. Eben ſo reich ſind Naſe, Ohren und Finger geſchmückt, und die Nägel der Hände und Füße ſind mit Henneh roth gefärbt.

Dieſe Tänzerinnen ziehen fortwährend von Ort zu Ort, gehen in die Privathäuſer und führen vor mehr oder minder zahlreichen Geſellſchaften ihre Tänze, Pantomimen, ja kleine Dramen auf. Sie verletzen allerdings öfter das Schicklichkeitsgefühl europäiſcher Zuſchauer.

Das Loos dieſer Bajaderen iſt im Alter oftmals das der bittern Armuth und des Mangels, wenn ſie nicht in der Zeit ihrer Blüthe eine Freiſtätte in einem fürſtlichen Mahal finden [20]).

Die Frauen von China.

Fanden wir die Frauen Indiens in einer vom Geſetz angeordneten niederen Stellung, die jedoch durch die Sitte gemildert wird, ſo iſt dies in China faſt umgekehrt der Fall. Hier ſcheidet die Sitte die Frauen faſt vollſtändig von jedem Antheil am öffentlichen Leben ab, während das Geſetz, ihren vollen Werth erkennend, ihre Stellung mit reicheren Ehren umgiebt, als dies irgendwo in der Welt geſchehen iſt und noch jetzt geſchieht.

Kong Tſeu oder, wie er gemeiniglich in weſteuropäiſchen Büchern genannt wird, Confucius, der weiſe Ordner der Grundſätze, nach denen noch heute das Reich der Mitte mit ſeinen 380 Millionen Einwohnern regiert wird, ſprach es mehrmals aus, daß alle Unordnungen und Störungen in der Geſellſchaft und im Staate von dem unbeſchränkten

und freien gegenseitigen Verkehr des weiblichen und männlichen Geschlechts herkommen. Er berief sich dabei auf die Anordnungen der alten Kaiser und die Erfahrungen, welche die Geschichte des Reiches darbietet. „Kein Mann darf in das Gemach einer Frau treten, welche nicht die Seinige ist," so verordneten schon die ältesten Gesetze des Reiches, die Confucius als Ausflüsse himmlischer Weisheit bezeichnete, die er auf's Neue zur Geltung brachte und die bis auf den heutigen Tage wirksam sind.

Dabei ist bemerkenswerth, daß die chinesischen Gesetze wie die chinesischen Sprüchwörter niemals so harte Aeußerungen gegen die Frauen im Allgemeinen sich erlauben, wie die indischen, obschon sie den Mann stets unbedingt über die Frau stellen.

Die chinesischen Sprüchwörter heben vielmehr die liebenswürdigen Seiten des weiblichen Geschlechts sehr hervor, auch da, wo sie seine Schwächen andeuten. Ich führe deshalb einige dieser Sprüchwörter an[21]).

Man verlangt vier Dinge von einer Frau, nämlich: daß die Tugend in ihrem Herzen wohne, daß die Bescheidenheit auf ihrer Stirn glänze, daß die Milde von ihren Lippen rinne, und daß die Arbeit ihre Hände beschäftige. — Eine Frau, die nicht stumm, vermag immer sich zu rächen. — Die ersten Entschlüsse der Frauen sind die weisesten, die letzten die gefährlichsten. — Die Tugenden der Frauen sind immer unbewußter, dem Herzen nahe und liebenswürdiger. —

Das beſte Lob für eine Frau iſt, wenn Niemand von ihr ſpricht. — Der Mann muß ſeine Frau hören, ihr aber nicht glauben. — Wer ſeiner Frau glaubt, betrügt ſich; wer ihr nicht glaubt, iſt betrogen. — Keine Frau verliert den Geſchmack am Beſuche, ſo lange ſie Schmuck und Kleider hat. — Könnten die Frauen vor ihren Töchtern ſchweigen, ſo würden andere ſelten über ſie ſprechen können. — Stillſchweigen und Erröthen iſt die Beredtſamkeit der Frauen, die Schaam aber iſt ihr Muth. — Frauen und Narren verzeihen niemals. — Der Frauen Geiſt iſt von Queckſilber, ihr Herz von Wachs. — Warum ſollen die Frauen nicht leſen lernen? weil es ſchlechte Bücher giebt. — Eine Frau lobt nie ohne zu ſchmähen. — Die Fallſtricke der Frauen und Narren ſind am ſchwerſten zu vermeiden. — Eine Frau iſt nie beredtſamer, als wenn ſie ihren Mann lobt und über ihre Schwiegermutter klagt. — Die Zunge der Frauen iſt ihr Degen, den ſie niemals roſtig werden laſſen. — Pulver, in die Luft geſtellt, fängt Feuer oder wird in die Luft zerſtreut; ſo iſt's auch mit den Frauen. — Nachdenken heilt die Männer von ihren Leidenſchaften, es ſchärft aber die der Frauen und macht ſie unheilbar. — Die Frauen betrüben ſich wie Kinder und tröſten ſich wie Greiſe. — Die Mutter iſt am meiſten glücklich mit den Töchtern, die nur Knaben hat. — Die Frauen lügen niemals feiner, als wenn ſie Denen die Wahrheit ſagen, welchen ſie nicht glauben. — Häßlichkeit nimmt einer jungen Frau alle Fehler der Schönen

und giebt ihr die Tugenden und guten Eigenſchaften, die jene niemals haben. — Eine Frau, die ſich über ihre Schwiegermutter luſtig macht, thut ihrem Manne großes Unrecht. — Eine Frau, die ſich Schminke kauft, will ſie auch wieder verwerthen. — Wenn eine Frau ſtolz, falſch, eiferſüchtig und mißtrauiſch iſt, ſo fehlt es ihr an Gedächtniß, Vorſicht, Verſtand und Urtheil. — Es iſt beſſer, weun eine Frau mit ihrem Geſicht einem einzigen Manne, als wenn ſie Tauſenden durch ihre Schminke gefällt. — Eine Frau hat noch nie eine Sache durch ihr Stillſchweigen verdorben. — Die neugierigſten Frauen ſchlagen gern ihre Augen nieder, wenn ſie bemerkt ſein wollen. — Es iſt beſſer, hundert Frauen zu heirathen, als zwei. — Wo Männer beiſammen ſind, hören ſie einander, wo Frauen und Mädchen, ſehen ſie ſich einander an. — Je ſchöner und geſchmückter eine Frau, deſto mehr verliert ſie, wenn ſie nicht beſcheiden iſt. — Nur wenige Frauen verlieren das nicht an Tugend, was ſie an Ruhm gewinnen. — Wenn eine Frau über eine Beleidigung lacht, ſo hat ſie entweder alle Scham verloren oder ſie iſt ihrer Rache ſicher. — Die Natur hat die Frauen den Männern untergeben, allein die Natur kennt keine Sclaven. — Das ſchüchternſte Mädchen hat Muth zum Schimpfen. — Ein Mädchen, das ſich das Leben nimmt, fürchtet, Leben zu geben. — Selbſt die Kaiſerstochter iſt Frau ihres Mannes; je mehr ſie ſich auf ihre Geburt einbildet und dieſe geltend zu machen ſucht, deſto gemeiner und verächtlicher iſt

ſie. — Mädchen, die ſich erſäufen, haben gute Gründe dazu; aber Vater und Mutter haben nur um ſo mehr Schaden davon. — Ein Diamant ohne Flecken wird ſtets gut gefaßt; ſo iſt's auch mit Mädchen, die immer edelgeboren und reich ſind, wenn ſie keuſch, beſcheiden und tugendhaft ſind. — Ein Mädchen empfängt, eine Witwe nimmt einen Gemahl. — Ein Mädchen, das vergeſſen worden, hat ſeine Ahnen, ſeinen Namen, ſeine Schönheit, ſeine Jugend, ſeine Güter hoffnungslos verloren. — Wenn Mädchen wiſſen, wie es auf der Gaſſe geht, ſo mögen die Männer nicht wiſſen, wie es in ihrem Hauſe ausſieht. — Ein Mädchen, das über zu viele Sachen erröthet, hat deren viele kennen gelernt.

Die Anſichten der Chineſen über die Frauen und deren Stellung in der Geſellſchaft lernen wir noch genauer aus einer Abhandlung kennen, welche die durch ihre Schriften berühmte Pan-hoei-pan, Gemahlin des Tſao-ſche-ſchu, zur Verfaſſerin hat[22]).

Wir Frauen, ſagt Pan-hoei-pan, nehmen die letzte Stelle im menſchlichen Geſchlecht ein; wir ſind der ſchwache Theil derſelben; die niedrigſten Verrichtungen ſollen ſein und ſind auch unſer Loos. Das iſt eine Wahrheit, von welcher wir durchdrungen ſein müſſen, weil ſie auf unſere ganze Handlungsweiſe Einfluß üben ſoll und die Quelle unſeres Glückes wird, wenn wir folgerecht handeln. Wir dürfen nicht warten, bis uns eine traurige Erfahrung mit Gewalt

belehrt, was wir eigentlich ſind. Wenn in alter Zeit ein Mädchen auf die Welt kam, ſo bekümmerte man ſich drei Tage lang gar nicht um daſſelbe. Man ließ es auf der Erde auf ein paar alten Lumpen beim Bette ſeiner Mutter liegen, und das Familienleben hatte ſeinen Fortgang, als wäre gar nichts vorgefallen oder die Familie um kein Mitglied vermehrt worden. Am dritten Tage nahmen die Eltern Notiz davon, daß ſie ein Kind mehr hatten. Man beſuchte die Wöchnerin, wandte dem kleinen Weſen einige Sorgfalt zu und begab ſich in den Saal der Vorfahren. Der Vater nahm ſeine Tochter auf die Arme, und Die, welche bei ihm waren, trugen ein paar Ziegelſteine, und ſo blieben ſie einige Zeit in ſtiller Verehrung der Ahnen.

Das Stillſchweigen, fährt Pan-hoei-pan fort, womit ein neugeborenes Mädchen in der Welt aufgenommen wird, die laute Freude bei der Geburt eines Knaben, die Verachtung, die man dem erſtern beweiſt, deuten genugſam an, für wie viel geringer man ſie anſah. Ihr Lager auf den Lumpen am Boden zeigt an, daß ſie den niedrigſten Platz im Vaterhauſe einnehmen muß und daß ſie nur Nichtachtung im Leben zu erwarten hat, wenn ſie nicht durch ſchöne Eigenſchaften und beſtändige Uebung der ihrem Geſchlecht eigenen Tugenden ſich Achtung zu erwerben verſteht. Ein Mädchen iſt nicht auf der Erde, um immer Mädchen zu bleiben; das Mädchen iſt zur Gattin in einer fremden Familie beſtimmt, und in dieſem neuen Stande hat es auch

neue Pflichten zu üben, die nicht ſowohl darin beſtehen, jeden Wunſch zu erfüllen, als vielmehr demſelben zuvorzukommen. Weiſe Männer ſcheinen zufrieden, wenn ihre Frauen gelehrig und unterwürfig ſind, ſich nicht in Dinge miſchen, die ihrer Wirthſchaft fremd ſind, Ehrerbietung zeigen und ſich nie eiferſüchtig betragen, auch ihre eigenen Kinder den übrigen Kindern des Hauſes nicht vorziehen.

Ich begreife ſehr wohl, ſagt Pan-hoei-pan, wie der Mann, der ſich im Schooße der Familie nur aufhält, um ſich von ſeinen Geſchäften zu erholen, mit ſeinen Frauen zufrieden ſein kann, wenn er im Ganzen die ihnen eigenthümlichen Eigenſchaften an ihnen findet; aber ich begreife nicht, wie Frauen ohne dieſe Eigenſchaften mit ſich ſelbſt zufrieden ſein können.

Pan-hoei-pan ermahnt ſodann die Frauen zur größten Ehrfurcht gegen ihre Männer und zu unausgeſetzter Aufmerkſamkeit auf ihr eigenes Betragen. Sie unterſucht die Eigenſchaften, die eine Frau haben ſoll und welche ſie vorzugsweiſe liebenswürdig machen. Es ſind die Tugend, die Reden, die Geſtalt und die Handlungen. Die Tugend einer Frau ſoll feſt und beſtändig und über den leiſeſten Verdacht erhaben ſein. Die Frau ſoll niemals zornig, roh, verdroſſen, kindiſch oder kleinlich erſcheinen. Ihre Worte ſollen immer anſtändig, ſanft, abgemeſſen und zweckmäßig ſein. Die Frau ſoll nicht ſchweigſam, noch weniger aber ſchwatzhaft ſein. Gemeine und niedrige Reden ſoll ſie nie führen, aber auch

nicht geziert ſprechen oder gelahrt thun. Die Eitelkeit iſt die Schwäche, welche beide Geſchlechter am meiſten mit einander gemein haben. Eine Eitelkeit, welche die unſrige verwundet, verletzt uns am meiſten. Sie offenbart ſich durch Geſchwätz, und eine Frau thut ſehr wohl, wenn ſie ſo wenig als möglich ſpricht. Die Schönheit, welche eine Frau ſo liebenswürdig macht, kann ſie ſich allerdings nicht ſelbſt geben. Allein eine Frau iſt immer ſchön in den Augen ihres Mannes, wenn ihr Blick und ihre Stimme ſtets ſanft ſind, wenn ſie in ihrer Perſon wie in ihrer Kleidung ſich reinlich hält, ihren Putz geſchmackvoll auswählt und in Worten und Betragen beſcheiden erſcheint. Was ihre Handlungen betrifft, ſo ſoll die Frau vor Allem ihre Geſchäfte zur gehörigen Zeit, ohne Haſt, mit Fleiß und Ruhe, mit Anmuth und ohne Ziererei verrichten. Zum Schluſſe ihrer Schrift empfiehlt Pan-hoei-pan ihren Mitſchweſtern Liebe und Gehorſam gegen ihre Männer und Verträglichkeit mit den Verwandten deſſelben.

Die Frauen erſcheinen im chineſiſchen Reiche nur dann öffentlich, wenn unabweisbare Geſchäfte ſie dazu nöthigen; nur die Weiber der Schiffer, der Laſtträger, der Handarbeiter, der Landleute kommen öfter auf die Straße, und zwar nur als Gehülfinnen der Männer. Die übrigen Frauen und deren Töchter ſind auf das Innere des Hauſes beſchränkt, das freilich mit jedem möglichen Comfort ausgeſchmückt iſt. Die der Straße zugewendete Seite des Hauſes iſt ohne Fen-

ſter und nur mit einer, ſtets verſchloſſenen Thür verſehen. Die Fenſter münden auf Höfe, offene Salons, Gärten von größerem oder minderem Umfang, in denen Springbrunnen, künſtliche Felſen, Ziergeräthe, Vaſen mit Goldfiſchen, Vogelkäfige und andere zur Unterhaltung dienende Gegenſtände in geſchmackvoller Anordnung angebracht ſind. Hier lebt die Mutter mit ihren Kindern in ſteter Beſchäftigung, wohl zuweilen von Verwandten und Freunden Beſuche empfangend, die durch Saitenſpiel, Lectüre und andere Unterhaltungen gewürzt werden. Beſuche ſtattet die chineſiſche Frau höheren Standes niemals zu Fuß ab; ſie bedient ſich dazu entweder der Sänften oder der Wagen oder auch eleganter Gondeln.

Die Erziehung der Mädchen beſchränkt ſich in den niedern Ständen auf die Mittheilung der einfachen Sittenlehren, welche die Grundlage des geſammten Familien- und Staatslebens des Reichs der Mitte bilden. Dieſe Lehren von der Ehrfurcht vor der Gottheit, der Obrigkeit, den Vorfahren, den Eltern und allen älteren Verwandten, von der Liebe und Förderung der jüngeren Geſchwiſter und Mitmenſchen, von der Pflicht des Wohlwollens, der Duldung und der thätigen Beihülfe, der Redlichkeit in Werk und Reden erwecken die Gefühle, welche die Vorſehung in der Bruſt eines jeden menſchlichen Weſens mit demſelben geboren werden läßt. Sie durchdringen, frühzeitig erweckt, die ganze Nation. Nächſtdem unterrichten die Mütter ihre

Töchter in Allem, was ſie als künftige Hausfrauen zu wiſſen und zu üben haben.

Mädchen höherer Stände werden auch im Leſen und Schreiben und in der Handhabung der Sprache unterrichtet. Wir erſehen aus den chineſiſchen Romanen, daß die jungen Damen nicht blos Briefe ſchreiben, ſondern auch Gedichte verfaſſen und nach den Regeln der Schönſchreibekunſt aufzeichnen. Nächſtdem ſpielen ſie die Laute und andere muſikaliſche Inſtrumente, ſticken und liefern feine Flechtereien und Gewebe, verweilen aber ſtets im Hauſe der Eltern und verkehren nur mit ihren Verwandten und Dienerinnen in den Sälen, Hallen, Gärten und Parks des Vaterhauſes. Das weibliche Geſchlecht wohnt in China niemals dem öffentlichen Gottesdienſte bei, ſowie daſſelbe in jeder Hinſicht vom öffentlichen Leben entfernt iſt. Geſellſchaften, an denen in europäiſcher Weiſe Männer und Frauen theilnehmen, ſind ebenfalls in China nicht üblich, ſo daß der Verkehr zwiſchen jungen Leuten faſt unmöglich gemacht iſt.

Dennoch aber finden wir, daß in Folge zufälliger Begegnungen ſich zwiſchen jungen Leuten Liebesverhältniſſe anknüpfen, bei denen die Dienerſchaft des Hauſes eine vermittelnde Rolle ſpielt.

Die chineſiſchen Romane bieten eine Menge ſolcher Geſchichten dar, in denen junge Leute ſich kennen lernen, in heftiger Liebe zu einander entbrennen, ſich ſehen, ſprechen, ſchrei-

ben, verloben und mit der rührendſten Treue ausharren, bis ſie das Herz der Eltern erweicht und ihre Verheirathung erlangt haben. Denn unter den Chineſen iſt die Ehe das Ziel aller Wünſche, und ſie denken nie daran, ohne Einwilligung der Eltern die Ehe zu vollziehen.

In einem chineſiſchen Romane heißt es: „Die jungen Leute ſind verliebt von Natur, und ſobald ſie eine ſchöne Dame ſehen, ſind ihre Sinne auf dieſelbe gerichtet: wohlerzogene Mädchen ſind aber kalt wie Eis. Seit den älteſten Zeiten hat es Liebende gegeben, welche mit Feſtigkeit ihres Herzens Wünſche verfolgten; nur wolle man auch feſten Herzens und mit Geduld die vollkommene Vereinigung erwarten. Denn ſelbſt Berge und Flüſſe, die doch keine Liebe fühlen, werden endlich vereinigt, und wer mit Innigkeit liebt, denkt nie daran, daß er jemals vergeſſen werden könne. Wohl kann man wünſchen, daß ſich die Liebe mit der Zeit verdoppele, aber man hüte ſich ja, daß ſie nicht auf halbem Wege aufhöre und zu Grunde gehe.“

Die Macht der Leidenſchaft, die wechſelnden Gefühle der Sehnſucht, des Vertrauens und Verzagens, der Eiferſucht und der Hoffnung werden in den chineſiſchen Romanen mit inniger Gluth dargeſtellt, der Mond und die Sterne, die Bäche und die Blumen zu Vertrauten gemacht. Allein auch in der heftigſten Leidenſchaft vergeſſen die Liebenden doch nie ihre Eltern und tragen mit Geduld die Leiden, welche die Liebe ihnen ſchafft. So ruft die edle Jooſten,

als ſie daran gedacht, ihre Leiden durch den Tod zu enden: Ich bin ja die einzige Tochter meiner Eltern, wer würde ihnen, wenn ich ſtürbe, nach ihrem Tode Weihrauch anzünden? So will ich denn mein trauriges Geſchick tragen und meinen Eltern bis an ihr Ende in Ehrfurcht dienen[23]).

Sind endlich alle Hinderniſſe von Seiten der Liebenden beſiegt, dann beginnt die regelmäßige Werbung, und es erfolgt darauf die Trauung.

Die Ehe iſt, ſagen die Chineſen, das wichtigſte aller menſchlichen Bündniſſe, die Grundlage der guten Sitten. Alle Heirathen ſind durch den Himmel geſchloſſen. Im Schiking heißt es:

Pfirſichblüth' und Aprikoſenblüthe,
wie ſie roth und weiß beiſammen ſtehn,
alſo iſt die Schön' und Güte
des vermählten Paars zu ſehn.
Ein hoher Baum auf Nan, dem Berge, ſteht,
um den ſich eine Blumenranke windet;
wie lieblich ſich's füget, wie ſchön ſich's ergeht,
wo Schönes mit Edlem ſich findet und bindet.
Ein hoher Baum auf Nan, dem Berge, ragt,
um den ſich eine junge Ranke ſchlingt;
wie hold es ergötzet, wie ſchön es behagt,
wo Hoheit zu feſſeln der Anmuth gelingt.
Ein hoher Baum auf Nan, dem Berge, ſprießt,
um den ſich eine zarte Winde ſchmiegt;
o Seligkeit, die ihr Verbundenen genießt,
von ſchmeichelnden Wolken des Glückes gewiegt.

Wie alle Verhältniſſe und Vorkommniſſe des öffent-

lichen wie des Privatlebens im chineſiſchen Reiche wohl geordnet und mit der Sitte des Volkes in Einklang gebracht ſind, ſo ſind auch genaue geſetzliche Beſtimmungen in Betreff der Ehen vorhanden.

Wenn eine Ehe geſchloſſen werden ſoll, ſagt das Geſetzbuch[24]), ſo muß ſie in feierlicher Weiſe durch die Familien, welche dabei betheiligt ſind, gebilligt werden, mögen die zu verbindenden Perſonen minderjährig oder mündig, krank oder ſchwach, eigene Kinder oder angenommene ſein. Wenn ſich eine der betheiligten Familien der Verbindung widerſetzt, ſo kann die Ehe nicht ſtattfinden; ſtimmen aber beide überein, ſo haben ſie ſich mit den Perſonen zu verſtändigen, welche dieſe Heirath eingeleitet haben, um den Werth der Hochzeitsgeſchenke feſtzuſetzen und über die Artikel des Heirathsvertrags ſich zu vereinigen. Nachdem nun die Braut regelmäßig verlobt worden iſt, indem ſie die Artikel des Vertrags genehmigt, mit ihrem künftigen Gatten ſich beſprochen und die Zuſtimmung der Familie erhalten hat, muß der Vertrag unterzeichnet werden. Weigert ſich aber ein Theil, denſelben zu erfüllen, ſo wird dasjenige Familienglied, welches die Macht gehabt hätte, dieſe Weigerung zu veranlaſſen, mit fünfzig Hieben beſtraft und die Heirath dennoch dem Vertrage gemäß vollzogen. Im Falle, daß der Vertrag nicht unterzeichnet worden, genügt die Annahme der Hochzeitsgeſchenke zur Bezeugung der Einwilligung der contrahirenden Parteien. Wenn

zwiſchen Verlobung und Heirath die Familie die Hand der Braut einem Andern verſpricht, ſo bekommt die Perſon der Familie, in deren Gewalt dieſes Verfahren ſteht, 70 Hiebe. Gleiche Strafe erhält der Mann, der dieſes Verſprechen annimmt, obſchon er weiß, daß die Braut früher bereits verſprochen war. In dieſer Weiſe geht das Geſetz alle möglichen Störungen einer eingeleiteten Heirath durch und beſtimmt die dafür eintretenden Strafen. Verlöbniſſe hinter dem Rücken der Eltern, Entführung der Braut vor der beſtimmten Zeit, Ausflüchte, Hintergehungen, falſche Verſprechungen werden verhältnißmäßig beſtraft. Die Verwandtſchaftsgrade der Brautleute ſind genau beſtimmt, Geſchwiſterkinder dürfen keine Ehe mit einander eingehen, Beamte dürfen keine Mädchen einer Familie heirathen, die unter ihrem Befehle oder ihrer Gerichtsbarkeit ſteht. Sehr hart wird Der beſtraft, der eine freie Frau zwingt, ihn zu heirathen, und der dazu den Einfluß benutzt, den ihm ſeine Stellung im Staate giebt. Den Verbrecher trifft Todesſtrafe erſten Grades, Erdroſſelung, das Mädchen oder die Frau aber wird ihrer Familie oder ihrem erſten Manne wieder zurückgegeben. Den Staatsdienern iſt die Ehe mit Schauſpielerinnen, Sängerinnen und andern Dienerinnen der öffentlichen Beluſtigung unterſagt, und die Prieſter des Fo und Tao-ſſe dürfen gar nicht heirathen. Ferner dürfen Heirathen während der Trauerzeit in einer Familie nicht vollzogen werden; es ſtehen beſtimmte Strafen darauf, obſchon die einmal vollzogene Ehe gültig

und beſtändig bleibt. Ebenſo darf Niemand ſich verehelichen, während die Eltern im Gefängniß ſitzen. Perſonen, die einerlei Familiennamen führen, dürfen ſich unter keiner Bedingung heirathen.

Gemeiniglich werden die Kinder ſchon in der Jugend mit einander verlobt, nachdem die beiderſeitigen Familien ſich gegenſeitig vereinigt haben, und dies oft zu einer Zeit, wo die beiden künftigen Brautleute noch in der Wiege liegen. Iſt dies nicht der Fall und wünſchen junge Leute oder ihre Familien eine Verbindung, ſo tritt die lebhafte Wirkſamkeit der Unterhändlerinnen ein. Im Schiking heißt es:

Wie wird der Flachs geſät?
Man läßt das Feld längweis und kreuzweis ackern.
Wie wird die Braut erfleht?
Man geht die Eltern an durch einen wackern
Freiwerber, und haben ſie zugeſagt,
So hofft man, daß es auch der Braut behagt.
Wie wird das Holz gefällt?
Ohn' ein geſchliffen Beil kann man's nicht fällen.
Die Hochzeit wie beſtellt?
Die Unterhändlerin muß ſie beſtellen.
Und wenn nur wohl iſt geſchliffen dein Beil,
ſo fällt auch der Baum in kurzer Weil.

Dieſe Unterhändlerinnen ſpielen nun eine große Rolle in den chineſiſchen Liebesgeſchichten. Sie werden von den Eltern des Bräutigams an die der Braut geſendet, und ſie bemühen ſich, die guten Eigenſchaften ihres Schützlings in

dem glänzendſten Lichte erſcheinen zu laſſen. Aus den Romanen lernen wir ihre Redetalente kennen. So ſagt die eine im Blumenblatt: „Die Alten ſagten, daß der Himmel das Leben zum Voraus feſtſetze und daß daher ein rothwangiges ſchönes Mädchen einem ausgezeichneten Manne gebühre. Dieſes Papier mit dem Alter des Jünglings zeigt es, daß er der trefflichſte iſt; auch müſſen Sie wiſſen, daß die Familie großen Reichthum beſitzt. Es wäre wahrlich thöricht, ein ſo vornehmes Haus abzuweiſen, und iſt es nicht ehrenvoll für Sie, daß der Jüngling mich an ſie abgeſendet hat. Ich habe nicht nöthig, zu erwähnen, daß ſein Vater ein ſehr hoher Beamter iſt, ſo daß ſelbſt Seine Majeſtät freundſchaftliche Verhältniſſe mit ihm unterhält. Er beſitzt ſo viel Bernſtein und Korallen als Körnchen Staub, und ſeine Perlen und koſtbaren Steine gleichen einem Haufen Sand. Sein Blumengarten iſt unendlich groß und wahrhaft prächtig, denn auf der rechten Seite ſtehen Palmen und auf der linken Blumen, und wackere Diener hat er wohl gegen hundert, die den Winter über in dichten Taffet, den Sommer hindurch aber in leichten Atlas gekleidet ſind; auch verſtehen ſie auf drei verſchiedenen Saiteninſtrumenten zu ſpielen. Manchmal kommen ſie in die Halle und blaſen auf der perlengeſchmückten Flöte, und zu Zeiten ſingen ſie in Begleitung der lieblichen Laute. Ich denke nun, daß, wenn ſeine Diener alle ſo trefflich und aufgeweckt ſind, der Herr noch viel mehr Vergnügen und Luſt darbieten muß.

Der junge Herr iſt ganz trefflich und ohne Falſch; er iſt talentvoll, liebenswürdig, auch von einer vornehmen Familie, und da er ſchon Doctor iſt, ſo kann ihm der Sitz in der Akademie nicht entgehen, um ſo weniger, als ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten den ſeidenähnlichen Blumen gleichen. Außerdem iſt er von Natur ſanft, leutſelig und äußerſt gefällig; ja ſelbſt, wenn er getrunken hat, macht er keinen Lärm, ſondern geht ruhig nach Hauſe. Vor allen Menſchen, die er ſieht, verbeugt er ſich höflich, und ſobald ein Gaſt zu ihm kommt, ruft er den Dienern zu, guten Thee herbeizuſchaffen. Die Reichen und Vornehmen ſind nach dem Ausſpruch der Alten ſtolz und hochmüthig, er aber iſt einem Blumengarten vergleichbar, wenn er Menſchen ſieht. Wenn Sie, mein Fräulein, in ſein Haus kommen, ſo werden Sie beſſer daran ſein, als wenn ſie ſelbſt in den Palaſt Seiner Majeſtät kämen."

Dieſe Unterhändlerinnen erſcheinen in allen Romanen; das Sprüchwort aber bezeichnet ſie als treulos und verſichert, daß von zehn Worten, die ſie reden, neun allemal falſch ſeien. Indeſſen bringen ſie doch Ehen zu Stande. Die Familien vereinigen ſich endlich und geben ihre Einwilligung, die Geſchenke werden beſtimmt, welche die Eltern der Braut erhalten ſollen, und endlich wird mit Sorgfalt ein Tag zur Hochzeit feſtgeſetzt, der für einen glücklichen gehalten wird. Hochzeitsgeſchenke finden indeſſen nur bei den niederen Ständen ſtatt. Manchmal kommen auch vor

der eigentlichen Heirath Zwiſtigkeiten vor, ſo daß die Obrigkeit einſchreiten muß.

Am Hochzeitstage finden ſich die Freunde im Hauſe des Bräutigams ein, und unter dem Vorſitze des Vornehmſten werden demſelben die Haare aufgelöſt, dann aber unter erbaulichen Reden über die Vortheile des Eheſtandes wieder geflochten. Hierauf ſetzt man ihm eine Mütze von beſonderer Geſtalt auf und bringt ihm ſeine Glückwünſche dar. Den Reſt des Tages bilden Vergnügungen.

Mit der Braut iſt eine ähnliche Ceremonie vorgenommen worden; ſie wird dann in einen Tragſeſſel geſetzt und nun, prächtig geſchmückt, von Denen begleitet, welche ihre Mitgabe an Kleidern, Hausrath, Schmuck und anderen in Kiſten gepackten Sachen, die der Vater ihr geſchenkt hat, tragen. Vor ihr her geht ein Gefolge gemiſchter Leute mit Kerzen und Fakeln, Paukenſchläger und Muſiker. Der Tragſänfte folgen die Verwandten und Freunde der Braut und ihrer Familie. Ein getreuer Diener hat den Schlüſſel zu der Thür der verſchloſſenen Sänfte, den er nur dem Bräutigam aushändigen darf. Dieſer wartet in koſtbarer Kleidung an ſeiner Thür, um ſeine zukünftige Frau zu empfangen. Sobald ſie angelangt, nimmt er dem Diener den Schlüſſel ab, öffnet die Thür der Sänfte und ſieht nun, in den meiſten Fällen zum erſten Male, ſeine künftige Gattin. Er führt ſie in den Saal, wo er mit ihr vier Verbeugungen gegen den Herrn des

Himmels macht. Die Braut begrüßt dann die Verwandten ihres Bräutigams ehrfurchtsvoll und wird darauf zu den verſammelten weiblichen Verwandten der Familie geführt, die ſich den Tag über mit Schmauſen und Luſtbarkeiten vergnügen. Der Mann verlebt den Reſt des Tages unter ſeinen um ihn verſammelten Freunden.

Wie im alten Aegypten, in Indien und den altamerikaniſchen Staaten, ja bei den meiſten von uns bis jetzt erwähnten Völkern, iſt auch in China durch Sitte und Geſetz nicht blos geſtattet, daß der Mann außer ſeiner erſten und eigentlichen Gemahlin und Vorſteherin ſeines Hauſes noch eine zweite oder mehrere nehmen darf, ſondern, wenn ſeine erſte Gattin ihm keinen Sohn zu geben vermag, ſo iſt es ſogar ſeine Pflicht, noch eine zweite Gattin zu heirathen. Die Vermählung mit der zweiten Gattin wird mit weniger Feierlichkeiten vollzogen, als die mit der erſten. Der Heirathsluſtige ſchließt mit den Eltern derſelben einen Vertrag ab, worin er verſpricht, ſie wohl zu halten. Sie ſteht ſtets unter der Herrſchaft der erſten. Ihre Kinder gelten aber als rechtmäßige und werden eben ſo wie die der erſten betrachtet, haben auch alle Anſprüche auf das Erbe. Indeß wird die zweite Frau, ſo lange die erſte lebt, niemals Mutter genannt. Ja es wird oft die zweite Frau entlaſſen, nachdem ſie einen Sohn geboren hat, und kann ſodann ein anderweites Unterkommen ſuchen. Uebrigens nehmen nur wenige Männer eine zweite Frau ohne Einwilligung der

erſten. In den chineſiſchen Romanen kommen dieſe Verhältniſſe gar häufig zur Darſtellung; ſo finden wir die ſanfte Soui-houng zweimal als zweite Frau vermählt und als ſolche einem harten Looſe preisgegeben. So nimmt Pe nach und nach vier Nebenweiber, die er wieder verläßt, da keine ihm einen Sohn geboren. Ein Anderer heirathet auch einmal zwei Mädchen, die ſich als Schweſtern behandeln. Im Allgemeinen iſt das Leben der Frauen eines Mannes ein ſehr friedliches in Folge des ſanften Charakters, den die chineſiſche Nation auch im öffentlichen Leben offenbart[25]). Das Geſetz aber nimmt ſich der Rechte der erſten Frau mit großer Sorgfalt an und ſchützt ſie gegen etwaige Anmaßungen von Seiten einer der Nebenfrauen. Ein Mann, der ſeine erſte Frau zu dem Range einer zweiten oder Concubine herabſetzt, erhält 100 Hiebe, und der, welcher bei Lebzeiten der erſten Frau die zweite in den Rang einer erſten erhebt, 90. In beiden Fällen wird die Frau in ihren urſprünglichen Rang wieder eingeſetzt. Nimmt ein Mann, der eine erſte Frau hat, eine andere in derſelben Eigenſchaft an, ſo bekommt er ebenfalls 100 Hiebe, die zweite Heirath wird für ungültig erklärt und die Frau ihren Verwandten zurückgeſendet[26]).

Das Geſetzbuch enthält ferner genaue Beſtimmungen der Strafen, in welche Eheleute verfallen, die ſich unter einander thätlich beleidigen. Der Mann, der ſeine Frau tödtet, weil ſie ſeine Eltern oder Großeltern beleidigt oder

geſchlagen hat, wird mit 100 Hieben beſtraft. Todesſtrafe trifft ihn jedoch, wenn das ihr angeſchuldigte Verbrechen nicht verübt worden. Die Sitte wie das Geſetz überwacht ſehr ſorgfältig den gegenſeitigen Verkehr der beiden Geſchlechter. Schiking ſagt:

Ehe die Maulbeerblätter fallen, ſind ſie lieblich bunt zu ſchauen;
wenn ſie ſtreben, zu gefallen, ſind dem Falle nah' die Frauen.
Wenn von ihrem Stiel die Blätter in den Staub gefallen ſind,
wäſchet ſie kein Regenwetter, glättet ſie kein Frühlingswind.
Wenn geſtrauchelt iſt ein Mann, mag er wieder ſich erheben,
dem gefallnen Weibe kann nichts die Reinheit wiedergeben.

Das Geſetz beſtraft die verbrecheriſche gegenſeitige Correſpondenz mit einer verheiratheten Frau härter als die mit einem Mädchen; Anknüpfung eines Liebeshandels mit Frauen und Mädchen, die Unterſtützung eines ſolchen durch eine dritte Perſon, namentlich aber gewaltſame Angriffe auf die Tugend einer Frau oder eines Mädchens werden ſtreng beſtraft; Todesſtrafe tritt ein, ſobald derartige Verbrechen unter Verwandten vorkommen. Der Mann kann ſeine Frau und deren Verführer ohne Weiteres tödten[27]).

Trennung der Ehe zwiſchen einem Mann und ſeiner erſten Frau kann nur in Folge gewiſſer Umſtände eintreten. Dieſe ſind: Unfruchtbarkeit, Untreue und Schamloſigkeit, Verachtung und Beleidigung der Schwiegereltern, Hang zur üblen Nachrede, Neigung zum Diebſtahl, Eiferſucht, unheilbare Krankheit. Doch können dieſe Urſachen aufgehoben

und ungültig gemacht werden, wenn die Frau drei Jahre lang die Trauer um den Vater oder die Mutter ihres Mannes beobachtet hat; wenn ihre Familie reich geworden ist, da sie während ihrer Vermählung arm war, oder wenn sie weder Vater noch Mutter mehr hat, bei denen sie Aufnahme finden kann. Vertreibt sie der Mann dennoch, so verfällt er in Strafe. Dagegen wird aber auch der Mann bestraft, der eine treulose Frau oder eine solche, die ein strafwürdiges anderes Verbrechen begangen hat, wodurch die Ehe aufgelöst wird, bei sich behält.

Das Gesetz bestimmt ferner, daß zwei Gatten, die sich nicht mehr vertragen und die nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft sich trennen wollen, daran nicht gehindert werden sollen. Eine Frau aber, die ohne die Genehmigung ihres Mannes davongeht, bekommt körperliche Züchtigung, und der Mann hat das Recht, sie an Den zu verkaufen, der sie heirathen will. Wenn eine dem Manne wider seinen Willen entlaufene Frau einen Andern heirathet, so wird sie erdrosselt. Wenn ein Mann drei Jahre lang von seinem Hause entfernt bleibt und seine Frau keine Nachricht während dieser Zeit zukommen läßt, so muß sie, bei harter Strafe, es der Obrigkeit anzeigen, wenn sie sich einem Andern vermählen will. Dies gilt von ersten Frauen wie von zweiten und von Sclavinnen. Das Gesetz bestimmt angemessene Strafen den Männern, die solche entlaufene Frauenzimmer heirathen oder deren Verheirathung befördern[28]).

Witwer und Witwen können nach Belieben wieder heirathen, doch ist es letzteren anständiger und ehrenvoller, wenn sie ledig bleiben. In den niedern Classen kann die Witwe allerdings, ohne daß sie um ihre Einwilligung befragt wird, von ihren Anverwandten verkauft oder verheirathet werden.

In den Städten Yong-schew-fu und Su-schew-fu in Kiang-non werden viele schöne Mädchen erzogen und von da aus in alle Theile des Reiches ausgeführt. Eine große Anzahl von Menschen lebt hier davon, daß sie im Lande umherreisen und armen Eltern kleine Mädchen abkaufen, welche dereinst schön zu werden Hoffnung geben. Sie erziehen diese Mädchen mit großer Sorgfalt, kleiden sie geschmackvoll, lassen sie in der Musik, in Stickerei und anderen weiblichen Arbeiten unterrichten und verkaufen sie sodann. Die schönsten Mädchen werden meist für den Hof und die vornehmsten Staatsbeamten gekauft und mit 450—700 Louisd'or bezahlt, geringere Schönheiten kann man für 100 Louisd'or haben. Diese gelangen dann freilich zuweilen in jene Häuser, die außerhalb der Städte von Gastwirthen gehalten werden. Die Bewohnerinnen derselben sind sehr geputzt und stark geschminkt. In den Städten selbst duldet die Obrigkeit derartige Häuser nur sehr selten.

In China, namentlich in den südlichen Theilen des Reichs, werden die Ehen in jungen Jahren geschlossen. Unverheirathete Männer giebt es nicht, daher gehören auch

unverheirathete Frauen zu den Seltenheiten. Dennoch kommt es vor, daß Mütter, welche die Zukunft der neugeborenen Tochter nicht geſichert glauben, dieſelbe ausſetzen. Mit Knaben geſchieht dieß nie. Das Geſetz ſchweigt über dieſen Fall. Für denſelben beſtehen aber in den größeren Städten des Reiches eigene Findelhäuſer, worin die ausgeſetzten Mädchen erzogen werden. In dieſen Städten fahren jeden Morgen fünf Wagen, mit Ochſen beſpannt, durch die Straßen. Jedermann kennt die Signale, welche bei ihrer Ankunft gegeben werden. Eltern, welche ein lebendiges oder todtes Kind haben, deſſen ſie ſich entäußern müſſen, geben es ab. Man bringt die lebendigen in das Findelhaus, wo Aerzte, erfahrene Frauen und Ammen auf Staatskoſten erhalten und ſtets von Beamten, die zu dem Miniſterium des Cultus gehören, beaufſichtigt werden, und übergiebt ſie den Ammen. Die todten Kinder werden in einer Gruft beigeſetzt.

Aus dieſen Findelhäuſern holen ſich kinderloſe Chineſen Adoptivkinder, die ſtets ſehr gut erzogen werden.

Eine dem chineſiſchen Staate ganz eigenthümliche Einrichtung iſt die öffentliche Belobung verdienter Mitglieder des weiblichen Geſchlechts. Die Frauen haben denſelben geſetzlichen Anſpruch auf dieſe Ehre, wie die Männer. Die Frauen, welche ſich durch Tugend, Kenntniſſe, Talente und andere hohe Eigenſchaften auszeichnen, werden durch ein öffentliches Denkmal geehrt. Dieſes Ehren-

denkmal beſteht aus vier Säulen von Holz, Ziegeln oder Steinen, welche ein breites Mittelthor und zwei Nebenpforten bilden und mit einem Dache bedeckt ſind, das über dem Mittelthore oft einen Giebel vorſtellt. Die Ehrenbogen waren urſprünglich von Holz, denn auch bei den ſteinernen iſt die Holzconſtruction nachgeahmt. Sie ſind 20—25 Fuß hoch und mit menſchlichen Figuren, phantaſtiſchen Geſtalten, Blumen, Vögeln u. ſ. w. bemalt und oft reich vergoldet. Ueber der Mittelpforte iſt eine Tafel angebracht, welche Namen und Verdienſte der betreffenden Perſon anzeigt. Die Beamten ſind verpflichtet, für die fortwährende Erhaltung dieſer Denkmäler ſtete Sorge zu tragen. Anſpruch auf Ehrenbogen haben Frauen, welche hundert Jahre alt geworden, weil Niemand ohne eine mäßige, wohlgeordnete Lebensweiſe ein ſo hohes Alter erreichen würde, dann die, welche ſchöne Züge kindlicher Ehrfurcht und Aufopferung bewieſen haben, ſo wie ſolche, die ſich durch ihre Keuſchheit auszeichneten, wie etwa Witwen, die eine zweite Heirath ausſchlugen. So ſah der holländiſche Geſandte van Braam bei der Stadt Tſien-ſchan-ſchew einen Ehrenbogen aus ſehr hartem und weißem Marmor, der drei Schweſtern errichtet war, die, von Kindheit an mit Männern vermählt, dieſe vor Vollziehung der Hochzeit verloren, aber trotz aller vortheilhaften Anträge und Bemühungen heirathsluſtiger Männer ſtandhaft ihren Widerſtand gegen die Ehe behauptet hatten. Auch an anderen Orten ſah

v. Braam derartige Denkmale weiblicher Tugend, die auch in den Romanen gar häufig erwähnt werden[29]).

Aber auch in den Strafen des chineſiſchen Geſetzbuches ſpricht ſich eine milde Schonung des zarteren Geſchlechtes aus. Eine Frau darf niemals in das öffentliche Gefängniß geſetzt werden, außer wegen Ehebruchs oder eines Hauptverbrechens. In allen andern Fällen bleibt ſie, wenn ſie verheirathet, in der Obſicht ihres Mannes oder, wenn ſie ledig oder Witwe, in der ihrer Verwandten. Eine obrigkeitliche Perſon, welche dieſer Verordnung zuwider eine Frau in's Gefängniß ſetzt, erhält 40 Hiebe. Eine zu körperlicher Züchtigung verurtheilte Frau tritt, wenn ſie ſchwanger, ihre Strafe erſt hundert Tage nach ihrer Entbindung an, und ſchwere Strafe trifft den Beamten, der dem Geſetz zuwiderhandelt.

Das Leben der chineſiſchen Frauen geſtaltet ſich verſchiedenartig nach den Ständen, denen ſie angehören, wie dies auch in Europa nicht anders iſt. Die Reiſenden bemerkten unter Denen, welche das Feld bearbeiteten, auch Frauen, und zwar bei harter Arbeit neben dem Manne thätig. Bei Macao betreiben Frauen ſogar das Ueberfahren als Schifferinnen. Sie haben kleine Fahrzeuge von 8 Fuß Länge und 3½ Fuß Breite, welche vorn und hinten ganz abgeſtumpft und nur am vorderen Ende etwas aufgebogen ſind. Eine Frau befindet ſich am hinteren Ende und lenkt das Steuerruder, während eine andere an der Spitze ſtehende rudert.

Die Mitte der Fahrzeuge iſt mit Matten bedeckt, unter denen man geſchützt gegen Regen und Sonnenſchein ſitzen kann; auf dem Boden liegt eine feine Matte, auf der dann einige kleine Seſſel für die Paſſagiere ſtehen. Die Frauen, welche dieſe Fahrzeuge führen, wohnen für beſtändig darin und bilden eine eigene Claſſe der Bevölkerung, haben alle große Füße und gehen in blauen Nanking gekleidet, ganz ſo wie die Männer, nur mit dem Unterſchiede, daß ihr Oberkleid um 4 bis 8 Zoll länger iſt. Sie ſind ſehr frech. Da ihre kleinen Kähne weder mit Theer beſtrichen, noch auf dem Boden beſchlagen ſind, ſo müſſen ſie alle 4 bis 6 Wochen aus dem Waſſer genommen und gereinigt werden. Wenn die Fluth am höchſten iſt, wird der Kahn am Lande befeſtigt, ſo daß er bei eingetretener Ebbe auf dem Trockenen ſteht. Die Bewohnerinnen packen nun ihre Kleider und anderen Habſeligkeiten aus, wenden den Kahn um und ſcheuern den ganzen Boden deſſelben ab. Die Fugen werden dann mit einem Kitt aus Kalk und Pflanzenſchleim beſtrichen und die Oberfläche mit einem flüchtigen Feuer abgeſengt. Wenn die Fluth wieder eintritt, iſt die Arbeit beendigt, und der erneute und gereinigte Kahn geht wieder in's Waſſer zurück.

Ein nicht minder hartes Geſchlecht ſind die Frauen der Fiſcher, welche Jahr aus Jahr ein auf ihren Booten leben und theils mit Netz, Angel oder Fiſchreuſen die Flüſſe oder den Seeſtrand ausbeuten, theils von der Entenzucht leben.

Die Frauen der Handwerker, wie der Weber, der Strumpf- und Schuhmacher, der Kleiderarbeiter u. ſ. w. helfen den Männern fleißig, wie denn die Arbeitſamkeit und die Freude an der Arbeit dem ganzen Volke mehr wie jedem andern eigenthümlich iſt. Die ſauber genähten Schuhe und Strümpfe, die geſtickten Mützen, Taſchen, Pfeifenfutterale, Seidenſhawls u. ſ. w. ſind vorzugsweiſe Werke der geſchickten Hand chineſiſcher Frauen und Mädchen.

Ein großer Theil der die äußerſte Aufmerkſamkeit und Sorgfalt erfordernden Seidenzucht iſt den Frauen übertragen. Beſonders iſt die Ernährung der jungen Seidenwürmer Aufgabe derſelben. Jedes Zimmer, worin dieſe zarten Pfleglinge gefüttert werden, wird von einer beſonderen Wärterin bewohnt, die ſtets überaus reinlich gehalten iſt, keine ſtark riechende Speiſe genoſſen oder berührt hat und nur ein ganz leichtes Kleid ohne Futter tragen darf, damit ſie den Wärmegrad des Zimmers um ſo beſſer beurtheilen kann. Die Raupen ſind ſehr zart und empfindlich, und jeder Tag iſt, wie die Chineſen ſagen, für ſie ein Jahr, das ſeine vier Abwechſelungen hat. Der Morgen iſt der Frühling, der Mittag der Sommer, der Abend der Herbſt und die Nacht der Winter derſelben. Die Abhaspelung der Cocons iſt ſodann ebenfalls Sache der Frauen. Nächſtdem iſt die Kaiſerin Vorſteherin und Schirmherrin der Seidenzucht. Im neunten Monat eines jeden Jahres findet in Peking eine feierliche Ceremonie ſtatt, welche die Anpflanz-

ung des Maulbeerbaumes, die Erziehung der Seidenwürmer, das Einschütten der Cocons in heißes Wasser, das Abwinden der Gespinnste u. s. w. darstellt. Die Kaiserin wird dabei, nachdem sie dem Erfinder dieses Gewerbzweiges das gebührende Opfer dargebracht, von ihren vornehmsten Hofdamen unterstützt[30]).

Die schweren Arbeiten, welche die Bearbeitung des Bodens für die Erziehung der Gewächse darbietet, ist allerdings vorzugsweise Sache der Männer, wie die Umgrabung, Düngung und Bewässerung des Bodens. Die Reisenden bemerkten, daß namentlich bei der Pflege der Theestaude auch die Frauen betheiligt waren. Sie beschäftigten sich namentlich mit dem Abpflücken der Blätter.

Bei den Handwerkern finden wir die Frauen als Malerinnen der Porzellangefäße.

Die Frauen der höheren Stände beschäftigen sich mit der Erziehung und dem ersten Unterricht ihrer Kinder in der Sittenlehre und der Erweckung der edleren Gefühle der Dankbarkeit, der Ehrfurcht und der Liebe in der Brust derselben. Dann finden wir sie aber auch im Kreise ihrer Dienerinnen und Kinder mit allerlei nützlichen Handarbeiten, wie Sticken, Nähen, beschäftigt. Sie lesen und schreiben, und in den chinesischen Romanen treffen wir öfter junge Damen an, welche ihre Gefühle und Anschauungen in nette Verse zu bringen verstehen, die sie mit dem Pinsel gar sauber auf das Papier bringen. Musik und Schachspiel

ſind ihre gewöhnlichen Unterhaltungen; ſie pflegen nächſtdem Blumen, Vögel und andere Hausthiere. Das Stillleben chineſiſcher Frauen in höchſt anmuthiger Umgebung wird in den Romanen mit den reizendſten Farben geſchildert, auch gar häufig dieſe Scenerie auf den großen Porzellanvaſen dargeſtellt.

Die äußere Erſcheinung der Frauen China's iſt nach den Provinzen und klimatiſchen Verhältniſſen des Reichs, ſowie nach den Ständen und Beſchäftigungen derſelben eben ſo mannichfaltig, wie die der Europäerinnen. Die Frauen der niedern Claſſe um Kantong, die Schiffer- und Fiſcherfrauen des Südens ſind große kräftige Geſtalten. Ebenſo ſind die Mädchen und Frauen der Landleute ſehr kraftvoll und ausdauernd. Ihre Geſichtsfarbe iſt von der Luft gebräunt.

Die Frauen der höhern Stände zeichnen ſich durch zarten Gliederbau und ſchlanke Formen vor denen der niederen Claſſe aus; ihre Geſichtsfarbe iſt von dem zarten Weiß und Incarnat der europäiſchen Damen der höheren Stände, da ſie ſorgfältig ihre Haut vor den Sonnenſtrahlen hüten. Die Geſichter der chineſiſchen Damen zeigen in den zahlreichen, in China ſelbſt gefertigten Darſtellungen auf Porzellan, Papier, Seide u. ſ. w. ſtets ein ſchönes Oval mit kleinen Ohren und ſchmalen ſchwellenden Lippen. Die Augen, durchgehends langgeſchlitzt, erinnern an die typiſche Form der Venusſtatuen der Alten. Die Augäpfel ſind durchgehends dunkel, die Augenbrauen geſchwungen und

fein, das Haar iſt ſchwarz. Die Bildung der Naſe und der Geſichtswinkel zeigt auf den nationalen Darſtellungen eine ſehr große Mannichfaltigkeit, und wir finden griechiſche Profile, wie römiſche Adler- und Stumpfnaſen in der vielfachſten Abwandelung.

In den Romanen fehlt es nicht an Schilderungen der chineſiſchen Damen, und es heißt darin unter Anderem: „Die Augenbrauen der unvergleichlich ſchönen Jungfrau Ping-Sin waren wie das Blatt der jungen Weide, und ſie hatten den ſanften Glanz der Herbſtblume.“ Von einer andern Dame bemerkt der Dichter: „Sie war zart und ſchön; der Glanz ihrer Haut hätte die ſchönſten Blumen in Schatten geſetzt. Leicht wie die Schwalbe, wenn ſie ſaß oder ging, zeigte ſie ſtets eine unausſprechliche Zierlichkeit. Der Bogen ihrer Brauen war von vollendeter Reinheit, aber bei ihrem belebten Ausdruck übertraf er die abwechſelnden Linien der Gebirge im Frühlinge. Von ihren Augen, welche feucht wie die Wäſſer des Herbſtes, quollen Gefühl und Leben; ſah man ſie, ſo meinte man, daß die Wäſſer des Herbſtes ihre Göttlichkeit verloren hätten. Ihre zarte Taille ſchien brechen zu wollen; allein, ſchlank wie eine Säule von Jaspis, fürchtete ſie nicht den Athem des Windes. Im Glanze ihrer Haare, den ſie nicht der Kunſt und den Salben verdankte, konnte man ſich ſpiegeln wie in einem Glaſe. Um ganz ſchön zu werden, bedurfte ſie nicht der Schminke[31]).

Eine den Chineſinnen ganz eigenthümliche und ander-

wärts nicht weiter erſcheinende Körperverſchönerung ſind ihre künſtlich verkrüppelten Füße, die freilich nur bei den Ständen vorkommen, welche nicht durch gröbere Handarbeit ihren Unterhalt ſich verdienen müſſen. Bald nach der Geburt eines Mädchens bemüht ſich die Mutter, die Zehen deſſelben auf die Fußſohle herunterzubiegen und mit Bändern daſelbſt feſtzuhalten. Dieſe Umwickelung wird alle Tage erneuert und auch während der Nacht nicht abgenommen, wie entzündet und ſchmerzhaft die Gliedmaßen auch ſein mögen. Allgemach müſſen daher die Zehen mit der Sohle dergeſtalt verwachſen, daß ſie einen Klumpfuß bilden. Unterſucht man den Fuß einer chineſiſchen bejahrten Dame, ſo ſcheint es, als wäre der Oberfuß an den Zehen abgeſchnitten und das Uebrige der umſitzenden weichen Theile in einen Bund zuſammengebracht, um dem Stumpfe ein gutes Kiſſen zu gewähren. Abgüſſe chineſiſcher Damenfüße, welche mehrfach nach Europa gelangten, zeigen von der Ferſe bis zu der ſehr kleinen Daumenzehe 4⅝ Zoll, alſo, die Fußlänge einer ausgewachſenen europäiſchen Dame von mittler Größe zu 9 Zoll gerechnet, die Hälfte der naturgemäßen Entwickelung. Die Ferſe hat 2 Zoll Breite und verjüngt ſich von da bis zur Daumenzehe, deren Nagel noch nicht 3 Achtelzoll breit iſt. Die Höhe der Spanne beträgt gerade 3 Zoll. Die ſo verkrüppelten Füße werden zunächſt mit Linnen umwunden und darüber die ſehr niedlichen buntſeidenen, mit Gold durchwirkten ſpitzen Schuhe

mit weißer Sohle gezogen. Die Frauen, deren Füße auf dieſe Art in ihrer naturgemäßen Entwickelung zurückgehalten ſind, haben einen ſchwankenden, unſichern Gang und müſſen ſich oft auf ihren Sonnenſchirm ſtützen[32]).

Die Tracht der chineſiſchen Frauen iſt wie die der Europäerinnen nach den verſchiedenen Ständen vielfach geſtaltet. Bei den niederen und mittleren Claſſen haben beide Geſchlechter dieſelbe Kleidung gemeinſam, nämlich baumwollene Beinkleider, die über den Hüften geſchnürt werden, und darüber einen bis auf die Mitte der Schenkel reichenden weiten Rock mit langen Aermeln, der am Halſe zugeheftet und um die Mitte des Leibes gegürtet iſt. Die Frauen tragen die Haare in langen Zöpfen, die jedoch zuweilen auf dem Scheitel in einen Knoten vereinigt und hier mit Nadeln feſtgehalten werden. Gegen die Sonnenſtrahlen dient ein leichter trichterförmiger Strohhut. Im Winter haben ſie baumwollene Strümpfe und geflochtene Schuhe.

Die höheren Stände China's kleiden ſich vorzugsweiſe in Seide, und die Damen ſehen wir auf den nationalen Bildern in langen, faltig abfließenden Unterkleidern, über welche ein bis an die Knie reichender Rock mit langen Aermeln getragen wird. Die Chineſinnen prangen in den ſchönſten, meiſt ſehr geſchmackvoll zuſammengeſtellten Farben, ihre Gewänder ſind reich geſtickt. Auch erſcheint auf einigen Gemälden das die Schulterblätter deckende Jäckchen, welches wir bei Betrachtung der indiſchen Damentoilette kennen lern-

ten. Es iſt mit reich geſticktem Saume verſehen und auf der Bruſt zugeheftet; doch hat es ſehr lange Aermel. Von der Bruſt bis zu den Hüften iſt ein breiter Schurz mit reichem Saume ſichtbar, der durch eine goldene, vorn vielfach gewundene und geſchlungene Schleife mit zwei langen herabhängenden Enden feſtgehalten iſt. Ein langer, wie es ſcheint, aus Gaze gefertigter, ſchmaler Shawl ruht auf den Armgelenken, umſchlingt den Rücken und weht bis auf den Boden herab. Für den Winter tragen die Damen Oberkleider von dickem Atlas und Seide, die ebenfalls mit Seide und Gold überaus reich geſtickt ſind. Den Kopf deckt ein leichter ſchwarzer Hut.

Die Pflege des langen ſchwarzen Haares iſt Gegenſtand ganz beſonderer Aufmerkſamkeit, die Geſtaltung und Anordnung deſſelben aber überaus mannichfaltig. Allgemein iſt der Gebrauch, das Haar von der Stirn aufwärts nach dem Mittelhaupte zu kämmen, eine Sitte, die in Europa in dieſem Jahrhundert mehrfach Nachahmung gefunden hat. Auf den älteren Darſtellungen ſehen wir die Fülle der Haare auf dem Mittelhaupte in einen oder mehrere Wülſte vereinigt, die eine runde und längliche Form haben und von wo aus eine Locke in den Nacken herabfällt. Auf neueren Bildern finden wir am Hinterhaupt die Haare über ein nautilusartiges Geſtell gelegt.

Zur Feſthaltung der Haare dienen die Ky genannten Nadeln aus edlem oder unedlem Metall, Elfenbein oder Holz,

die oft filigranartig überaus ſauber und kunſtreich ausgeſchnitzt ſind. Sie werden von den Frauen mit dem 15., von den Mädchen mit dem 20. Jahre in Gebrauch genommen. Die ärmeren Frauen tragen zwei in dem Zopfe ſich kreuzende, an beiden Seiten hervorſtehende Nadeln.

Die Frauen der niederen Stände ſchminken ſich; ſie bemalen Geſicht und Hals mit weißer Farbe und bringen dann auf der Mitte der Unterlippe einen dunkelrothen Fleck an. Schminke iſt auch ein Beſtandtheil der Geſchenke, die ein Mädchen an ihrem Hochzeitstage erhält. Der rothe Schminkapparat der Chineſinnen beſteht aus einem Octavblatt ſtarken Papieres, das in der Mitte gebrochen und zuſammengefaltet iſt. Die Außenſeite iſt mit bunt bedrucktem Papier überzogen; geöffnet ſtellt es eine grüne, metalliſch glänzende glatte Fläche dar. Berührt man dieſe mit dem genetzten Finger, ſo entwickelt ſich das zarteſte Karminroth.

Große Sorgfalt verwenden die chineſiſchen Damen auf ihre Augenbrauen. Um dieſen eine ſchöne Form zu geben, laſſen ſie den untern Theil derſelben abſcheeren, ſo daß der zurückbleibende Bogen dünn und fein erſcheint, wie eine mit dem Schreibepinſel gezogene feine Linie, die ſie mit dem Neumonde bei deſſen erſtem Sichtbarwerden vergleichen.

Die Ohrgehänge der chineſiſchen Damen ſind nicht ſo groß und umfangreich, wie die der indiſchen. Sie beſtehen aus Gold und Edelſteinen und gleichen denen der Europäerinnen.

Armbänder ſind unter den Damen der höheren Stände allgemein im Gebrauch; dieſelben tragen Goldringe an beiden Vorderarmen, die entweder offen und glatt oder auch mit Kugeln verziert ſind. Sie haben aber auch Armringe aus milchweißem Achat, die beſonders für werthvoll gelten, wenn ſie aus einer berühmten Familie ſtammen. Nächſtdem führen die chineſiſchen Frauen auch gläſerne kreisrunde Armringe.

Zur Damentoilette gehört in China auch der Fächer, der überaus mannichfaltig geſtaltet iſt. Die einfachſte Art beſteht aus einem großen runden Pflanzenblatt, das in einen feſten Rand gefaßt iſt, der ſich an einen Stiel von leichtem Holz (Bambus oder Pfefferrohr) anſchließt und verſchiedenartig verziert iſt. Man hat dann ähnliche Fächer von viereckiger und eirunder Form, mit Farben bunt bemalt. Nächſtdem führt man die auch in Europa üblichen Fächer aus Holz, Schildkrot oder Elfenbeinſpänen, die entfaltet einen Halbkreis bilden und oft mit dem zierlichſten Schnitzwerke verſehen ſind. Man hat aber auch Fächer, die aus ähnlich conſtruirten Stäben beſtehen, welche mit Papier oder Seidenſtoff bekleidet ſind und reiche Malerei zeigen. Andere ſind halb- oder ganz kreisförmig aus Gänſefedern gebildet, auf denen Malereien angebracht ſind und die auf koſtbar geſchnitzten Stäben von Elfenbein feſtgehalten werden. In neuerer Zeit ſind mehrere dieſer Fächer nach Europa gebracht worden.

Zu den Toilettegegenſtänden der chineſiſchen Damen

gehören ferner die Spiegel, die meiſt klein, rund und aus polirtem Metall gemacht ſind. Sie ſind in feingeſchnitzte Rahmen von Holz oder Elfenbein gefaßt. Ferner ſind zu nennen die Zahnſtocher, Ohrräumer aus Elfenbein, Sandel- und anderem, meiſt koſtbarem, immer zierlich geſchnitztem Holze, dann die Kaſten und Tiſche aus Kampherholz, meiſt kunſtreich mit Perlmutter und Elfenbein ausgelegt und trefflich lackirt.

Die vornehmen Damen China's haben zahlreiche Dienerinnen, die ihnen bei ihrer Toilette und ihren Beſchäftigungen und Unterhaltungen behülflich ſind.

Die Heimath der chineſiſchen Frau iſt das Haus. Am öffentlichen Leben nimmt ſie niemals Theil, obſchon, wie wir ſahen, der Staat außerordentliche Tugenden und Verdienſte der Frauen durch öffentliche Anerkennung ehrt.

Wie nun im Privatleben die Frau als Vorſteherin des Hauſes einen wichtigen und ehrenvollen Platz hat, ſo nimmt auch die Gemahlin des Kaiſers eine ſehr erhabene Stellung im chineſiſchen Reiche ein[33]).

Wenn der Kaiſer oder der Thronerbe ſich vermählen will, ſo ernennt das Gericht der Gebräuche einige Frauen von gutem Rufe, welche zwanzig der ſchönſten und vollkommenſten Jungfrauen, die nur zu finden ſind, ausleſen müſſen, auf deren Stand und Herkunft jedoch gar keine Rückſicht genommen wird. Eine derſelben wird nun von der Kaiſerin Mutter oder, wenn dieſe nicht mehr am Leben

iſt, von der vornehmſten Dame des kaiſerlichen Palaſtes geprüft und beſonders darauf geſehen, daß ſie keinen körperlichen Fehler an ſich hat. Sie wird ſodann ihrem künftigen Gemahl zugeführt, während die anderen an Prinzen des Hauſes verheirathet oder reich beſchenkt nach Hauſe entlaſſen werden. Oefter haben aber auch die Kaiſer ihre Gemahlinnen im Auslande gewählt.

Die Vermählung wird mit großer Feierlichkeit begangen und eine Art von Krönung damit verbunden. Die Kaiſerin lebt in einer beſonderen Abtheilung des Palaſtes, die keinem Manne zugänglich iſt und die nur von Eunuchen beſorgt und bewacht wird. Auch die Nebenfrauen, zu denen die erſten Beamten des Reiches ihre Töchter mit Freuden erhoben ſehen, leben in einer beſonderen Abtheilung des Palaſtes. Bei dem Tode des Kaiſers werden ſeine ſämmtlichen, oft ſehr zahlreichen Nebenfrauen in ein beſonderes Gebäude gebracht, welches der Palaſt der Keuſchheit genannt wird und wo ſie für ihre übrige Lebenszeit eingeſchloſſen bleiben.

Nächſt der erſten Gemahlin des Kaiſers, der eigentlichen Kaiſerin, genießt namentlich die Kaiſerin-Mutter eine ganz beſondere Verehrung und Aufmerkſamkeit; ſie iſt ja die Mutter des Sohnes des Himmels und des Vaters des Volkes. Der Kaiſer macht ihr ſeine Aufwartung und bezeigt ihr die größte Ehrfurcht. Ihr Tod wird dem Volke durch ein beſonderes Schreiben kund gethan, auch eine große

allgemeine Trauer angeordnet. Die Leichenbeſtattung findet mit der größten Feierlichkeit ſtatt.

Die kaiſerlichen Prinzen leben ſo lange im kaiſerlichen Palaſte, bis ſie ſich vermählen. Die Prinzeſſinnen verheirathet der Kaiſer an talentvolle Jünglinge, die mit der Braut eine reiche Ausſtattung an Ländereien und Juwelen erhalten. Man nennt dieſelben Tuma, Anverwandte des Kaiſers durch die Frauen. Die Söhne, welche der Kaiſer von ſeiner erſten Gemahlin erhält, haben durchaus kein Vorrecht vor denen ſeiner Nebenfrauen, da das Geſetz der Erſtgeburt auf die Thronfolge in China keinen Einfluß übt. Der Kaiſer wählt unter ſeinen geſammten Söhnen mit Beirath der Staatsminiſterien und nach der ſorgfältigſten Prüfung den am meiſten durch Charakter und Talente befähigten Prinzen aus. Sobald der Kaiſer ſeine Wahl getroffen hat, unterwerfen ſich ſämmtliche Prinzen dem künftigen Thronfolger.

Haben nun auch die Kaiſerin-Mutter und die Kaiſerin-Gemahlin einen Anſpruch auf die größte Hochachtung und Verehrung, ſo iſt beiden jedoch ein Einfluß auf die Angelegenheiten des Reiches eben ſo wenig geſetzlich geſtattet, als die ſelbſtſtändige Uebung der Regierung. Indeſſen bietet dennoch die Geſchichte des Reiches mehrfache Beiſpiele von Kaiſerinnen dar, welche ihren Gemahl und durch ihn das Reich in der That beherrſcht haben.

So lebte um das Jahr 818 nach Chriſti Geburt Kaiſer

Kya, dem die chineſiſchen Jahrbücher die Stelle anweiſen, welche Nero unter den Römern einnimmt, unter der Herrſchaft ſeiner Gemahlin Vi-Hia, die ihn zu der tollſten Verſchwendung und Erpreſſung anſpornte. Sie zeichnete ſich außerdem durch eine unerhörte Grauſamkeit aus. So ließ ſie einen großen Teich graben, denſelben mit Wein füllen und hierher täglich 3000 Menſchen führen, welche niederknien und den Wein wie die Hunde herauslecken mußten. Waren ſie nun trunken, ſo wurden ſie in einen benachbarten Wald gebracht, und hier fanden ſie an den Bäumen gebratene Ochſen, Hirſche und Schweine aufgehängt, die ihnen preisgegeben wurden. In den geheimen Zimmern ihres Palaſtes ſtellte ſie die zügelloſeſten Luſtbarkeiten an, während ſie öffentlich die verdienteſten Staatsbeamten, die ihrem Gemahle Vorſtellungen über ſein Sitte und Geſetz verhöhnendes Benehmen machten, auf das Grauſamſte hinrichten ließ. Kya wurde endlich vertrieben, und mit ihm endigte die erſte Dynaſtie des Reiches, die der Shang.

Der letzte Kaiſer der zweiten Dynaſtie war ihm an Grauſamkeit ähnlich. Kaiſer Chew ſtand unter dem Einfluſſe ſeiner grauſamen und ſittenloſen Gemahlin Tay-Kya und verlor in Folge ſeiner Unthaten den Thron.

In der dritten Dynaſtie finden wir Yew-wang in den Banden einer ſeiner Nebenfrauen Pau-Tſe, die ihn antrieb, ſeine rechtmäßige Gemahlin zu verſtoßen und den

rechtmäßigen Thronfolger zu enterben. Die verſtoßene Kaiſerin ſuchte und fand auswärts Hülfe, und der Kaiſer verlor Leben und Reich durch feindliche Truppen.

Die Sitten der vierten Dynaſtie lernen wir aus der Lebensbeſchreibung des Kongtſeu kennen, der mehrfach über den Einfluß klagt, den Sängerinnen und Tänzerinnen an den Höfen ſeiner Zeit ausübten.

In der fünften Dynaſtie der Han (206 vor bis 220 nach Chriſti Geburt) erſcheint die Mutter des ſchwächlichen, den Weibern ergebenen Kaiſers Hoey als die unumſchränkte Beherrſcherin des Reiches. Lieu-hew, ſo war ihr Name, ergriff nach dem Tode Hoey's die Zügel der Herrſchaft, indem ſie einen Bauernknaben, den ſie für ihren Sohn ausgab, auf den Thron ſetzte. Sie brachte nun ihre Verwandten an den Hof und beehrte und beſchenkte ſie reichlich. Acht Jahre nachher ließ ſie ihren angeblichen Sohn ermorden und regierte allein. Die Vornehmſten des Reiches waren eben zuſammengetreten, um ihrer Herrſchaft ein Ende zu machen, als ein plötzlicher Tod ihr eine ſchmachvolle Entfernung erſparte.

Die berühmteſte unter den Kaiſerinnen, welche auf den Thron von China gewaltigen Einfluß geübt haben, iſt Tſe-Tien, die unter einem der weiſeſten und glücklichſten Monarchen des Reiches, unter Tay-tſong (618 nach Chriſti Geburt) an den Hof kam. Kaiſer Tay-tſong lebte überaus glücklich mit ſeiner Gemahlin, die der gute Ge-

nius des Landes war. Sie verbreitete Frieden und Segen über den ganzen Hofstaat und hielt alle Gewaltsamkeiten und Unordnungen fern. Sie starb, und die so schöne als kluge Tse-Tien verstand es, den verwitweten Gemahl so in ihre Netze zu verstricken, daß sie nicht allein zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erhoben ward, sondern sogar nach seinem Tode als Selbstherrin aufzutreten wagen konnte. Sie behauptete bis zum Jahre 705 die Herrschaft und zwar, das gestehen selbst ihre Feinde, zum Heile des Reiches, obschon sie durchaus auch vor den gewaltsamsten Maßregeln keineswegs zurückbebte. Die höchst interessante Geschichte dieser außerordentlichen Frau verdient wohl eine umfassende Darstellung nach den chinesischen Quellen [34]), würde hier jedoch zu viel Raum in Anspruch nehmen.

Unter ihren Nachfolgerinnen erscheinen noch mehrere ausgezeichnete Frauen, z. B. die Mutter des Stifters der 19. Dynastie, des Taitsu (960 nach Christi Geburt), deren weisen Ermahnungen und Rathschlägen dieser Fürst zum Theil seine Erfolge verdankte.

Namentlich aber spielen die Kaiserinnen eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte der katholischen Mission in China, und ihrem Beispiele folgten auch andere edle Frauen. Am Ende des 16. Jahrhunderts erlangte der unermüdliche Jesuit Ricci, der durch seine Gelehrsamkeit, wie durch seine Sanftmuth viele höhere chinesische Staats-

beamte für ſich gewonnen hatte, einen feſten Aufenthalt in Peking, der Hauptſtadt des Reiches. Unter denen, die Ricci bekehrte, war ein hoher Staatsbeamter Namens Sou unſtreitig der bedeutendſte. Mit ihm war ſeine ganze Familie zum Chriſtenthum übergetreten. Seine Enkelin Candide zeichnete ſich durch rühmlichen Eifer für daſſelbe vor den anderen aus. Sie war nur vierzehn Jahre alt, als ihre Mutter ſtarb, von der ſie im Chriſtenthum erzogen worden war. In ihrem ſechszehnten Jahre ward ſie an einen vornehmen Mann, Namens Hiu, vermählt, der noch nicht bekehrt war. Sie gewann ihn durch ihre Sanftheit und ihr Beiſpiel. Er ſtarb zwei Jahre, nachdem er getauft worden war. Candide war mit dreißig Jahren Witwe, und ſie benutzte nun die ihr gewordene Freiheit, um ſich ganz der chriſtlichen Religion zu widmen. In den dreiundvierzig Jahren ihres Witwenſtandes ſtiftete ſie dreißig Kirchen in ihrer Heimath und neun in anderen Provinzen. Sie griff dabei weder ihr Erbtheil, noch das Vermögen ihrer Kinder an, ſondern beſtritt alle dieſe Ausgaben mit ihren Erſparniſſen und von ihrer Hände Arbeit. Durch ihren Einfluß bei den Beamten der Provinzen wurde Pater Brancati in den Stand geſetzt, viele Kirchen, Kapellen und Bethäuſer zu errichten. Die Miſſionarien überſetzten eine große Anzahl religiöſer Abhandlungen des heiligen Thomas von Aquino und anderer chriſtlichen Schriftſteller in das Chineſiſche. Die fromme

Candide ließ ſie, an 130 Bände, auf ihre Koſten drucken und in die Häuſer der Nichtgläubigen, namentlich der Gelehrten, hohen Staatsbeamten, Gouverneure, vertheilen. Ihr Sohn Baſilius, welcher Generalintendant der Poſten und der Schifffahrt war, zeigte ebenfalls großen Eifer für das Chriſtenthum. Candide erbat ſich vom Vicekönig ein großes Gebäude, worin ſie die von den armen Leuten weggeſetzten Kinder aufnahm und im Chriſtenthum erziehen ließ. Es waren ſehr Viele, die hier Nahrung, Unterkommen und Belehrung fanden. Eine Anzahl blinder Leute, die nichts zu leben hatten, hielten ſich gewöhnlich in den Straßen auf und ſuchten durch Wahrſagen ihr Brot zu verdienen. Candide ließ einige davon ausleſen, ihnen einen beſtimmten Unterhalt anweiſen und ſie in der chriſtlichen Religion unterrichten, wofür ſie auf den Straßen den Leuten das Chriſtenthum verkündigen mußten.

Wenige Jahre vor ihrem Tode erhielt ſie vom Kaiſer eine beſondere Auszeichnung. Er ſandte ihr ein prachtvolles Kleid, das mit Silberplatten und reicher Stickerei verſehen war, und einen Hauptſchmuck von Perlen und Edelſteinen. Sie erhielt dazu den Titel: Scho-Shin, d. h. tugendhafte Frau. Sie nahm dieſes Geſchenk mit Ehrfurcht an, trug es auch an ihrem Geburtstage, dann aber veräußerte ſie Silber und Perlen, um mit dem Erlös den Armen zu helfen und die Altäre zu ſchmücken.

Ihr Tod erregte allgemeine Trauer, die Armen beweinten in ihr eine Mutter, die Neubekehrten ihr Vorbild und die Miſſionarien ihre Stütze.

Eine andere Dame, die in der Taufe den Namen Agathe erhalten hatte, ahmte Candidens Beiſpiel nach. Ihr Gemahl war Vicekönig über vier Provinzen; ſie flößte ihm ſolche Liebe zum Chriſtenthum ein, daß er die Taufe verlangte und mit dreihundert Mitgliedern ſeiner Familie empfing. So vermehrten ſich nun die Kirchen in den Provinzen des chineſiſchen Reiches, trotz den Anfeindungen, welche die Miſſionarien von den Bonzen zu erdulden hatten. Der unermüdliche Pater Ricci ſtarb, nachdem er ſiebenundzwanzig Jahre in China gearbeitet, im Jahre 1610. Der Kaiſer ſchenkte den Jeſuiten ein Haus mit einem großen Garten außerhalb der Hauptſtadt, um hier den verſtorbenen Ricci zu beſtatten. Hier wurden fortan die Miſſionarien begraben.

Zur ſelben Zeit ſtarb auch Kaiſer Van-Lie; ſein Nachfolger Tien-ki war den Miſſionarien günſtig geſinnt. Er lebte aber zu kurze Zeit, als daß er der neuen Kirche weſentliche Dienſte hätte leiſten können. Im folgte (im Jahre 1628) ſein Bruder Hoai-tſong, der den Pater Adam Schaal aus Köln als hohen Staatsbeamten anſtellte, welcher ſich überaus thätig für die Kirche zeigte. Da nahte im Jahre 1636 ein Rebellenheer der Hauptſtadt, und der Kaiſer ward ſo ſehr bedrängt, daß er ſich den Tod gab,

um ihm nicht in die Hände zu fallen. Man rief die nördlichen Tataren zu Hülfe, Peking ward wieder erobert — aber die Tataren blieben nun Herren der nördlichen Provinzen. In Kantong wurde Yung-lie zum Kaiser ausgerufen. An seinem Hofe waren fünfzig Damen Christinnen, und auch unter den Hofbeamten gab es viele Christen. So kam es, daß die Mutter des Kaisers, seine erste Gemahlin und sein ältester Sohn von dem Pater Andreas Koffler sich taufen ließen. Die Kaiserin-Mutter, die nunmehr den Namen Helena führte, sandte den Pater Michael Boym mit einem Sendschreiben an den Papst Alexander VII., der dasselbe auch im Jahre 1655 erwiderte.

Bald darauf traten die Tataren siegreich gegen den Süden auf, der Kaiser mußte die Flucht ergreifen und seine Provinzen den Siegern überlassen. Die christlichen Damen des Hofes wurden in einen besonderen Palast eingeschlossen und durften mit der Außenwelt nicht weiter verkehren.

Obschon nun die Jesuiten mit der ihnen eigenthümlichen Ausdauer fortfuhren für die katholische Kirche zu wirken, auch von Zeit zu Zeit glückliche Erfolge hatten, so konnten sie doch den Gegnern nicht widerstehen, die ihnen von Europa aus erwachsen waren. Im Jahre 1723 wurde die katholische Mission in China durch kaiserlichen Befehl vernichtet[35]).

Die Frauen des mohammedaniſchen Orients

gehören unbeſtritten zu den ſchönſten Frauen der Erde, und unter ihnen tragen die Kaukaſierinnen, nach deren Beſitz der ruhige Türke wie der feurige Perſer ſich ſehnet, den Preis davon. Die Farbe ihrer Haut iſt ſehr weiß und zart, ihr Haar blond oder braun und ſeidenweich. In der Jugend ſind ſie ſchlank, werden aber bei dem Mangel an Bewegung, der eine Folge des Haremlebens iſt, und durch den Gebrauch der Bäder in ſpäteren Jahren ſehr dick, ſo daß der zarte Umriß des Gliederbaues verloren geht. Die Araberinnen haben etwas dunklere Färbung, Haar und Augen ſind ſchwarz, ihr Wuchs iſt fein und ſchlank, ihr Gang leicht und zierlich. Gerühmt wird beſonders die Schönheit ihrer Zähne.

Die arabiſchen und perſiſchen Dichter ſind voll von Schilderungen weiblicher Schönheit. Den Geſchmack für ſchlanke Taille bei voller Bruſt und ſtarken Hüften theilen Türken, Araber und Perſer mit den Hindus. Hafez ſingt:

Mein erhabnes Herz zitterte wie eine Weide
aus Sehnſucht nach einer Freundin
an Geſtalt und Wuchs der Fichte gleich.

Auch mit der Cypreſſe wird das ſchlanke Mädchen verglichen und mit dem Sevenbaum und der Palme. Sie iſt, ſingt Montannabi, ein Zweig, der auf zwei Sandhügeln der Wüſte wächſt.

Die Dichter ſchildern die Arme ihrer Mädchen weiß, rund und voll, wie die Glieder einer langhalſigen, ſchneeweißen, jungen Gemſe, die durch ſtarke Fülle die Armbänder ſprengen. Das Bein wird mit einer Säule von Jaspis oder glattem Marmor, auch mit dem Stamm der Palme verglichen.

Der Kopf aber iſt der eigentliche Sitz der Schönheit, und ſeine ſchönſte Zierde iſt die Fülle der dunklen Locken.

Ihre Locken floſſen wie eine Nacht herab,
ihr Geſicht beſchaute der Morgenröthe Glanz.

Montannabi ſchwört bei ihrer Stirne weißem Glanz und ihrer Haare Schwärze. Dann heißt es:

Abeles Lächeln und Majas Augen,
worin Schönheit ſpielt und Liebe ſchlummert,
die duftenden Hyacinthen von Azas Haar,
die mit dem lachenden Sonnenlüftchen ſpielen.
Liebegefärbte Wangen, wo Roſen ihre Röthe ſuchen,
und Lippen, von denen der Zephyr Düfte ſtiehlt.
Ihre Lippen duftender als Sommerlüftchen
und lieblicher denn ſcythiſcher Moſchus ihr Hyacinthenhaar.

Montannabi ſagt: Ihr Haar iſt wie ein Rabe ſchwarz, buſchicht, nachtſchwarz, dicht, von Natur, nicht durch Kunſt gekräuſelt; eine jede trug langes ſchwarzes Haar, das von Ambra, Aloe und Roſenwaſſer duftet.

Das Antlitz der Mädchen vergleichen die Dichter häufig mit dem Monde, der ſtrahlenden Sonne, der Morgenröthe. Die Frauen von Emeſſa ſind von ſo außer-

ordentlicher Schönheit, daß ſie ſelbſt den Mond an Glanz übertreffen. Ihr Schleier iſt eine dünne Nebelwolke, die den Mond verhindert aufzugehen.

Unerſchöpflich ſind die orientaliſchen Dichter in den Schilderungen ſchöner Augen. Sie vergleichen ihre Wirkung mit der von Schwert und Pfeil. Was den Schwertern die Scheide, ſind den Augen die Augenbrauen; ſchmachtende Augen haben uns getödtet, wir ſind hingeſtreckt von der Mädchen großen Augen. Montannabi ſingt:

Sie ſchießen mit Pfeilen, deren Gefieder die Augenwimper ſind, und ſpalten die Herzen, ohne zu ritzen die Haut.

Auch mit Perlen in der Muſchel werden die Augen der Mädchen verglichen, beſonders häufig aber mit den ſanften Augen der Gazellen und mit den Narciſſen, den zaubertrunkenen Narciſſen. So ſagt Ferduſi: Noch gleicht die Narciſſe, welche die Blumenkenner rühmen, ihrer ſchönen Augen ſtrahlendem Glanz. Ibrahim Baſſa ſang von den Augen ſeiner Braut, der älteſten Tochter des Sultans Achmet III.:

Deine Augen ſind ſchwarz und liebenswürdig,
aber wild und ſtolz, wie eines Hirſches Augen.

Die Naſen der Schönen ſind fein und gerade und werden mit des Schwertes Schärfe verglichen. Ihre Wangen ſind roth wie Roſen, blühend wie Anemonen, ſchimmernd wie Wein und des Granatapfels Blüthe, glän-

zend wie die Himmelskörper, wie Sonne und Mond oder ſanft blühend wie die lieblichſten Blumen. So ſingt Hafiz: Vollkommen war der Roſe ſchönes Bild geprägt auf ihre Wangen. — Die Roſe verfärbte ſich beim Anblick ihrer Wangen, des Jasmins Silberknospe erblaßte.

Der Mund ſchöner Orientalinnen muß unter dunkelrothen Lippen blendend weiße Zähne zeigen. Die korallenfarbenen Lippen duften wie die offene Roſenknospe. Ihre Lippen ſind roth wie Carneole, wie Rubine, die weißen Zähne glänzen wie Perlen, wie Hagelkörner, wie Tropfen Weines, weißſchimmernd wie Camillen und Palmenblüthen, wie Narciſſen.

Der Hals der ſchönen Mädchen iſt weiß und ſtolz hervorragend, wie der der weißen Gazelle, wie ein Thurm von Elfenbein, wie Davids Thurm gebaut zur Waffenburg, der Buſen ſchöner als Hügel von Schnee[86]).

Die Tracht der orientaliſchen Frauen iſt von der der europäiſchen weſentlich verſchieden; ſie tragen durchgehend weite Beinkleider, darüber ein kurzes Hemd mit langen Aermeln, ſo wie mehrere kürzere und längere Kaftans. Das Haar wird lang und unverſchnitten getragen. Außerhalb des Hauſes erſcheinen ſie nie anders als dichtverſchleiert. Die Füße werden mit Socken aus dunkler Farbe bekleidet und darüber Pantoffeln gezogen. Den Scheitel deckt ein kleines Käppchen, um das ein Shawl als Turban gewunden wird; ein anderer dient als Gürtel.

Eine europäiſche Dame, Gräfin Ida Hahn-Hahn, ſchildert die Frauen von Damask mit folgenden Worten:

„Die weiten Pantalons, der geſchlitzte Rock, der enge Spenſer, der um den Buſen ganz tief ausgeſchnitten iſt und die Taille knapp umſpannt, wie ein Corſet, das Hemd von Gaze oder ich weiß nicht von welchem transparenten Stoff, der den Buſen ein wenig verhüllen ſoll, aber ſchlecht gewählt für dieſen Zweck iſt. Die ſchreiendſten Farben ſind die beliebteſten. Eine der Damen trug kirſchfarbene Pantalons, einen Rock von weißem Perkal mit Rameyen von bunter Seide und Gold durchſtickt, einen maigrünen Atlasſpenſer, einen geſtreiften perſiſchen Shawl um die Hüften. Eine andere citronfarbige Pantalons, einen roſenfarbenen Rock und einen ſchwarzen Sammetſpenſer. Eine dritte war ganz und gar in himmelblauen Stoff mit Goldrändchen gekleidet und hatte dazu einen ſuperben purpurfarbenen Shawl als Gürtel um, und doch, wenn ſie mir entgegentraten, war mein erſtes Gefühl immer ein kleiner Schreck. Sie malen ſich grell an; die Augenbrauen ganz rund, wie ein byzantiniſcher Bogen, kohlſchwarz und fein, die Wangen ſehr hübſch roth und eben kein warmes menſchliches Colorit, die untern Augenlider bei den Wimpern mit einem ſchwarzen Strich, der ſich bis zu den Schläfen hinzieht. Unter dieſer Kruſte muß man das Geſicht hervorſuchen. Die Geſtalt iſt mit dem zuſammengepreßten und entblöſeten Buſen, mit dem

dicken Shawlgürtel um die Hüften nicht graziös, und was ſie nun vollends ſteif und unbeholfen macht, iſt die Gewohnheit, auf Kabkabs zu gehen. Das ſind kleine Stelzen oder Schemel von Holz, mit Perlmutter ausgelegt, fußhoch, die mit einem Lederriemen über den Fuß gehen und auf denen ſie im Hauſe beſtändig umherwandeln, ſei es, damit die Gewänder nicht an der Erde ſchleppen, oder damit ſie ſelbſt größer erſcheinen, oder um ſich die Füße nicht auf den Marmorballen zu erkälten. Sie ſteigen ſogar Treppen mit Kabkabs herauf und herab. Das erfordert freilich eine gewiſſe Geſchicklichkeit, aber ungraziös bleibt es dennoch. Der Fuß muß immer ganz gerade aufgeſetzt und das Bein ſteif gehalten werden; ſonſt verliert man die Maſchinen, deren Geklapper überaus widerwärtig iſt.“ So iſt die Tracht der Damen von Damask; je nach den Städten und Landſchaften iſt ſie im übrigen Orient mehr oder minder abweichend. In Aegypten, Syrien und Meſopotamien tragen die Frauen außer dem Schleier einen weiß und blau gewürfelten weiten Mantel. In Moſul beſteht der Frauenſchleier, der die ganze Vorderſeite der weiblichen Geſtalt verhüllt, aus Pferdehaar, und vor den Augen iſt eine mit Gittergeflecht verſehene Oeffnung von etwa drei Quadratzoll. In Aegypten und Perſien iſt der Schleier blau.

Das meiſt ſehr warme Klima des Orients hat ſeit den älteſten Zeiten den Gebrauch der Bäder nothwendig

gemacht. In allen größeren Ortſchaften ſind öffentliche Bäder vorhanden. Den Mittelpunkt eines ſolchen Bades bildet ein geräumiges Gemach mit einer mehr oder minder großen halbkugelförmigen Kuppel, die mit zahlreichen kleinen Oeffnungen verſehen iſt, durch welche das Licht hereinfällt; der Raum iſt durch Oefen geheizt, die unter dem Fußboden angebracht ſind. Der Eintretende muß vorher mehrere Vorzimmer durchſchreiten, die allgemach eine höhere Temperatur haben. Im Hauptzimmer ſind die marmornen Badewannen angebracht, und unter der Kuppel hängen auf Leinen die dicken, weichen und flockigen, großen Badetücher, die die Näſſe ſofort von der Haut aufſaugen.

Die öffentlichen Bäder werden zu beſtimmten Zeiten des Tages und der Woche für die Frauen ganz allein in Anſpruch genommen. Es wird ſodann ein Tuch vor den Eingang gehangen und damit angedeutet, daß den Männern der Zutritt jetzt nicht geſtattet iſt. Nächſtdem iſt aber für die Frauen ein beſonderer Eingang vorhanden. In den Bädern halten die Frauen ihre Zuſammenkünfte und verbringen hier mit munterem Geſchwätz die Zeit, wobei die Tabackpfeife nicht fehlt.

Der Schmuck der Frauen des Orients beſteht zunächſt in der Bemalung, eine Sitte, die ebenfalls im alten Aegypten gewöhnlich war. Die Augenlider werden mit einer feinen ſchwarzen Linie umrandet, was man

mit einem eigens zubereiteten Farbeſtoff bewerkſtelligt, der Kohhol heißt und aus Bleierz, Manganoxyd, Galläpfeln, Lampenruß und anderen Stoffen bereitet wird. Dieſe Farbe wird in beſonderen Büchschen aus Stein, gebrannter Erde, Glas, Bronze, Elfenbein aufbewahrt, aus denen man mit einem Stäbchen dieſelbe aufträgt. Solche Büchschen kommen unter den ägyptiſchen Alterthümern häufig vor. Wie im alten Aegypten, ſo bedienen ſich auch im Orient Männer dieſes Schmuckes[37]).

Die Damen von Damask bemalen außerdem Wangen und Stirn mit weißer und rother Farbe. Die Frauen der Araber und Kurden färben ihre Lippen blau.

Endlich werden auch Hände und Füße gelb, die Nägel aber ſchwarz bemalt. Die Hände werden an einigen Punkten des Orients nur inwendig gefärbt. Das geſchieht mit Henneh, einer aus Pflanzenſtoffen bereiteten Farbe, die, mit Waſſer angefeuchtet, auf der Haut liegen bleiben und dieſelbe beizen muß. Man hat im Orient mehrfache Recepte dafür.

Die Tätowirung fanden die Reiſenden bei den Araberinnen und den Frauen des Libanon. In Aegypten verzieren Frauen, auch Männer, ihre Haut an Händen, Armen, Stirn, Kinn, Bruſt, Bauch mit eingeritzten und ausgefärbten Figuren. Am Libanon tätowiren die Frauen den Buſen; in der Mitte bringen ſie gemeiniglich die Figur eines Palmbaumes und auf jeder Bruſt einen Stern an[38]).

Das Haupthaar wird im Orient, wie bei den alten Aegyptern, bis auf einen kleinen Büschel von den Köpfen der Männer ganz abgeschoren; die Frauen aber tragen dasselbe ganz lang und verwenden die größte Sorgfalt auf die Pflege desselben. Es wird in den Frauenbädern mit einer Lauge aus aschfarbener Erde gewaschen, die das Wachsthum desselben befördert. Es wird nächstdem auch mit wohlriechenden Salben eingerieben, und man hat für diesen Zweck mancherlei Pomaden, die mit Galläpfeln, Antimon, Gewürznelken, Olivenöl, Rosenwasser, Aloeholz und anderen Stoffen verschiedenartig gemischt sind, um Fülle und Glanz des Haares zu mehren. Die Mädchen lassen das Haar offen und frei den Rücken hinabfließen, die Frauen aber bilden daraus zwei oder mehrere Flechten, in denen sie oft bunte Bänder und kleine Goldmünzen anbringen.

Die Damen des Orients, vor allen aber die Perserinnen treiben mit Ringen und Anhängseln aller Art einen großen Luxus. Die Ohren der Araberinnen sind mit soviel Löchern durchbohrt, als sich nur anbringen lassen, und hierinnen werden Ringe von Gold und Silber, sowie gefaßte Edelsteine eingehangen.

Nasenringe tragen gleich den Hindus auch die Frauen in Arabien, Aegypten, Persien, Bagdad u. s. w. Die der Araberinnen sind aus Gold, wie ein Federkiel dick und innen hohl, auch mit Edelsteinen besetzt. Anstatt des Ringes bringt man im Nasenflügel auch wohl einen großen

Knopf an. In Damask und Perſien binden die Frauen eine Schnur um den Kopf, von welcher Tropfen von Gold, bunten Edelſteinen und Perlen auf die Stirn herabhängen. Finger- und Zehenringe ſind gewöhnlich. Armringe erſcheinen ſchon auf den Denkmalen Aegyptens, wie Aſſyriens. Großer Luxus mit Arm- und Fußringen herrſcht in Perſien und in der Türkei. Sie ſind aus edlem Metall und mit koſtbaren Steinen und Perlen beſetzt.

Hals und Bruſt werden mit Schnuren von Perlen, Korallen oder Glas geſchmückt. Von Venedig aus gehen alljährlich große Sendungen von Glasperlen, theils einfach in Roth, Schwarz, Weiß und Blau von der Größe eines Pfefferkorns, theils auch in mehreren Farben in der Größe von Erbſen und kleinen Bohnen nach Nordafrika, Aegypten, Konſtantinopel und Syrien. Ein Haupthandelsplatz für dieſe Gegenſtände iſt Dſchidda. Die Araberinnen tragen außerdem Halsſchnüre von ſchwarzem Horn, Bernſtein und Korallen, die im rothen Meere gefiſcht werden. Aus Indien kommen dorthin Perlen aus Achat, Wachs, Sandelholz und wohlriechendem Kalambak.

Die Halsbänder der vornehmen Türkinnen und Perſerinnen ſind aus edlem Metall und mit ächten Perlen und Edelſteinen möglichſt koſtbar verziert.

Schnüre aus koſtbaren Stoffen werden wohl auch ins Haar geflochten, um deſſen Schönheit noch mehr zu

erhöhen. Geſtickte Käppchen von Sammt, Scharlach und anderem prächtigen Stoff bedecken den Scheitel der Damen. Zwiſchen Beirut und Damask fand Gräfin Hahn-Hahn einen ſeltſamen Kopfputz bei den Frauen. Er erhob ſich über der Stirn in Geſtalt eines ellenhohen, ſchief nach vorn geneigten hölzernen Kegels. Die Frauen befeſtigen dieſen Thurm unter ungeheuern Schmerzen durch eine hölzerne Feder am Kopf, werfen dann einen dunkelblauen Schleier über und binden ihn daran feſt. Die Druſenfrauen tragen ein ähnliches, 2½ Fuß hohes ſilbernes Horn, das gleichermaßen zur Befeſtigung des Schleiers dient.

Die Wohlgerüche ſind bei den Frauen, wie bei den Männern des Orients überaus beliebt, vor allen Moſchus, Sandelholz und Spike. Beide Geſchlechter tragen Miſchungen davon in kleine Säckchen genäht in den Taſchen. Die Locken der Damen duften von Wohlgerüchen. „Das Moſchushaar", ſingt Ferduſi, „in wallenden Ringeln gekräuſelt, ſpielt mit der Luft und ſcherzt, wenn es losgelaſſen flattert."

Zu den Luxusgegenſtänden gehören auch die Fächer und Sonnenſchirme. Die türkiſchen Damen bedienen ſich der Fächer nur im Sommer und im Innern des Harems. Dieſelben ſind rund, aus Flaumfedern oder Pergament gemacht und mit Goldblumen beſtreut. Der Griff iſt von Elfenbein oder Ebenholz. Wenn die Türkinnen ruhen oder bei Tiſche ſind, laſſen ſie ſich durch ihre Sclavinnen Luft zu-

wehen. Die Araber von Dſchidda und Mekka, dann die der africaniſchen Nordküſte führen Fächer in Geſtalt kleiner Fahnen. Sie ſind von der Größe eines Quartblattes Papier, aus Palmenblättern geflochten, mit bunter flockiger Seide verbrämt und mit einem hölzernen Stiele verſehen.

Die Spiegel der Orientalinnen beſtehen meiſt aus runden Silberplatten, deren Ränder und Stiele meiſt ſehr koſtbare Verzierungen zeigen.

Dieß iſt die äußere Erſcheinung der Frauen des Morgenlandes.

Auch im Orient iſt, wie in Indien und China, die eigentliche Heimath, der weſentliche Schauplatz der weiblichen Thätigkeit das Innere des Hauſes. Am öffentlichen Leben nehmen die Frauen nie Antheil; nur die der ärmſten Claſſe und die nichtehrbaren erſcheinen auf der Straße. Die Frauen kommen jedoch auch durch eigenes Verdienſt in den Himmel.

Die Anſicht, welche der Orient von den Frauen hat, iſt wohl am ſchönſten in der ſechsunddreißigſten Makame des Hariri ausgeſprochen. Der Scheich antwortet dem Manne, der ihn fragt, ob er Mönch werden ſolle, Folgendes:

War dein Prophet, den Gott gegnadet,
nicht verheirathet?
und haſt du nicht gehört, daß ein frommes Weib
iſt ein edler Zeitvertreib
und eine Wohlthat an Seel und Leib?

die den Augen wohlthut
und im Herzen macht wohlgemuth,
eine Würze der Lebenskoſt,
eine Kühlung in der Hitz' und eine Wärm' im Froſt;
die gehorchet ihres Mannes Worten
und ſchließt ſeines Hauſes Pforten,
ſeine Begierden beſchränket,
ſeinen Sinn zur Begnügſamkeit lenket,
daß er ſeinen Haushalt wohlbeſtellt
für dieſe und die künftige Welt.
Willſt du werden zum Verräther
an der Satzung deiner Väter?
Willſt du wie die Thoren verderben
und nicht wie die Frommen ſterben,
die Gottes Segen erwerben
und hinterlaſſen Erb' und Erben?

Der Koran hat über die Ehe folgende Beſtimmungen.

„Der Gläubige ſoll keine ungläubige Frau heirathen, aber auch keine Gläubige an einen Ungläubigen zur Ehe geben. Der Sohn darf die Witwe des Vaters nicht zur Frau nehmen. Heirathen, ſagt der Koran, dürft ihr ferner nicht eure Mütter, eure Töchter, eure Schweſtern, eure Muhmen und Baſen, ſie mögen es von der Seite des Vaters oder der Mutter ſein, ingleichen nicht die Töchter eurer Brüder, eurer Schweſtern, die Ammen, die euch geſäugt haben, eure Milchſchweſtern, eure Stieftöchter, bei welchen ihr des Vaters Stelle vertreten habt und die von euren Weibern geboren ſind, ehe ihr deren Männer wurdet. Auch dürft ihr nicht heirathen die Weiber eurer

Söhne, die von euch herſtammen, und zwei Schweſtern zugleich. So dürft ihr endlich nicht freie Weiber heirathen, die ſchon verheirathet ſind, nur die Sclavinnen ausgenommen, die euer Eigenthum geworden. Dieß ſind göttliche Geſetze. Außer dieſen Fällen könnt ihr euch nach Gefallen vermählen. Ihr könnt euch nach dem Ertrage eurer Glücksgüter Weiber nehmen, ſoviel ihr wollt; nur müſſen ſie ehrbar und züchtig ſein. Der Vortheile wegen, die ihr von ihnen habt, gebt ihnen die gewöhnliche Morgengabe, wie es denn euch auch verſtattet ſein ſoll, einen freiwilligen Vergleich mit euren Ehegattinnen zu errichten. Den aber unter euch, der nicht Mittel genug hat, freigeborene, gläubige Weiber zu heirathen, laſſet gläubige Sclavinnen nehmen, die euer Eigenthum geworden ſind. Doch ſollt ihr ſie nur mit Bewilligung ihrer Herren heirathen und ihnen nach Vorſchrift der Geſetze ihre Morgengabe reichen. Und auch dieſe müſſen züchtig ſein, dem liederlichen Leben nicht zugethan und nicht gegen fremde Mannsperſonen geneigt. Vergehen ſie ſich aber nach geſchloſſener Heirath durch Ehebruch, ſo ſollen ſie die Hälfte der Strafe leiden, die über freie Weiber verhängt iſt. Dieſe Verheirathung iſt nur dem erlaubt, der ſich vor den Ausſchweifungen fürchtet, in welche freigeborene Weiber ſo leicht gerathen können. Aber immer wird es für euch beſſer ſein, wenn ihr keine Sclavinnen heirathet. Doch Gott iſt nachſehend und erbarmend. Die Männer

ſollen vor den Weibern den Vorzug haben, weil Gott ein Geſchlecht von dem anderen durch Vorzüge unterſchieden hat. Außerdem aber ſind jene verpflichtet, dieſen den nöthigen Unterhalt zu reichen. Daher ſollen rechtſchaffene Weiber gehorſam ſein und jedes Geheimniß verwahren, weil Gott ſie durch den Schutz ihrer Männer verwahrt. Denjenigen aber, von denen ihr fürchten könnt, daß ſie unredlich handeln, gebt Verweiſe, enthaltet euch ihrer und peitſcht ſie. Gehorchen ſie euch aber, ſo vermeidet alle Gelegenheit, unwillig auf ſie zu werden. Denn Gott iſt hoch und groß. Fürchtet ihr eine Trennung zwiſchen einem Manne und ſeinem Weibe, ſo macht Mittelsperſonen für beide Theile aus, eine, die auf die Seite des Mannes trete, und eine andere, die der Frau ſich annehme; ſind dieſe Mittelsperſonen zur Verſöhnung geneigt, ſo wird Gott unter beiden eine Vereinigung bewirken. Dafern eine Frau von ihrem Manne beſorgen muß, daß er ſie ſtolz behandeln oder gar verabſcheuen werde, ſo thun beide wohl, wenn ſie ihre Zwiſtigkeiten unter einander beilegen. Denn die Verſöhnung iſt der Eheſcheidung immer vorzuziehen. Insgemein ſind die Gemüther der Menſchen habſüchtig; ſeid ihr nun wohlthätig gegen die Weiber und gegen jede Ungerechtigkeit wieder ſie auf eurer Hut, ſo wird Gott dieß gnädig bemerken, was ihr in dieſer Gemüthsverfaſſung thut. Mit gleicher Liebe könnt ihr freilich nicht alle eure Weiber lieben, ſo ſehr ihr es euch auch angelegen ſein

laſſet; nur trennt euch von dem Weibe, welches ihr weniger liebt als ein anderes, nicht unter Aeußerungen von Haß und Abſcheu, ſondern laſſet ſie lieber in Abſicht auf eure Neigung in Ungewißheit. Wenn ihr euch vergleichet und die Ungewißheit vermeidet, ſo wird euch Gott vergeben und barmherzig ſein."

Dieß ſind die Worte des Propheten in der, die Weiber überſchriebenen vierten Sure des Koran. Der Prophet empfiehlt aber auch anderwärts gar häufig den Minnern Milde und Nachſicht gegen die Schwachheit der Weiber und macht es ihnen zur Pflicht, ſie gut zu behandeln. Gott belohnt das. Der Bekenner des Islam, der ſeine Pflichten erfüllt, kommt in das Paradies und wird da mit ſeinen Weibern fröhlich ſein, denn gläubige Weiber kommen auch in das Paradies. Sie werden, nach der Sunna, dort in ewig junge, ſchöne Weſen verwandelt, die den irdiſchen Schwächen und Leiden ihres Geſchlechts nicht unterworfen ſind [39]).

Der Prophet ſetzt ferner in derſelben Sure über das Erbe der Frauen folgende Regel feſt: „Der männliche Erbe ſoll ſo viel haben, als zwei weibliche. Wenn aber weibliche Erben ohne Töchter da ſind und zwar über zwei, ſo ſollen ſie zwei Drittheile von der Verlaſſenſchaft erhalten. Iſt aber nur eine da, ſo ſoll ſie die Hälfte bekommen. Den Eltern des Verſtorbenen ſoll und kann einem jeden derſelben der ſechste Theil von der Verlaſſenſchaft werden,

wenn er einen Sohn hat; wenn aber kein Sohn da ist, und die Eltern erben, so soll die Mutter den sechsten Theil hinnehmen. Euch aber gehört die Hälfte von der Verlassenschaft eurer Weiber, wenn sie ohne Kinder sterben. Lassen sie jedoch Kinder zurück, so gebührt euch nach Abzug der Vermächtnisse und der zu bezahlenden Schulden der vierte Theil. Auch gehört den Weibern der vierte Theil von eurer Verlassenschaft, wenn ihr ohne Kinder seid. Habt ihr aber Kinder, so bekommen diese den achten Theil von eurer Verlassenschaft, nachdem vorher die von euch gestifteten Vermächtnisse berichtigt und eure Schulden bezahlt worden sind. Wenn Jemand von einem, der keine Eltern und Kinder hat, oder von einem Frauenzimmer zum Erben eingesetzt wird und der Erblasser einen Bruder oder eine Schwester hat, so gehört einem Jeden von diesen Beiden der sechste Theil der Verlassenschaft. Sind aber mehrere Brüder oder Schwestern vorhanden, so sollen sie gleiche Rechte mit dem dritten Theile haben."

Bei den Arabern, Persern, Türken und nordafricanischen Islambekennern ist es Sitte, die Zukunft der Frau möglichst sicher zu stellen, wenn sie aus dem Hause der Eltern in das des künftigen Gatten übergeht. Und damit hängen denn die Heirathsgebräuche zusammen. Die Ehen aber werden im ganzen mohammedanischen Orient, auch in Indien und Java, wo der Islam herrscht,

folgenderweiſe und zwar durch die Eltern der künftigen Gatten geſtiftet.

Bereits in der frühen Jugend des Brautpaares findet die Verlobung ſtatt; die Ehe wird vollzogen, wenn daſſelbe die mannbaren Jahre erreicht hat. Der Bräutigam bekommt ſeine Braut nicht eher als am Tage der Vermählung zu ſehen. Der Vater oder der Verwandte, welcher ſeinen Sohn oder ſeinen Neffen verheirathen will, beauftragt einige Frauen, auf die Brautſchau auszugehen. Wenn eine dieſer Frauen nun ein paſſendes Mädchen entdeckt hat, ſo beſchreibt ſie daſſelbe blühender als eine Roſe, duftreicher als das Veilchen u. ſ. w., und nun beginnt die Unterhandlung mit deren Eltern in Betreff der Ausſtattung, welche die künftige Frau zu erhalten. Es wird ein Vertrag geordnet, der aber von einem Mollah unterzeichnet werden muß. Mittlerweile haben ſich Braut und Bräutigam in der Nähe eingefunden; ſie bleiben jedoch während der folgenden Ceremonie unſichtbar. Der Stellvertreter der Braut erklärt dann derſelben, daß er gekommen ſei, ſie zur Frau zu nehmen, und zwar gegen die vertragsmäßig beſtimmte Ausſtattung. Nachdem nun der Bevollmächtigte der Braut eine gleiche Erklärung abgegeben, verlieſet der Mollah einige Gebete und befragt beide noch unſichtbare Perſonen, Braut und Bräutigam, ob ſie dem Vertrage beiſtimmen. Ihre Antwort iſt bejahend, und der Mollah erklärt ſie nun für Mann und

Frau. Der Braut wird darauf ein vom Bräutigam mitgebrachter Schleier übergeworfen, und man überreicht ihr einige wohlriechende Samenkörner, welche ſie bei der Ankunft im Hauſe ihres Mannes eſſen muß, damit ſie einen ſüßen Athem in ſeiner Gegenwart habe; auch erhält ſie etwas Kampher und Roſenwaſſer. Die Braut begiebt ſich zu Pferde nach ihrer neuen Wohnung und wird dabei von allen ihren Verwandten begleitet, welche Geſchenke von Zuckerwerk und Eingemachtem tragen. Darauf ſagt ſie ein in Verſen abgefaßtes, an den Propheten gerichtetes Gebet her, um eine flecken- und makelloſe Ertheilung jeglicher Dinge zu erlangen, die ihr Freude machen können. Dann beginnen im Hauſe Feierlichkeiten, welche auch bei den Aermſten drei Tage währen, bei Vornehmen und Reichen aber oft die Dauer eines Monats überſchreiten, und wobei Prunkſüchtige wohl einen namhaften Theil ihres Vermögens darauf gehen laſſen. Zehn Tage nach der Vermählung muß das junge Ehepaar einen Beſuch bei den Eltern der jungen Frau abſtatten, wobei daſſelbe einige Geſchenke erhält.

Alle Ehebündniſſe werden im Orient vor dem Gericht, d. h. dem Kadi geſchloſſen; da nun im mohammedaniſchen Orient der Koran die Quelle des Geſetzes iſt, d. h. Staat und Kirche ein ungetrenntes Ganzes bilden, ſo erhält die Ehe dadurch zugleich ihre religiöſe Weihe.

Bei dem Abſchluß der Ehe wird eine Morgengabe

oder Ausſtattung von Seiten des Mannes dargebracht, damit für den Fall, daß derſelbe vor der Frau ſterben oder eine Eheſcheidung eintreten ſollte, die Zukunft der letzteren ſicher geſtellt ſei. Außerdem giebt aber auch der Vater der Braut, wenn er es ſonſt im Stande iſt, ſeiner Tochter eine Summe Geldes mit, das ihr Eigenthum bleibt. Ein armer Vater kann von ſeinem Schwiegerſohne leicht befriedigt werden. Der Vater zieht natürlich einen vornehmen und reichen Schwiegerſohn einem armen und geringen vor. Oft giebt jedoch auch ein reicher Mann ſeine Tochter einem armen und ſchenkt dieſem eine Summe, damit er die im Ehecontracte beſtimmte Morgengabe in Gegenwart des Kadi und anderer Zeugen übergeben könne. Dann muß aber der Bräutigam ſeiner Frau für den Fall, daß er ſie verſtoßen ſollte, eine große Summe ausſetzen, damit ſie ſicher ſei, er werde an keine Veränderung denken. Da die Frau nicht verpflichtet iſt, das ihr eigenthümlich gehörende Vermögen in die Hände des Mannes zu geben, ſo iſt dieſer oft gar ſehr abhängig von ihr. Außerdem hat die Frau das Recht, auf Scheidung anzutragen, wenn er, der Mann, ſie ungebührlich und unwürdig behandelt.

Es kommt vor, daß der Mann ſeine Frau verſtößt, wenn er ihrer überdrüßig iſt. Allein es wird für einen Ehrenmann für ſehr unanſtändig gehalten, wenn er ſeine Frau ohne wichtige Urſache verſtößt.

Reiche Männer nehmen ſich wohl eine Frau aus niederem Stande, heirathen dann die vom Geſetz geſtatteten drei Nebenfrauen und kaufen ſich nebenher mehrere Sclavinnen. Der Muſelmann hat nun zwar das Recht, vier Frauen zu heirathen, allein es ſind im Verhältniß nur ſehr wenige, welche davon Gebrauch machen können, da dieß einen ſehr großen Aufwand erfordert. Mehrere Frauen vertragen ſich nicht in einem und demſelben Hauſe und beläſtigen den Mann mit ihren Klagen und Anſprüchen. Er muß daher für eine jede eine beſondere Haushaltung gründen. Außerdem verlangt der größte Theil der Frauen bei ihrer Verheirathung die Verſicherung, daß der Mann, ſo lange ſie lebt oder keine Eheſcheidung erfolgt, keine andere Frau ins Haus bringe. Indeſſen können ſie nicht verhindern, daß er ſchwarze oder weiße Sclavinnen ſich ankauft und zu ſeiner Bedienung bei ſich hat. Doch darf er die Sclavinnen, welche der Frau eigenthümlich gehören, nicht berühren; vergißt er ſich mit dieſen, ſo hat die Frau das Recht, ſeine Beſtrafung zu verlangen.

Wenn der Mann ſeine Frau wöchentlich einmal beſucht, wenn er ihr geſtattet, ins Bad zu gehen, wenn er für ihren ſtandesmäßigen Unterhalt in Nahrung und Kleidung ſorgt, und wenn er ihr nichts Unwürdiges zumuthet, dann kann ſie nicht auf Eheſcheidung antragen.

Die meiſten Orientalen begnügen ſich mit einer Frau, da ſie wiſſen, daß ſie mit mehreren bei Weitem nicht ſo

glücklich leben. Das arabiſche Sprüchwort ſagt: Der Gatte zweier Weiber iſt wie ein Nacken zwiſchen zwei Stöcken. Im Mittelſtande Arabiens kommt Polygamie faſt gar nicht vor. Wohl aber nehmen reiche Türken mehrere Frauen, um ihren Wohlſtand öffentlich zu bekunden.

In Dſchidda und Mekka nehmen die Männer abyſſiniſche Sklavinnen ins Haus, die ſie erſt dann heirathen, wenn ihnen dieſelben ein Kind geboren. Viele Einwohner von Mekka kaufen ſolche Sklavinnen, weil ſie weniger Anſprüche machen als die Araberinnen.

In Abyſſinien hat dagegen faſt jeder Mann, Mohammedaner wie Chriſt, mehrere Frauen. Allein nur die Reichen pflegen ſie an einem Orte zu halten, indem deren jede auch ihren beſonderen Haushalt haben muß. Abyſſiniſche Geſchäfts- und Kaufleute, die viel umherreiſen müſſen, haben in jeder Ortſchaft, die ſie von Zeit zu Zeit berühren, eine Frau. In Aegypten, wie in Perſien kann man Heirathen auf beſtimmte Zeitabſchnitte, von einer Woche bis zu einem Jahrhundert, abſchließen.

Die Frauen des Orients leben nur im Hauſe. Um öffentliche Angelegenheiten, um Geſchäfte, um Literatur kümmern ſie ſich nie. Sie wachſen ohne alle eigentliche geiſtige Pflege bei der Mutter und unter deren Dienerinnen auf. Sie leben in der größten Unwiſſenheit, ſo daß ſie kaum die Sonne vom Monde und die Nacht vom Tage

zu unterſcheiden wiſſen. Geiſtige Bedürfniſſe empfinden ſie nicht, ſie haben keine Sorgen und werden in Ueberfluß mit allen materiellen Bedürfniſſen verſorgt. Für ſie giebt es keinen morgenden Tag. Sie ſticken in Seide und Gold, beſetzen ihre Pantoffeln mit Flittern, klimpern höchſtens ein wenig auf einem Saiteninſtrumente oder ſchlagen das Tamburin. So wenigſtens berichten die Reiſenden, denen freilich die nähere Bekanntſchaft mit den Damen des Orients verſagt war und die in ihr inneres Leben tiefere Blicke zu thun keine Gelegenheit hatten. Wenn wir aber die Erzählungen der tauſend und einen Nacht durchgehen, ſo finden wir genug Beiſpiele von Damen, die durch die Feinheit und Lebhaftigkeit ihres Geiſtes und die Anmuth ihrer Rede die Männer, die ſie zu ſehen das Glück hatten, entzückten. Da jedoch Frauen niemals öffentlich erſcheinen, ſo fehlt es an Gelegenheit, ſie zu ſehen. Reiſenden, welchen ein längerer Aufenthalt dennoch nähere Einſicht in das Leben der orientaliſchen Damen gewährte, verſichern, daß ſie ſich in ihrem eingezogenen Leben gar nicht ſo übel befinden und daß Dummheit, Gemeinheit und Faulheit nichts weniger als die Grundzüge ihres Charakters bilden. Jaubert ſagt, daß ſich die Damen Perſiens durchaus nicht als unterdrückte Weſen betrachten, obſchon ſie dem Zwange ſich unterworfen. Allerdings haben ſie eine gewiſſe Nonchalance, Geſchmack für Putz und Tändelei, allein im Ganzen bezeichnet er ſie

als liebenswürdig, anſtändig und ſanft. Die aus dem Kaukaſus ſtammenden Damen in den perſiſchen und türkiſchen Harems ſind in körperlicher, wie in geiſtiger Hinſicht ausgezeichnet. Die Araberinnen Spaniens genoſſen einer Verehrung und Huldigung, wie die Damen von Frankreich und Deutſchland in den glänzendſten Tagen des Ritterthums.

Die vornehmen Damen des Orients verlaſſen ſonſt nie ihr Harem, in welchem ſie Alles finden, deſſen ſie bedürfen. Von dem Beſuche der Moſcheen ſind die Frauen durch das Geſetz entbunden. Oeffentliche Bäder beſuchen nur die ärmeren Frauen, da in jedem anſtändigen Hauſe ein Bad ſich befindet; die Harems der vornehmen Welt ſind mit Arkaden, Springbrunnen, prächtig verzierten Zimmern, reizenden Gärten verſehen, in denen die Frauen ſich ergehen mögen. Harem aber heißt der geheiligte Ort, das Gemach der Frauen, das ſtets von dem des Mannes, dem Selamik, wie der Türke es nennt, getrennt iſt; es hängt mit dieſem durch Gemächer zuſammen, zu denen nur der Mann die Schlüſſel hat. Männliche Diener haben dazu niemals Zutritt, und ſelbſt männliche Anverwandte dürfen nur an hohen Feſttagen dort eintreten. Der Harem hat auf die Straße hinaus keine Fenſter, oder wenn er deren hat, ſo ſind ſie mit dichten Gittern verwahrt. Die Harems werden überdieß ſtreng bewacht, kein Fremder darf neugierig dieſem Orte ſich nahen. Die Frau darf nur von

ihrem rechtmäßigen Herrn und Gatten geſehen werden. Als Hüter dienen ſchwarze Eunuchen, die den Dienſt im Innern haben. Die äußern Zugänge werden von weißen Eunuchen bewacht. Je vornehmer eine Dame, deſto ſorgfältiger wird ſie vor jeder Berührung mit der Außenwelt bewahrt.

Geht eine vornehme Dame, etwa um einen Beſuch zu machen, auf die Straße, ſo ſchreiten mehrere mit Stöcken bewaffnete Eunuchen voraus, um jede Mannsperſon auf die Seite zu weiſen. Wenn die Frauen des Schah von Perſien die Straßen betreten, ſo gehen Eunuchen mit geladenen Gewehren vor ihnen her, die Jedermann hinwegweiſen und Jeden erſchießen würden, der ihrem Befehle nicht ſofort Gehorſam leiſtete. Auch wachen ſie vom Harem aus darüber, daß fremde Männeraugen ſich nicht in das Innere des Harems verirren, und vertreiben die Neugierigen nicht ſelten durch Flintenſchüſſe.

Im Harem ſind die Frauen mit ihrem Putz, ihren Kindern beſchäftigt. Die Wirthſchaft wird von Dienern und Dienerinnen beſorgt. Zu den beſtimmten Stunden verrichten die Frauen ihr Gebet, dann rauchen ſie ihre Pfeife, genießen Scherbet und Kaffee, empfangen die Beſuche ihrer Freundinnen. Einige von ihnen leſen, mit Schreiben aber befaſſen ſie ſich ſo wenig wie die Männer, da das Schreiben ein Geſchäft der Diener iſt, welches ſie ſo wenig als ein europäiſcher Edelmann des 11., 12. und

13. Jahrhunderts ſelbſt verrichten. Die orientaliſchen Damen nähen und ſticken nur.

Die Frau ißt niemals mit dem Manne, ſondern nur mit deſſen Mutter oder Schweſtern, die ſich bei ihr im Harem befinden. Der Mann ſpeiſt mit ſeinem Vater oder den anderen männlichen Verwandten, die mit ihm beiſammen wohnen. Iſt er allein, ſo bedient ihn die Frau und reicht ihm, wenn er nach Tiſche die Hände gewaſchen, die Pfeife und den Kaffee.

Bei der Sorgfalt, mit der die Frauen des Orients überwacht werden, ſind Verletzungen der ehelichen Treue überaus ſelten. Der Koran ſagt in der vierten Sure: „Dafern eure Weiber ſich durch Ehebruch verſündigen ſollten, ſo müßt ihr ihnen dieſes Verbrechen durch vier Zeugen beweiſen, und dann könnt ihr ſie ſo lange in beſondere Behältniſſe des Hauſes einkerkern, bis ſie entweder der Tod befreien oder Gott ihnen ein Mittel an die Hand geben wird, der Gefangenſchaft zu entkommen."

Die altarabiſche Dichtung aber ſagt in der Hamaſa:

Vergelt' es Gott dem Weibe, das ein Almoſen giebt
an einen Junggeſellen, der nicht hat, was er liebt.
Und ich will an ihr vergelten, was ſie an mir gethan,
einſt wann ich bin beweibet und ſie iſt ohne Mann.
Gönt euren Junggeſellen von euren Frauen auch was.
Vom Ueberfluß zu ſpenden, die Schrift verbeut nicht das.

Die Sitte des gegenwärtigen Orients iſt davon ganz abweichend. Frauen, die ſich mit anderen Männern ver-

gehen, werden lebendig in einen Sack gesteckt, in Orten, die an der See liegen, ins Wasser geworfen, in anderen, namentlich in Persien, aber von der Zinne eines Thurmes herabgestürzt. Doch sind solche Vergehen überaus selten im Orient.

Ihre eigentliche Bedeutung und Würde erhält die Frau im Orient, wie in China dadurch, daß sie Mutter wird. Die Unfruchtbarkeit gereicht ihr stets zum Vorwurf; die Geburt einer Tochter wird wenig beachtet, aber die Ankunft eines Sohnes als eine besondere Segnung des Himmels gefeiert.

Die Frauen sehnen sich nach dem ehrenvollen Glück, Mutter eines Sohnes zu werden, und sie achten fleißig auf allerlei Arten von Vorzeichen und Weissagen; sie sind fortwährend mit Amuletten, Talismanen und geistlichen Hülfsmitteln umgeben. Die Mollahs und Derwische sind immer bei der Hand mit guten Vorhersagungen, die, wenn sie nicht eintreffen, unbeachtet vergessen, bei günstigem Erfolg aber sehr geltend gemacht werden und den Verkündigern reichliche Früchte bringen.

Die Geburt eines Sohnes wird dem Vater mit großer Feierlichkeit angekündigt, gemeiniglich durch einen vertrauten Diener des Harem. Dieser nahet sich dem Herrn und spricht: „Meschdeh", eine frohe Kunde, worauf er ein Geschenk zu erhalten pflegt. Bei gewöhnlichen Leuten kostet diese frohe Kunde dem Vater seinen Turban oder

ſeinen Shawl. Iſt einem Mann ein Sohn geboren worden, ſo ſenden die Verwandten Glückwünſche und Geſchenke, Früchte, Eingemachtes, Goldſtoffe, Kleider, Shawls, wofür der Vater ſich durch allerlei Gegengaben abfinden muß. Es erſcheinen Banden von Spielleuten und in Perſien jene Luths, die dem ehemaligen deutſchen Hanswurſt ähneln. Die Geburt einer Tochter macht dagegen in der Familie gar kein Aufſehen, ja man ſucht dem Vater dieſes Ereigniß zu verheimlichen.

Bei der Geburt iſt die Mutter von der Hebamme und allen ihren weiblichen Verwandten und Freundinnen umgeben. Das neugeborene Kind wird gewaſchen und dann mit einer langen, in Perſien Kandak genannten Binde umwickelt, die den Körper vom Hals bis zu den Füßen einhüllt; die Arme liegen am Körper an. Darauf giebt man das Kind der Mutter unter die Decke, und die Hebamme ſagt demſelben den Kelemeh Islam, das mohammedaniſche Glaubensbekenntniß, in die Ohren: „Es giebt keinen andern Gott als Gott, Mohammed iſt der Prophet Gottes und Aly der Stellvertreter Gottes.“ Darauf nimmt die Hebamme einen Säbel und zieht mit der Spitze deſſelben auf die vier Wände der Wohnſtube eine Linie, einen Weg für Maria und ihren Sohn, damit kein weiblicher Unhold Mutter und Kind beunruhigen könne.

An dem Tage, wo die Mutter ſich vom Wochenbette erhebt, wird ein Gaſtmahl bereitet, woran alle die-

jenigen, welche bei der Geburt zugegen ſind, Antheil nehmen und wovon man Gerichte an die Freunde ſendet. Drei Tage nach der Geburt begiebt ſich die Mutter ins Bad und nimmt hier die vom Geſetze vorgeſchriebenen Waſchungen vor. Die Geburten gehen im Orient ſehr leicht von ſtatten, da die Kleidung und Lebensweiſe dem weiblichen Körper nicht ſo großen, unnatürlichen Zwang auferlegt, der im civiliſirten Europa ſo viele Fehlgeburten und Todesfälle zur Folge hat. Ammen hat man nur ſehr ſelten.

Die Mutter nährt ihr Kind ſelbſt und ſetzt das Stillen oft drei Jahre lang fort, und Knaben erhalten die Bruſt länger als Mädchen. An dem Tage, wo das Kind entwöhnt wird, trägt man daſſelbe in die Moſchee, und darauf folgt ein Gaſtmahl.

Der Hausvater bringt den größten Theil des Tages außerhalb des Hauſes zu, der Geſchäftsmann, wie der Handwerker iſt in dem Bazar, oder im Kaffeehaus. Kommt er aber zurück und tritt er in die inneren Gemächer, wo die Frau mit den Kindern verweilt, ſo eilen ihm die Seinigen entgegen, küſſen ſeine Hände, wiſchen ihm den Schweiß von der Stirn, nehmen ihm ſeine Waffen und Oberkleider ab und geben ihm Beweiſe ihrer Liebe und Ehrfurcht. So iſt es unter den höheren und mittleren Ständen in den Städten des Orients[40]).

Auf dem Lande und unter den Bauern haben die

Frauen ein eben ſo hartes Loos als ihre Standesgenoſſinnen im chriſtlichen Europa. Sie ſtehen auf ſehr niederer Stufe der Bildung und ſind unwiſſend und niedergedrückt von der Laſt der Arbeit.

Zu den beliebten Unterhaltungen der Orientalen in den öffentlichen Kaffeehäuſern gehören die Darſtellungen der Tänzer und Tänzerinnen. Letztere durchziehen gemeiniglich in Geſellſchaften den Orient. Sie ſind ſehr durchſichtig gekleidet und mit allerlei Schmuck beladen. Die Tänze begleiten ſie gemeiniglich mit dem Tamburin. In Perſien wenden ſich die ſchönſten Mädchen dieſem Gewerbe zu. Tänzerinnen finden ſich in der Türkei, wie in Abyſſinien, in Aegypten wie in Arabien und im nördlichen Afrika, ja ſie fehlen nicht in den Wüſten. Sie werden oft auch in die Harems geholt. Ihre Darſtellungen ſind nichts weniger als decent nach europäiſchen Begriffen, und ihr Leben iſt oftmals ein ſehr bunter Roman mit den grellſten Abwechſelungen von Glanz und Elend[41]).

Spazierengehen iſt ein dem Oriente ganz fremdes Vergnügen, das für die Frauen wenigſtens durch den Beſuch der öffentlichen Begräbnißplätze erſetzt wird. Außerdem bietet ein Todesfall den Frauen Anlaß, öffentlich zu erſcheinen.

In Aegypten beginnen die Frauen nach erfolgtem Hinſcheiden eines Familienliedes ein heftiges Klagegeſchrei. Wird eine Frau begraben, ſo folgen ihrem Sarge die für

Geld gemietheten Klageweiber. Sie halten ein weißes Tuch in den Händen, das ſie bald über den Kopf auseinander ſchlagen, bald um denſelben herumſchwingen, indem ſie dazu fortwährend: Juchhe, Juchhe, Schweſter! rufen. Sobald der Leichnam ins Grab geſenkt iſt, beginnt ein Todtentanz außerhalb der Umzäumung des Begräbnißplatzes. Die Weiber der Leichenbegleitung, und zwar die Anverwandten mit fliegenden Haaren, bilden einen Kreis, heulen und ſchreien überlaut, zerkratzen ſich Geſicht, Bruſt und Arme, raufen ſich die Haare aus, werfen Hände voll Staub und Sand auf ihr Haupt, beſchmieren ſich das Geſicht mit naſſer Erde und tanzen dazu in den tollſten und wahnſinnigſten Sprüngen, während die Umſtehenden in die Hände klatſchen und Trauergeſänge anſtimmen.

Wenn in Damaskus ein Mann begraben wird, ſo folgen die weiblichen Verwandten unmittelbar hinter dem Sarge.

Die Pflege der Gräber iſt, wenigſtens im türkiſchen Reiche, zum großen Theil den Frauen anheimgegeben. Die Begräbnißplätze der Städte gleichen ſchönen, anſehnlichen Gärten, denen die dunkeln Cypreſſen einen eigenthümlich ernſten Charakter verleihen. Des Freitags kommen die Frauen des mittleren und niederen Standes hier zuſammen; ſo fand Addiſon auf dem großen Begräbnißplatze von Damaskus des Freitags wohl an 700 bis 800 Frauen;

ſie hatten Myrthen- und andere Pflanzen bei ſich, mit denen ſie die Gräber ihrer Lieben bepflanzten. Einige waren damit beſchäftigt, das Gepflanzte zu begießen, andere beteten, noch andere ſaßen rauchend und ſchwatzend mit Freundinnen beiſammen. Hier und da ſchrie eine einſame Frau ſo laut, als ſollte ihr Herz über dem Grabe ihrer Verſtorbenen brechen. Viele ſaßen in ſtummer Trauer, Thränen in den Augen, an den Gräbern oder lehnten an den Marmorplatten, welche in Goldſchrift die Namen der Ihrigen trugen. Alle Gräber waren ſorgfältig mit Blumen geſchmückt, die oftmals erneuert wurden. Ueber dem einen Grabe bemerkte der genannte Reiſende einen Käfig mit mehreren kleinen Singvögeln, die jeden Abend und Morgen gefüttert wurden. Nicht minder wohl gehalten ſind die Grabſtätten der Türken in Nordafrika, wogegen die perſiſchen bei Weitem weniger Pflege zeigen. Nächſtdem erhalten nicht bloß Herrſcher, Heilige und berühmte Dichter, ſondern auch Frauen beſondere Grabmäler. In der Nähe von Bagdad befindet ſich das Grab Zoraidens, der Gemahlin des Harun al Raſchid, mitten auf einem großen Begräbnißplatze. Es iſt achteckig und etwa 30 Fuß im Durchmeſſer und an der Vorderſeite verziert. Hier ließ ſpäter Huſſein Paſcha ſeine Gemahlin Aijeſcha beiſetzen.

Iſt nun auch für die orientaliſchen Frauen das Innere des Hauſes der eigentliche Schauplatz des Lebens, ſo

haben ſie doch von da aus zuweilen großen Einfluß auf das Schickſal der Staaten geübt. Finden wir doch in den vormohammedaniſchen Zeiten ſogar eine Frau als die unumſchränkte Beherrſcherin eines großen Reiches, umgeben von allem dem Herrſcher anhaftenden Glanz und Ruhm, ſelbſt dem des Heldenthums.

Es iſt dieß Semiramis, deren Thaten von der Poeſie mit mannichfachem Reiz ausgeſchmückt wurden.

Semiramis, ſo berichtet die Sage, war die Tochter der unweit Ascalon in Syrien an einem fiſchreichen See verehrten Göttin Derketo, die ſie von einem Jüngling, der ihr ein Opfer gebracht, empfangen hatte. Die Göttin erfaßte nach der Geburt ſo tiefe Scham und Reue, daß ſie den Jüngling ermordete, das Kind in eine felſige Wüſte warf und ſich ſelbſt in den See ſtürzte, in welchem ſie ſofort in einen Fiſch verwandelt ward. Das weggeſetzte Kind aber wurde von Turteltauben bemerkt, die es mit den Flügeln wärmten und ihm aus den benachbarten Hütten Milch und ſpäter Käſe holten. Dadurch wurden die Hirten aufmerkſam, ſie folgten den Tauben und fanden das liebliche Kind, das ſie ihrem Herrn, dem Simma, übergaben, der es, da er keine Kinder hatte, bei ſich aufnahm und erzog. Es gedieh zur blühenden Jungfrau. Dieſe lernte nun Menon kennen, der Statthalter des Königs Ninus in Syrien. Er nahm ſie zur Gemahlin, und ſie gebar ihm zwei Söhne. Vor Allem aber ehrte er

ſie wegen ihrer Einſicht und Gewandtheit in allen Staatsgeſchäften.

König Ninus unternahm einen Feldzug gegen das baktriſche Reich, wo ihm die Feſtung Baktra einen ernſthaften Widerſtand leiſtete und das Heer lange Zeit aufhielt. Menon empfand eine große Sehnſucht nach ſeiner ſo ſchönen als klugen Gemahlin und bat ſie, zu ihm ins Heerlager zu kommen. Semiramis folgte dieſem Rufe mit Freuden; ſie nahm eine Tracht an, die ihr Geſchlecht verbarg, ihr freie Bewegung geſtattete, zugleich aber auch ihre Schönheit um ſo mehr hervorhob.

Im Lager angekommen ergründete ſie ſofort die Urſache, weßhalb die Feſtung nicht bereits genommen war. Man hatte nur die ſchwächeren Punkte angegriffen. Semiramis erkannte, daß vor Allem die Citadelle zu nehmen ſei. Sie ſammelte einige gewandte Krieger um ſich, erſtieg mit ihnen einen Theil der Burg, gab von da aus dem Heere ein Zeichen, und nun erſtürmten die Aſſyrer die Stadt.

König Ninus war erſtaunt über dieſe kühne That und belohnte ſie reichlich. Allein er ward auch von der Schönheit der Helkin ſo ſehr ergriffen, daß er Menon bat, ſie ihm abzutreten, dann aber, als dieſer keineswegs dazu geneigt war, ihn dergeſtalt bedrängte, daß der arme Mann ſich in der Verzweiflung ſelbſt erhing. Der König machte Semiramis alsbald zu ſeiner Gemahlin und kehrte mit

doppelter Beute nach Aſſyrien zurück. Semiramis gebar dem König einen Sohn, Ninyas, und half ihm ſo treulich als glücklich die Bürde der Herrſchaft tragen. Als der König aber ſieben Jahre darnach ſtarb, übertrug er ihr die Regentſchaft. Sie ſchüttete dem verblichenen Gemahl einen Grabhügel von 9 Stadien Höhe in der Nähe der damaligen Reſidenz Babylon auf.

Nun aber beſchloß ſie auch, ſich ſelbſt ein Denkmal am Euphrat zu gründen. Sie verſammelte deßhalb zwei Millionen Menſchen und führte an beiden Seiten des Euphrat eine unermeßliche Stadt auf, die ſie mit einer aus Backſteinen aufgeführten hohen Mauer umgab. Dieſelbe war ſo breit, daß ſechs Wagen auf derſelben neben einander fahren konnten, und mit 250 Thürmen bewehrt. An den Ufern des Euphrat errichtete ſie zwei Paläſte, deren Trümmer in unſeren Tagen bloß gelegt worden ſind. Beide Ufer des Stromes verband ſie durch einen unterirdiſchen gewölbten Gang. Mitten in der Stadt ließ ſie dem Belus einen Tempel errichten, der nicht minder großartige Verhältniſſe hatte. Die neue Stadt nannte ſie Babylon. Sie war jedoch nicht die einzige, die Semiramis errichtete; ſie ließ deren auch an anderen Stellen der Ufer des Euphrat, wie des Tigris emporſteigen und fuhr fort, ihr Babylon durch außerordentliche Werke zu verherrlichen. So ließ ſie in den armeniſchen Gebirgen einen Obelisken von 125 Fuß Höhe ausmeiſeln, durch Laſtthiere nach Ba-

bylon bringen und in der Nähe der Stadt aufrichten. Die Alten rechneten dieſen Obelisken unter die ſieben Wunder der Welt, unter welche auch die hängenden Gärten auf der Zinne ihres Palaſtes gezählt wurden.

Nach Herſtellung dieſer Werke unternahm ſie einen Feldzug gegen die Meder. Großartige Schöpfungen, namentlich prächtige Gärten, abgetragene oder wieder aufgeſchüttete Berge, Coloſſalſtatuen, neuerbaute Städte, Waſſerleiungen bezeichneten ihren Weg; viele dieſer Anlagen wurden noch lange nach ihrem Tode Werke der Semiramis genannt. In Ekbatana ruhte ſie; dann durchzog ſie Perſien und wandte ſich, durch Aegypten gehend, nach Libyen zum Tempel des Jupiter Ammon. Hier vernahm ſie das Orakel: ſie würde vor den Augen der Menſchen verſchwinden und von einigen Völkern Aſiens unſterbliche Ehre und Anbetung erhalten, zu einer Zeit, wo ihr Sohn Ninyas ihr nach dem Leben trachten werde. Nach kurzer Raſt begab ſie ſich nach Aethiopien, kehrte dann nach Aſien zurück und verweilte mehrere Jahre in Baktra.

Semiramis wählte ſich keinen neuen Gemahl, wohl aber entbot ſie die ſchönſten Männer ihres Heeres zu ſich, denen ſie nach kurzem Glück das Leben nehmen ließ.

Die Ruhe des friedlichen Lebens war ihr auf die Dauer unerträglich, und dießmal reizte Indien ihren Unternehmungsgeiſt. Sie traf die großartigſten Anſtalten und befahl, daß in drei Jahren jede Provinz die auserleſen-

ſten Jünglinge wohlgerüſtet nach Baktrien ſtellen ſollte. Sie ließ Schiffszimmerleute aus Phönicien, Syrien, Cypern und anderen Seehäfen kommen, um Schiffe zu bauen, die zu Lande nach dem Indus gebracht werden ſollten, um dort dem Heere zur Ueberfahrt zu dienen. Da ſie die indiſchen Elephanten fürchtete, ſo ließ ſie Kameele als Elephanten bekleiden. Die Alten geben das Heer der Semiramis auf 3 Millionen Menſchen zu Fuß, 200,000 Reiter, 100,000 Wagen, 100,000 Kameele und 2000 Schiffe an.

Der König Indiens, Stabrobates, hatte indeſſen vernommen, welch ein furchtbarer Feind ſein Land bedrohte, und er brachte daher eine Heeresmacht zuſammen, welche die der Semiramis nicht nur an Zahl übertraf, ſondern ihr auch durch ſeine Elephanten bei Weitem überlegen war. Semiramis zog heran und kam ungehindert bis an den Indus, wo ſie die indiſche Flotte in Schlachtordnung aufgeſtellt fand. Das Gefecht war hartnäckig, die Königin ſiegte aber und zog nun erobernd am Strome hin. Stabrobates wich in das Innere des Landes, die Königin ließ eine Schiffbrücke über den Fluß ſchlagen und führte ihr Heer hinüber, um das geſchlagene indiſche Heer zu verfolgen. Stabrobates hatte ſich an einem geeigneten Orte aufgeſtellt und erwartete den Angriff der ſiegreichen Königin. Es kam abermals zur Schlacht, dießmal aber entſchieden die Elephanten den Sieg für die Indier. Das Heer der Königin wandte ſich zur Flucht, ſie ſelbſt wurde

von Stabrobates verwundet und floh. An der Schiffbrücke kam es nochmals zum Treffen. Die Königin ließ die Brücke lösen und entging so den nachfolgenden Feinden.

Nachdem ſie mit dem Reſt ihres Heeres in ihrer Heimath wiederum angelangt war, verſuchte ihr Sohn Ninyas ihr die Herrſchaft zu entreißen. Er ſandte einen Eunuchen aus, ſeine Mutter zu ermorden.

Der Verſuch mißlang, aber die Königin ward dadurch an den Spruch des Orakels erinnert. Sie vergab dem Sohne, verſammelte die Großen des Reiches und ſtellte ihnen Ninyas als den nunmehrigen König und Herrn vor, dem ſie fortan Treue und Gehorſam leiſten ſollten. Darauf entſchwand die Königin in Geſtalt einer Taube den Augen des verſammelten Volkes.

Das iſt, was die Sagen der Alten von Semiramis, der Herrin von ganz Aſien mit alleiniger Ausnahme von Indien, berichten[42]).

Außer der Semiramis treten in alter Zeit noch andere fürſtliche Frauen in der Geſchichte des alten Aſiens auf. Dido als Führerin auswandernder Phönicier und die namenloſe Königin von Saba, die dem weiſen Salomon ihre Huldigung darbrachte. Dido, wie Zenobia, gehört indeſſen zu dem europäiſchen Culturkreiſe, dem wir ſpäter unſere Betrachtung widmen werden und zu welchem die Hebräer den Uebergang bilden.

In der Geſchichte des mohammedaniſchen Orients treten uns gleich zu Anfang mehrere Frauengeſtalten von höchſter Bedeutung entgegen. Es ſind dieß die Mutter und die Gattinnen Mohammed's des Propheten.

Mohammed's Mutter war eine der ſchönſten und tugendhafteſten Frauen Arabiens; ſie ward Witwe, als ihr Sohn erſt zwei Monate unter ihrem Herzen lebte. Nach der Geburt wurde der Knabe einer Amme, Thawiba, übergeben, die ihn nebſt zwei andern Knaben erzog, bis er zu einer anderen Pflegerin auf das Land gegeben wurde. Da ſich jedoch epileptiſche Zufälle an ihm zeigten, ſo nahm ihn die Mutter wieder zu ſich nach Mekka. Mohammed ſtand damals in ſeinem dritten Lebensjahre, wo das jugendliche Herz am empfänglichſten iſt für alle Eindrücke, für alle Lehren, welche ſich für alle Zukunft einprägen. Nach drei Jahren verlor Mohammed ſeine Mutter durch den Tod. Der Knabe kam nun zu ſeinem Großvater Abdelmutalleb, dem Oberprieſter an der Kaaba, und nach deſſen Tode zu ſeinem Sohne Abu Taleb. Der Knabe wuchs unter den gewöhnlichen Leibesübungen kräftig. Dann aber ward er mit auf Handelsreiſen genommen, die ſeinen Blick weſentlich erweiterten und ihm auch nähere Einſicht in die religiöſen Zuſtände ſeiner Landsleute wie deren Nachbarn verſchafften.

Mohammed war noch ziemlich jung, als ſein Oheim ihn der Vorſteherin eines großen Handelsgeſchäftes, der

reichen und edlen Chadidscha, der Witwe zweier Gatten, als Geschäftsführer empfahl. Er reiſete in ihren Angelegenheiten nach Syrien, wo er mit chriſtlichen Mönchen bekannt wurde, welche ihm die Schriften des alten und neuen Teſtaments in die Hand gaben. Mohammed verſäumte jedoch über dieſe Studien durchaus nicht ſeine Handelsgeſchäfte, und er konnte bei ſeiner Heimkehr ſeiner Herrin die glänzendſten Erfolge darlegen.

Chadidſchah bot ihm, dem fünfundzwanzigjährigen Manne, Herz und Hand an, was es dankbar annahm, obſchon ſeine Gattin bereits vierzig Jahre alt war. So kam Mohammed in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens und einer Frau, die ihn leidenſchaftlich liebte und die den weſentlichſten Antheil an ſeinen Beſtrebungen nahm. Er lebte vierundzwanzig Jahre mit ihr in höchſter Eintracht glücklich beiſammen und nahm, ſo lange ſie lebte, keine zweite Frau, was die Sitte ihm wohl geſtattet haben würde.

Es iſt hier nicht der Ort, das vielbewegte Leben des Propheten darzuſtellen. Zehn Jahre nach ſeiner Verheirathung zog ſich Mohammed von den Handelsgeſchäften zurück, die er bis dahin ſehr lebhaft betrieben. Im vierzigſten Lebensjahre, 609 nach Chriſti Geburt, begannen ſeine Beſuche auf dem Berge Hora, wohin ihn ſeine Gattin öfters begleitete. Sie war auch die Erſte, der er die Erſcheinung des Engels Gabriel und ſeine Berufung

durch denſelben mittheilte. Chadidſcha war entzückt, in ihrem geliebten Gatten einen Gottgeſandten zu erblicken, theilte dieſe frohe Kunde ihren Verwandten und Freunden mit und begeiſterte ſie für die Lehren deſſelben. Im Jahre 613 trat Mohammed öffentlich auf; er fand zwar Anhänger, aber bei Weitem zahlreichere Widerſacher und Feinde, die ihm ſogar nach dem Leben trachteten und ſeine Glaubensgenoſſen aus Mekka verbannten. Indeſſen ſiegte die Ausdauer des Propheten, und er konnte abermals öffentlich auftreten.

Im Jahre 619 ſtarb Chadidſcha. Mohammed heirathete bald darauf Sauda, eine gläubige Witwe, und Ajeſcha, die ſiebenjährige Tochter Abubekr's. Im Jahre 622 baute er die Moſchee, die noch jetzt ſein Grab umſchließt, und dicht daneben ein Häuschen für ſeine Gattinnen Sauda und Ajeſcha, die er kurz vorher geheirathet hatte. Ajeſcha, eine begabte Dichterin, war nächſt Chadidſcha die Frau, die Mohammed am meiſten liebte. Nach dem Tode des Propheten erhielt ſie den Titel der Mutter der Gläubigen, und die Bekenner des Islam zogen ſie in den ſchwierigſten Glaubensfragen zu Rathe. Ihre Antworten galten für die zuverläſſigſten Traditionen, da man überzeugt war, ſie habe die genaueſte Kenntniß von den Anſichten des Propheten. Sie ſtarb im 67ſten Jahre ihres Lebens, im 58ſten der Hedſchra. Auf einer Reiſe nach Medina ereignete ſich ein Vorfall, der Urſache einer

ſchweren Anklage gegen Ajeſcha war und über welchen ſie ſelbſt mit folgenden Worten berichtet:

„So oft der Geſandte Gottes eine Reiſe machte, pflegte er zwiſchen ſeinen Frauen zu loſen, und Diejenige, welche das Loos traf, durfte ihn begleiten. Auf dem Feldzuge gegen die Beni Muſttalik war ich Mohammed's Begleiterin. Auf ſolchen Reiſen führte man mir immer mein Kameel vor, und ich ſetzte mich in meine Sänfte, die meine Leute auf das Kameel hoben und feſtbanden. Dann ging einer derſelben vor dem Kameel her und führte es an einem Strick. Auf der Heimkehr, als wir nicht weit von Medina unſer Lager hatten, gab Mohammed in der Nacht den Befehl zum Aufbruch. Man führte wie gewöhnlich ein Kameel vor mein Zelt und ſtellte meine Sänfte daneben. Schon wollte ich einſteigen, als ich mein Halsband von dhafariſchen Muſcheln vermißte; da ging ich wieder zurück an die Stelle, wo ich es verloren hatte, und ſuchte es, bis ich es gefunden. Inzwiſchen kamen aber meine Leute, welche glaubten, ich ſei ſchon eingeſtiegen, luden meine Sänfte, ohne zu bemerken, daß ſie leer war, denn damals waren die Frauen nicht ſtark, weil ſie kein Fleiſch aßen, auf das Kameel und zogen damit fort. Als ich daher wieder an die Stelle kam, wo ich einſteigen wollte, ſah und hörte ich Niemanden mehr. Ich hüllte mich in mein Tuch ein und ſetzte mich nieder, weil ich dachte, ſobald man mich vermiſſe, werde man mich ſuchen. Da kam

Safwan, der Sohn Muattal's, vorüber, welcher wegen eines Geſchäftes hinter den Truppen zurückgeblieben war. Als er mich bemerkte und erkannte — denn er hatte uns ſchon früher geſehen, ehe uns ein Vorhang den Männern entzog — rief er: Wir ſind Gottes und kehren einſt zu ihm zurück. O Gattin des Geſandten Gottes, wie biſt Du zurückgeblieben? Ich antwortete ihm nicht. Da führte er mir ſein Kameel vor und trat zurück, bis ich aufgeſtiegen war; dann trieb er es fort und eilte ſo ſehr er konnte, um die Truppen einzuholen. Aber die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als wir ihr Lager außerhalb der Stadt erreichten, und da man mich allein mit Safwan ankommen ſah, erſannen die böſen Menſchen allerlei Lügen. Bald nach meiner Ankunft in Medina erkrankte ich, ſo daß mir von dem Gerede der Leute, das bis zum Geſandten Gottes und zu meinen Eltern gelangte, nichts zu Ohren kam. Doch vermißte ich bei Erſterem die Zärtlichkeit und Theilnahme, die er mir bei anderen Unpäßlichkeiten bewieſen hatte; denn als er mich beſuchte, während meine Mutter bei mir war, die mich pflegte, fragte er bloß, wie wir uns befänden, und ſagte ſonſt kein Wort. Sobald ich daher wieder etwas geſtärkt war, hielt ich bei ihm um die Erlaubniß an, zu meiner Mutter zu gehen, damit ſie mich bis zur vollen Geneſung in ihrem Hauſe pflege, und meine Bitte ward mir gewährt. Nach mehr als zwanzig Tagen, als ich wieder geneſen, ging ich eines Abends mit meiner

Großtante Um Miſtah aus. Unterwegs ſtolperte ſie und verwünſchte ihren Sohn; als ich ſie deshalb tadelte, fragte ſie: weißt Du denn nichts? Und als ich ihre Frage verneinte, erzählte ſie mir, was die Lügner, unter welchen ihr Sohn Miſtah war, mir nachgeredet. Sobald ich dieß hörte, ging ich nach Hauſe und weinte ſo lange, daß ich glaubte, mein Herz würde zerſpringen. Dann ſagte ich zu meiner Mutter: Gott verzeihe Dir, die Leute reden mir ſo viel Schlimmes nach, und Du ſagſt mir kein Wort davon. Sie antwortete mir: Nimm das nicht zu ſchwer, meine Tochter; es giebt wenig ſchöne, von ihren Gatten geliebte Frauen, denen nicht ihre Nebenbuhlerinnen etwas nachreden. Bei dieſen Worten kam der Geſandte Gottes in unſer Haus und ließ Ali und Uſama rufen, um ihre Anſicht über dieſe Sache zu vernehmen. Letzterer erklärte mich für rein und das Gerede der Leute für eitle Verläumdung. Erſterer aber ſagte: Geſandter Gottes, es giebt ja viele andere Frauen, Du kannſt an Ajeſcha's Stelle eine andere heirathen; doch frage einmal ihre Sklavin aus, da magſt Du die Wahrheit erfahren. Mohammed ließ die Sklavin rufen, und ſobald ſie hereintrat, fiel Ali mit einer Tracht Prügel über ſie her und ſchrie ſie an: Berichte dem Geſandten Gottes die Wahrheit über Deine Herrin! Sie antwortete: Bei Gott, ich weiß nur Gutes von ihr; der einzige Fehler, den ſie je beging, war, daß ſie einſt, als ich meinen Teig geknetet hatte und beim Weggehen ſie

bat, darauf Acht zu geben, einſchlief, ſo daß ihn unſer Schaf fraß. Hierauf kam Mohammed in das Gemach, in welchem ich weinend bei meinen Eltern und einer Freundin ſaß, die mit mir weinten, und nachdem er Gott geprieſen, ſagte er: Du weißt wohl, Ajeſcha, was die Leute von Dir ſagen; fürchte Gott, und haſt Du wirklich geſündigt, ſo geſtehe Deine Sünde ein und kehre Dich zu Gott, welcher die Buße ſeiner Sklaven annimmt. Als er mir dieß ſagte, konnte ich keine Thräne mehr vergießen; ich ſchwieg eine Weile, dann ſagte ich zu meinen Eltern: Warum antwortet Ihr nicht ſtatt meiner dem Geſandten Gottes? Sie geriethen in die größte Beſtürzung und ſagten: Wir wiſſen nicht, was wir antworten ſollen. Da ſagte ich, nachdem ich wieder durch viele Thränen mein Herz erleichtert hatte: Ein ſolches Unglück iſt noch über kein Haus hereingebrochen. Bei Gott, ich kann wegen der erwähnten Sünde keine Buße thun. Gott weiß, daß ich unſchuldig bin; wie kann ich ein Verbrechen geſtehen, das ich nicht begangen. Läugne ich aber, was die Leute ſagen, ſo glaubt Ihr mir doch nicht; ich kann daher nur wie Joſeph's Vater ausrufen: Geduld iſt eine ſchöne Tugend, und Gott will ich um Hülfe anflehen. Dabei hoffte ich aber keineswegs, daß wegen eines ſchwachen Geſchöpfes meines Gleichen eine Offenbarung ſtattfinden würde; doch dachte ich, vielleicht wird der Geſandte Gottes im Schlafe ein Geſicht haben, das ihn von meiner Unſchuld überzeugt.

Aber plötzlich fiel der Geſandte Gottes in Ohnmacht, wie dieß gewöhnlich bei einer Offenbarung der Fall war. Man hüllte ihn in ſein Gewand und legte ein ledernes Kiſſen unter ſeinen Kopf. Sobald ich dieß ſah, war meine ganze Unruhe vorüber; denn da ich meine Unſchuld kannte, ſo wußte ich wohl, daß Gott mir nicht Unrecht thun würde. Meine Eltern aber waren in der größten Angſt, bis der Geſandte Gottes wieder zu ſich kam, weil ſie fürchteten, das böſe Gerede möchte von Gott beſtätigt werden. Als Mohammed endlich wieder zu ſich kam, ſetzte er ſich aufrecht und trocknete die Schweißtropfen von ſeiner Stirne, die wie Perlen herabrollten, obſchon wir in einem Wintertage waren. Dann ſagte er: Freue Dich, Ajeſcha, Gott hat mir Deine Unſchuld geoffenbart. Er ging dann in die Moſchee, machte den Leuten, die ſeiner tugendhaften Gattin und dem nicht minder tadelloſen Safwan Böſes nachgeredet, Vorwürfe und verkündete ihnen folgende Koranverſe: Haltet es für kein Unglück, daß einige unter euch mit Lügen auftraten, denn es bringt euch manches Gute. Wer eine tugendhafte Frau verläumdet und nicht vier Zeugen mitbringt, den geißelt mit achtzig Schlägen und nehmt nie mehr ein Zeugniß von ihm an, denn er iſt ein Böſewicht. — Das gute Vernehmen zwiſchen Ajeſcha und Mohammed war wieder hergeſtellt, und die Verläumder der Unſchuldigen wurden beſtraft, unter ihnen auch der Dichter Haſam, der einige Spottverſe auf ſie gemacht hatte.

Mohammed ſtarb am 7. Juni 732 nach Chriſti Geburt in Ajeſcha's Armen[43]).

Die fünfte Frau des Propheten war die Koreiſchitin Haſcha, eine Witwe, die eine Mitgift von 400 Dirhems hatte. Er verſtieß ſie im vierten Jahre der Ehe, nahm ſie jedoch wieder an, und ſie überlebte ihn ſehr lange. Ihrer Verwahrung hatte Abu Bekr eine vollſtändige Abſchrift des Koran übergeben.

Die ſechste Frau Mohammed's hieß Zeinab; ſie ward als Witwe demſelben im vierten Jahre der Hedſchra vermählt und ſtarb vor ihm. Auch ſeine ſiebente Frau, Umma Salma Bint Ommeia, war eine Witwe, die ihn überlebte und im 59ſten Jahre der Hedſchra ſtarb. Die achte Frau, Zainab Bint Jabaſch, war eine Verwandte des Propheten und die Gattin ſeines angenommenen Sohnes Zeid geweſen. Die Heirath wurde durch göttliche Offenbarung jedoch gebilligt, und Zeinaib hielt ſich daher auch für höher als alle anderen Frauen. Sie ſtarb im 20ſten Jahre der Hedſchra, 53 Jahre alt. Die neunte und die zehnte Frau Mohammed's, Habiba und Joweira, waren ebenfalls Witwen, die ihn beide gleichfalls überlebten, wie auch noch eine elfte, Safiya, eine Jüdin, und eine zwölfte, Maimuna, die er im ſiebenten Jahre der Heſchra nahm. Außer dieſen Frauen hatte Mohammed noch mehrere Sklavinnen, unter denen die ſchöne Maria die bedeutendſte iſt. Sie war die Mutter von ſeinem einzigen Sohne, Ibra-

him, der aber bereits als Kind von achtzehn Monaten ſtarb [44]).

Mohammed war den Frauen ſehr ergeben, und dieſelben waren nicht ohne großen Einfluß auf ſeine Entwickelung, vor allen aber, wie bereits erwähnt, ſeine erſte Gattin, die edle Chadidſchah.

Nach Mohammed's Tode finden wir fortwährend Ajeſcha als eine Frau von großem Einfluß; man nannte ſie, wie geſagt, die Mutter der Gläubigen, und ſelbſt ihr Vater Abu Bekr beachtete ihren Rath. Sie war es vornehmlich, welche die Wahl ihres Vaters zum Chalifen durchſetzte und ihren Schwiegerſohn Ali zu beſeitigen ſuchte. Sie ſelbſt führte ein Heer gegen Ali und eroberte Baſra, wo ſie die Schätze ihres Gegners an ſich nahm. Sie ſtarb im 59ſten Jahre der Hedſchra zu Medina.

Eine nicht minder gefeierte Frau aus dem Lebenskreiſe des Propheten war ſeine und der Chadidſcha Tochter Fatima, die er an Ali verheirathete. Die Legenden der Muſelmänner berichten wunderbare Umſtände von ihrem Lebensbeginn im Schooße ihrer Mutter; ſie erzählen ferner, wie die Erzengel Michael und Gabriel mit einem lobpreiſenden Heere von 70,000 Engeln ſie ins Brautbett geleitet. Fatima ſtarb bald nach Mohammed, und Ali nahm, dem Beiſpiele ſeines Schwiegervaters folgend, keine zweite Frau ſo lange die erſte lebte. Sie hinterließ keine Kinder.

Bald nach Mohammed's Tode begann Abu Bekr's

Feldherr Khaled ſeine Eroberungen in Perſien und Syrien. Die Begeiſterung der Araber führte die großartigſten Erfolge herbei. Sie war ſo allgemein, daß ſogar Frauen an den Kriegszügen Theil nahmen. Im Heere Khaled's befand ſich eine Abtheilung berittener Frauen, die an dem Siege über die byzantiniſchen Truppen bei Damaskus im Jahre 633 großen Antheil hatten. Sie waren vom Stamme Hamyar; unter ihnen zeichnete ſich Khawlah, Derar's Schweſter, durch Schönheit und Tapferkeit aus. Neben ihr wird noch Ofeirah mit Auszeichnung genannt.

In der Geſchichte der Chalifen begegnen uns mehrere bedeutende Frauengeſtalten. Hierher gehören die Sängerin Hababah, die der Chalif Yezid Ebn Abdalmalek für 4000 Denare gekauft hatte, und die Gemahlin deſſelben Saada. Yezid III. hatte dieſe Sängerin auf Veranlaſſung ſeines Vorgängers und Bruders Soliman entlaſſen müſſen. Als er nun Chalif geworden, fragte ihn ſeine Gemahlin, ob er nun wohl einen Wunſch habe. Der Chalif erwiderte, daß er nichts weiter wünſche, als Hababah wieder zu beſitzen. Seine Gemahlin ließ dieſe wieder herbeirufen, und der Chalif hatte ſie fortan um ſich. Als er einſt am Jordan in Paläſtina mit Hababah bei Tafel war, warf er ihr eine der prächtigen Trauben des Landes zu. Hababah aber erſtickte an einer Beere. Yezid war troſtlos über ihren Verluſt, er wollte ſie nicht begraben laſſen; ja als ſie endlich beſtattet worden, ließ er ſich das Grab nochmals

öffnen und ſtarb endlich am 15. Tage, nachdem er befohlen, daß ſein Leichnam in Hababah's Grab gelegt werden ſolle, im Jahre 729 nach Chriſti Geburt.

Der Vater des Chalifen Harun al Raſchid ward im Jahre 785 ein Opfer der Eiferſucht einer ſeiner Geliebten. Dieſelbe wollte eine andere Nameus Haſana aus dem Wege räumen und ſandte ihr eine trefflich zubereitete, aber vergiftete Birne. Der Chalif ſah die köſtliche Frucht und aß davon, empfand aber alsbald die heftigſten Schmerzen und ſtarb davon. Sein Nachfolger (im Jahre 797 nach Chriſti Geburt) war Harun al Raſchid, der bekanntlich einer der ausgezeichnetſten Chalifen war. Seine Gemahlin war Zebeida, eine Enkelin des Chalifen Abu Jaafar al Manſur, eine Fürſtin, welche die Stadt Tauriz in der Provinz Aderbeihan gründete.

Unter den berühmten Fürſtinnen iſt zunächſt Kabihah zu nennen, die Mutter des Chalifen Mohammed V. al Motazz, der im Jahre 870 von den türkiſchen Söldnern des Thrones entſetzt wurde, da er nicht im Stande war, eine Summe von 50,000 Dinaren aufzubringen, die ſie für ihre Dienſte verlangten. Er hatte ſich an ſeine unermeßlich reiche Mutter vergebens gewendet. Kabihah war eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit, aber auch überaus habſüchtig. Bei Lebzeiten ihres Mannes ſammelte ſie ſich Schätze, die ſie in die Erde vergrub. Als jedoch Al Mohtadi Chalif geworden, nöthigte er ſie, ihren Schatz

herauszugeben, und da ergab es ſich denn, daß ſie eine Million Dinare, einen Büſchel von Smaragden, einen anderen von Perlen und eine Anzahl feuerfarbener Rubine beſeſſen hatte. Nachdem ſie ihre Habe verloren, ging ſie nach Mekka.

Unter dem Chalifen Dſchafer II. Moktader (908 bis 932) ſpielten am Hofe von Bagdad Frauen und Dirnen eine bedeutende Rolle. Unter ihnen zeichnete ſich eine Dirne Namens Yamek aus, die in allen wichtigen Artikeln des mohammedaniſchen Geſetzes dergeſtalt erfahren war, daß die Richter wie die Geſetzlehrer ſtets ihren Rath in Anſpruch nahmen. Nächſtdem hatte auch die Mutter des Chalifen Shaf einen großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Nach dem Tode ihres Sohnes nahm der Nachfolger deſſelben all ihr Vermögen an ſich und ließ ſie auf eine unmenſchliche Art mißhandeln.

In der Geſchichte der Chalifen von Syrien und Aegypten finden wir einen ſehr kräftigen Frauencharakter in Settalmaluk, der Schweſter des als argen Tyrannen bekannten Al Hakem, der unter Anderem auch die Hauptſtadt Aegyptens Mesr, das alte Memphis, vier Tage lang brennen und plündern ließ. Er übte eine große Strenge gegen die Frauen, unterſagte ihnen, auf der Straße oder auf den Dächern ihrer Häuſer zu erſcheinen, auch Schuhe zu tragen, und ließ viele derſelben hinrichten, weil ſie ſeinem Befehle zuwider gehandelt. Als Al Hakem ſeine

Schweſter einſt ſchwer beleidigt hatte, bewog ſie im Jahre Chriſti 1020 den Ebn Dawes, ihren Bruder mit zwei Sklaven zu überfallen und zu ermorden. Sie hatte dem Mörder verſprochen, ihn zum erſten Miniſter zu machen. Die Leiche begrub ſie in ihrem eigenen Hauſe und hielt den Todesfall eine Zeit lang geheim. Als aber endlich das Volk darüber unruhig wurde, verſammelte ſie die vornehmſten Männer des Hofes, entdeckte ihnen, daß ihr Bruder ermordet worden, und ließ die am Morde betheiligten Perſonen hinrichten. Hierauf wurde der Sohn ihres Bruders, Abul Haſam Ali, zum Chalifen von Syrien und Aegypten ernannt, ſeine Tante Settalmaluk blieb bis an ihren Tod, vier Jahre lang, an der Spitze der Staatsgeſchäfte.

Endlich müſſen wir noch des Verſuches erwähnen, die Kriege zwiſchen König Richard von England und Sultan Saladdin, den Erſterer in Acca hart bedrängte, friedlich auszugleichen. Die beiden Fürſten kamen dahin überein, daß der Bruder des Sultans, Al Malek al Adel, die Schweſter des Königs Richard, die verwitwete Königin von Sicilien, heirathen, daß ihm zur Ausſtattung ſeiner Gemahlin die Stadt Jeruſalem, dann auch ganz Paläſtina übergeben, daß Al Malek mit ſeiner Gemahlin zum Könige von Jeruſalem gekrönt werden und fortan Frieden zwiſchen Muſelmännern und Franken ſtattfinden ſolle.

Dieſer Vertrag, der gewiß vom größten Einfluß auf die Geſtaltung der orientaliſchen wie der europäiſchen Cul-

turverhältniſſe geweſen ſein würde, kam jedoch nicht zu Stande, da die Geiſtlichkeit darauf drang, Al Malek ſolle das Chriſtenthum bekennen.

In der Geſchichte der mongoliſchen und türkiſchen Reiche finden wir mehrere Frauen, die einen großen Einfluß übten. So war zur Zeit des Dſchingis Chan im Reiche Karasm die Witwe des Königs Takaſch, Namens Turkan Khatun, unumſchränkte Gebieterin. Sie führte den Titel Beſchützerin des Glaubens und der Welt; auch nannte man ſie allgemein die Königin der Frauen. Sie beſchützte die Schwachen gegen die Mächtigen, übte unparteiiſch die Rechtspflege und unterſuchte die Streitſachen ſo genau, daß ihr Urtheil ſtets das rechte war. Sie war überaus mildthätig gegen die Armen; allein dieſe trefflichen Eigenſchaften wurden durch eine grauſame Härte getrübt, die oft in Blutdurſt ausartete. Als die Mongolen ihrem Reiche ſich naheten, beſchloß ſie, daſſelbe zu verlaſſen, ließ aber vorher zwölf Kinder ſouverainer Fürſten, die ſie bei ſich hatte, hinrichten.

Unter den zahlreichen Gemahlinnen des Dſchingis-Chan zeichnete ſich Kulan Khatun durch vorzügliche Schönheit aus. Beſonderen Einfluſſes auf den gewaltigen Willen dieſes Herrſchers konnte ſich jedoch keine dieſer Frauen rühmen. Dagegen war dieß der Fall bei der Kaiſerin Tolyekona, der Gemahlin des im Jahre 1241 verſtorbenen Oktai Chan, doch erſt in dem letzten Lebensjahre deſſelben. Als der

Kaiſer bedenklich erkrankte, ließ ſie den erſten Miniſter zu ſich rufen und befragte ihn über die Zuſtände des Hofes. Sie vernahm, daß der Kaiſer üble Rathgeber habe, daß der Geiz am Hofe herrſche, daß die Dienſtſtellen für Geld verkauft würden, daß die Gefängniſſe mit ehrlichen Leuten angefüllt wären, deren Verbrechen darin beſtehe, daß ſie die unerlaubten Mittel zu Erpreſſung von Geld gemißbilligt hätten, wogegen laſterhafte und unwürdige Menſchen in hohen Aemtern ſtänden. Als nun die Krankheit des Kaiſers ſich beſſerte, ließ ſeine Gemahlin viele Gefangene auf freien Fuß ſtellen und darauf eine allgemeine Amneſtie erfolgen. Der Kaiſer erkrankte jedoch kurz darauf auf's Neue und ſtarb. Tolyekona war die ſechste ſeiner Gemahlinnen und zeichnete ſich durch Geiſt und Schönheit aus. Sie behielt noch unter der Regierung des Nachfolgers ihres Gemahles weſentlichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten.

In der Geſchichte Perſiens ſpielen die Frauen keine hervorragende Rolle, doch wird einer Königin Seyda von Irak gedacht, die nach dem Tode ihres Gemahls Abu Taleb Roſtam zur Regentin ernannt wurde und während der Minderjährigkeit ihres Sohnes als ſolche ſich behauptete. Dieſer, Majdoddawla mit Namen, wollte, als er die Volljährigkeit erreicht hatte, ſeine Mutter von dem Throne entfernen. Seyda warf ſich jedoch in das feſte Schloß Taberek in Turiſtan, fand bei dem dortigen Commandanten

ten gute Aufnahme und rückte nun mit einem ansehnlichen Heere vor Alray, die Reſidenz ihres Sohnes. Sie ſiegte in dem erſten Treffen, machte ihren Sohn zum Gefangenen, bemächtigte ſich der Hauptſtadt und beſtieg den Thron auf's Neue. Sie waltete fortan als weiſe und gerechte Fürſtin; ihren Miniſtern gab ſie hinter einem Vorhange von durchſichtigem Stoff Audienz, und nur die Abgeſandten großer Fürſten empfing ſie mit unbedecktem Geſichte. Mit ihrem Sohne verſöhnte ſie ſich bald; ſie ſetzte die Krone auf ſein Haupt und wohnte fortan nur ſeinem Staatsrathe bei. So lange ſie lebte, war ſeine Regierung ſegensreich und glücklich. Sie ſtarb im Jahre 1042 nach Chriſti Geburt. Bald darauf überfiel Sultan Mahmud das Land, nahm Majdaddwala gefangen und führte ihn nach Gazna, wo er kurz darauf ſtarb.

In der Geſchichte des türkiſchen Reiches ſind es namentlich zwei Frauen, die ſich einen großen Namen erworben haben. Die erſte iſt die Ruſſin Churrem, nachmalige Gemahlin des großen Soliman, und die Sultanin Kjöſſem, die Gemahlin Achmed's I.

Churrem, von den abendländiſchen Schriftſtellern meiſt Roxolane genannt, kam als Sklavin zu einer Zeit in das Serail Soliman's I., als dieſer Fürſt durch den Tod ſeiner erſten Gemahlin, der Mutter ſeines erſtgebornen Sohnes Muſtafa, in das tiefſte Leid verſenkt war. Ihrem Geiſt und ihrer Schönheit gelang es, ihm nicht

blos Troſt zu ſpenden, ſondern auch den kaiſerlichen Herrn ihrem Willen vollkommen zu unterwerfen. Sie wurde dadurch die Beherrſcherin des ganzen Hofes. Innerhalb der Zeit von fünf Jahren gebar ſie dem Kaiſer vier Söhne und eine Tochter. Der erſtgeborene, Mohammed, lebte nur kurze Zeit, aber die drei anderen, Bajaſſid, Selim und Dſcheangir, gediehen fröhlich. Soliman liebte ſeinen erſtgebornen Sohn Muſtafa zärtlich, zumal, da er ſich durch Vorzüge des Geiſtes und Charakters auszeichnete. Roxolane aber nahm ſich vor, ihn zu ſtürzen und ihren Sohn Bajaſſid an ſeine Stelle zu bringen. Sie flößte ihm daher einen bittern Haß gegen den älteren Bruder ein.

Roxolane hatte ſich eine ſo große Gewalt über den Sultan errungen, daß dieſer ihr den Weſſir Ibrahim opferte. Seine Stelle erhielt Ruſtan, dem ſie ihre einzige Tochter zur Gemahlin gab und den ſie ſomit ganz zum Werkzeuge ihres Willens machte.

Als nun der Prinz Muſtafa ſechszehn Jahre alt geworden und ſeine edlen Eigenſchaften ſich immer mehr entfalteten, vermählte ihn der Sultan und machte ihn zum Gouverneur der Provinz Amaſia. Roxolane war erfreut, den Sohn ſo aus den Augen des Vaters entrückt zu ſehen, und ſie fuhr um ſo eifriger fort, daran zu arbeiten, daß Bajaſſid vom Sultan zum Nachfolger ernannt werde.

Roxolane war Sklavin, und obſchon ſie durch ihre

dauernde Schönheit, wie durch ihre Klugheit das Herz des Kaisers ganz in der Gewalt und den entschiedensten Einfluß auf alle seine großartigen Pläne und deren Ausführung hatte, so strebte sie doch nach einer mehr offenbaren Gewalt, wie sie nur die Gemahlin des Kaisers üben konnte.

Sie erreichte ihren Zweck mit Hülfe der Religion. Sie ließ durch Rustan dem Mufti eröffnen, daß sie eine Moschee und ein Krankenhaus für arme Gläubige zu bauen wünsche. Der Mufti erwiderte, daß sie als Sklavin dazu nicht berechtigt sei. Roxolane zeigte nun eine so tiefe Schwermuth, daß der Kaiser, darüber bestürzt, den Grund derselben zu erforschen suchte und, als sie ihm endlich die Ursache gestanden, sie für frei erklärte.

Nun aber machte Roxolane den Sultan darauf aufmerksam, daß er nach den Vorschriften des Korans fortan mit ihr als einer freien Frau keinen Umgang mehr pflegen dürfe. Der Mufti, darüber befragt, bestätigte nur die Erklärung Roxolanens, und der Sultan war so in ihren Reizen befangen, daß er sie öffentlich als seine Gemahlin erklärte und die Vermählungsfeierlichkeiten mit ihr im Serail vollzog.

Roxolane, als Sultanin Chasseki genannt, hatte nun das Ziel ihrer Wünsche erreicht. Sie nahm Theil an der Regierung, und die Staatsbeamten fühlten bald, was ihre Gunst oder ihre Abneigung bei dem obersten Herrn

des Staates vermöge. Ihr entging nicht, wie ſehr Muſtafa als Statthalter von Amaſia geliebt und verehrt wurde. Bei ihm lebte Dſcheangir. Beide Brüder kämpften mit Glück gegen die Perſer. Roxolane erregte bei Soliman den Verdacht, daß Muſtafa im Geheimen mit den Perſern im Einverſtändniß ſtehe und darnach ſtrebe, mit deren Hülfe den Vater zu vertreiben und ſich auf den Thron zu ſchwingen. Es kam zum Kriege, und der erzürnte Vater ließ beide Söhne hinrichten.

Roxolane ſtarb im April 1558[45]). Ihr Sohn Selim wurde im Jahre 1566 der Nachfolger Soliman's des Großen.

Die andere in der Geſchichte des türkiſchen Reiches berühmte Frau war Kjöſſem, die Gemahlin des im Jahre 1617 verſtorbenen Sultans Achmed I. Bei Lebzeiten ihres Gemahls iſt wenig die Rede von ihr. Allein ſchon unter der Regierung ihres Sohnes Osman zeigte ſie eine im Orient an Frauen ungewöhnliche Entſchloſſenheit. Die Janitſcharen hatten ſich empört, und die Sultanin-Walide begab ſich unter ſie und ſtellte ihnen vor, wohin ihre Meuterei führen und welche Vortheile ſie den Chriſten bringen werde. Das Heer erſtaunte, und der Sturm legte ſich.

Während der Regierung Murad's IV., ihres zweiten Sohnes, tritt Kjöſſem abermals in den Hintergrund; als aber Ibrahim den Thron beſtiegen, erſcheint ſie auf's Neue. Ibrahim (1639 bis 1648) überließ ſich ſeitdem nur ſeinem Geſchmack für die Frauen und verweilte fortwährend im

Harem unter den zahlloſen Schönheiten, welche das Morgenland wie das Abendland ihm lieferten[46]).

Kjöſſem führte die ganze Regierung, ſie that, was ſie wollte; ihre Kühnheit und ihr Scharfſinn verſchafften ihr allgemeine Anerkennung, ſo daß ſie es wagen konnte, einen Weſſir hinrichten zu laſſen. Indeſſen war ſie doch nicht im Stande, den Erpreſſungen und den zahlreichen Hinrichtungen zu ſteuern, die ihr Sohn anordnete. Sie beſchwor ihn vergebens, den öffentlichen Haß nicht mehr aufzureizen; Ibrahim verbannte ſeine Mutter aus dem Serai, und er hatte die Abſicht, ſie noch weiter und zwar nach Rhodos zu entfernen, als die Großen des Reiches am 8. Auguſt 1648 die Abſetzung des Kaiſers beſchloſſen. Sie hatten ſich in einer Moſchee berathen und luden dann die Walide ein, zu ihnen zu kommen. Dieſe aber hatte ſie zu ſich beſchieden. Die abgeordneten Mufti und andere Beamte begaben ſich alſo zu ihr. Die Sultanin Walide erſchien mit ſchwarzem Turban, in ſchwarzem Schleier, von einem ſchwarzen Sclaven, der ihr Wind zufächelte, begleitet. Die Ulema und Aga ſtanden zum Gruße ſtill. Sie ſprach: Iſt's billig, ſolche Unruhen herbeizuführen; ſeid ihr nicht alle die gnadengenährten Sclaven dieſes Hauſes? Da erhob ſich ein alter Aga und ſagte: Allergnädigſte Frau, Ihr habt Recht; wir alle haben dieſes Hauſes Wohlthat genoſſen, keiner mehr als ich ſeit 80 Jahren. Dankbarkeit dafür erlaubt uns nicht länger, dem Verderben des erlauchten

Hauſes und des Reiches ruhig zuzuſehen. O hätte ich dieſe Tage nicht erlebt. Er ſchilderte nun den Verfall des Reiches und ſprach die Nothwendigkeit einer Thronveränderung aus. Endlich, nachdem Vieles hin- und hergeredet worden, nahm einer der Anweſenden das Wort und ſprach: Allergnädigſte Frau, wir ſind voll Vertrauen in Eure Huld und in Eure Barmherzigkeit für die Diener Gottes hierher gekommen. Ihr ſeid nicht nur die Mutter des Sultans, ſondern auch die Mutter aller Rechtgläubigen; endet dieſen Zuſtand, je eher deſto beſſer. Endlich ſchlugen die Mufti vor, Mohammed, den ſiebenjährigen Sohn Ibrahim's, an deſſen Stelle zum Sultan zu ernennen. Nach langer Berathung willigte Kjöſſem in die Abſetzung ihres Sohnes und die Erhebung ihres Enkels. Ibrahim ward nun trotz alles Widerſtandes abgeſetzt, eingekerkert, nach zehn Tagen (am 18. Auguſt 1648) aber hingerichtet. Fortan herrſchte nun Kjöſſem in Mohammed's Namen, ſo daß alle Fäden der Herrſchaft in ihrer Hand waren. Dieß währte drei Jahre. Mittlerweile änderten ſich die Parteien, die Janitſcharen, die Stütze Kjöſſem's, wurden von den Eunuchen überflügelt, welche die junge Walide Tarchan, die Mutter Mohammed's, begünſtigten. Am 2. September 1651 kam es zum Ausbruch, die Janitſcharen waren eben daran, ihre Gegner zu überfallen, als die Gegenpartei die achtzig Jahre zählende Walide durch gewaltſamen Mord plötzlich aus dem Wege räumte.

Sie war nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, eine feſte und kräftige Herrſcherin, die berühmteſte aller Waliden, die einzige in der osmaniſchen Geſchichte, welche die Regierung von ſieben Sultanen geſehen, unter denen vier, Achmed, Murad, Ibrahim, Mohammed, ſie dreißig Jahre lang als Gemahlin, Mutter und Großmutter nicht nur die Gebieterin des Harems, ſondern auch die Herrſcherin des Reiches geweſen war[47]).

Wenden wir nun endlich unſere Aufmerkſamkeit der literariſchen Thätigkeit der Frauen des Orients zu, ſo finden wir vornehmlich die Araberinnen mehrfach genannt und in Joſephs von Hammer berühmter Literaturgeſchichte der Araber ſind die ſorgfältig angegeben, welche ſich darin ausgezeichnet haben. Die älteſten Dichterinnen, deren die arabiſche Geſchichte erwähnt, gehören den verſchollenen Stämmen Thasm und Dſchedis an. Dieſe Dichterinnen werden beſchuldigt, ein etwas freies Leben geführt zu haben und auch in ihren Gedichten Spuren davon aufzuweiſen. Unter den früheſten, bis in die Zeiten Mohammed's reichenden Frauendichtungen dürften die elegiſchen für uns die anſprechendſten ſein. Ich verweiſe auf das genannte Werk, wo eine reiche Auswahl aus dieſen Dichtungen mitgetheilt iſt.

Anmerkungen.

1) [S. 3] Marie Lejars ſchrieb ein Werk: l'égalité des hommes et des femmes.

2) [S. 9] Cornelius Agrippa de Nettersheim ſchrieb ein vielgeleſenes Buch de praeexcellentia generis feminini, welches auch ins Deutſche überſetzt wurde. Ludov. Dominicus de sexus foemininae nobilitate. Joh. Pet. Lottichius de nobilitate et perfectione generis foeminei. Rinth. 1620. 8. Deutſch: Gynaicologia, von der Fürtrefflichkeit des Frauenzimmers, ins Teutſche überſ. durch Joh. Jackium. Frankf. a. M. 1642. 12. Daran ſchließt ſich Wilh. Ign. Schütze, Ehrenpreiß des hochlöblichen Frauenzimmers. Frf. 1663. 1673. Auch eine Italienerin, Lucretia Marinella, ſchrieb einen trattato sopra la nobiltà e excellenzà delle donne.

3) [S. 9] Hieron. de Caevallos speculum aureum opinionum communium contra Communes. Colon. 1664. Tom. II. p. 228: O uxores cujus genus non solum est luxuriosum, sed venenosum et avarissimum. Mulier enim est dux malorum, artifex scelerum, propter cuius incontinentiam tot adulteria et stupra nefantissima in civitatibus committuntur. Illa est quae vocatur iter mali et mortis, illa est serpentis discipula, consiliaria diaboli, fons deceptionis et propter eam omnium rerum calamitas inducitur. Est enim origo peccati, mater delicti, arma diaboli, expulsio paradisi, inducit homines ad confusionem et vocatur impedimentum viri, vas adulterii, animal pes-

simum, pondus gravissimum, aspis insanabilis, janna diaboli, cauda scorpionis, vulnus insanabile, bestia insatiabilis, solicitudo continua, naufragium incontinentis viri, foetor continuus. Praeterea est superbia incomparabilis, carens lege, modo et ratione. Habet mel in ore et in corde venenum, et deceptionem. Animam corrumpit, bursas evacuat, est impedimentum doctrinae, perturbatio hominum, mater culpae, radix viciorum et principium et finis cujuslibet mali. Est fovea profunda, puteus angustus, insidiatur aliena via quasi latro et quos incautos invenerit interficiet. Nihil ergo infesta muliere crudelius, conservatis vos abscindit illam a carnibus vestris, ne vobis a caetero abutatur; habet enim mulier subtilia attractamenta ac infinitas malitias et subtilitates perniciosas ad homines decipiendos quas in volumine amplissimo numerare difficile esset. Non ergo immerito nomen mulieris convenit diffinitioni, quia non solum a mollitie dicitur verum etiam a mulceo, est quasi viros mulcens non solum in sanguine, verum etiam in bursa etc.

Die neuere Zeit lieferte: Trutz den ††† Frauen. Vom Doctor und Professor Mannlieb. Wurzen 1837. 8.

Die Literatur in Fabricius' Abriß einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit I. S. 9 und III. 32 †.

4) [S. 10] S. meine allg. Culturgeschichte der Menschheit I. 231 ff.

5) [S. 12] Ebendaselbst IV. 229; „Die Verbreitung der activen Rasse über die Erde."

5a.) [S. 18] Z. 4 v. o. Ebendas. I. 288 ff.

5b.) [S. 28] Z. 1 v. u. s. Quandt, Nachrichten von Surinam.

5c.) [S. 35] Z. 3 v. u. s. Prinz Maximilians von Wied Reise in Nordamerika II. 231.

5d.) [S. 57] Z. 14 v. o. Die Sage von Kutka ausführlich nach Stellen in meiner C.-G. II.

5e.) [S. 73] Z. 9 v. o. Kolbe's Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung S. 452 ff.

6) [S. 104] Die folgenden Mittheilungen ſind vorzugsweiſe nach der Beſchreibung aller Nationen des ruſſ. Reiches.

6a.) [S. 108] Z. 11 v. o. Kohl, die deutſch-ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen. Th. II. S. 152 ff.

6b.) [S. 127] Z. 8 v. o. Dan. Schlatter's Reiſen nach dem ſüdlichen Rußland. St. Gallen 1830. 8.

7) [S. 143] Bergmann's nomadiſche Streifereien unter den Kalmyken. Riga 1804. 4 Thl. 8.

8) [S. 146] Daß die Lesgier und Georgier die unvermiſchten Ureinwohner des kaukaſiſchen Landes ſind, weiſet nach F. Bodenſtedt, die Völker des Kaukaſus. Frankf. 1848. S. 100.

8a.) [S. 177] Z. 13 v. o. vergl. m. C.-G. IV. 264 f.

8b.) [S. 235] Z. 12 v. u. ſ. Geſetzbuch des Manu IX. 88 ff., vergl. Rhode, Bildung der Hindus II. 444.

8c.) [S. 245] Z. 8 v. o. Orlich, Reiſen in Indien. S. 197.

8d.) [S. 248] S. m. Culturgeſch. VII.

8e.) [S. 253] Erich von Schönberg, Padmakhanda I. 114.

8f.) [S. 266] Z. 1 v. u. M. A. Troyer in ſeiner Ausgabe des Radjatarangini Th. I. S. 525.

8g.) [S. 267] Z. 2 v. u. f. beſ. L'Inde française ou collection de desseins lithographiés representant les divinités, temples, costumes etc. des peuples hindous qui habitent les possessions franç. p. Chabrelie avec texte de Bornouf. Par. 1827. 2 Vols fol., wo auch die beßten Abbildungen der indiſchen Coſtüme mit den intereſſanteſten Details ſich finden.

9) [S. 272] Baron Hügel, Kaſchmir und das Reich der Sief. I. 252.

10) [S. 272] Erich von Schönberg, Padmakhanda. I. 386: „Vorarbeiten bei der Shawlweberei."

11) [S. 280] Aus den Nachrichten Bernier's, Tavernier's u. a. Reiſenden d. 17. Jahrh., die den Hof Aurenzeb's beſuchten.

12) [S. 281] Aus: Radjatarangini, histoire des rois de Kachmir, traduits par M. A. Troyer. Par. 1840. II. 44. sl. 11 ff.

13) [S. 282] Radjatarangini S. 64.

14) [S. 282] Daſelbſt S. 115.

15) [S. 288] S. Orlich's Reiſe nach Oſtindien. S. 182 mit Abb. Dazu Thorn, Krieg in Indien. Gotha 1819. 8. S. 207 der engl. Ueberſetzung.

16) [S. 289] S. E. Frh. v. Hügel, Kaſchmir und das Reich der Siek. IV. 817.

17) [S. 294] Weitere und ausführliche Nachweiſungen über die überreiche Fülle der indiſchen Mythen ſ. in Rhode, Bildung der Hindus Th. II., in den Werken von Polier, Bohlen, Laſſen u. a.

18) [S. 295] S. Erich v. Schönberg, Padmakhanda II. 100.

19) [S. 295] S. daſ. II. 105.

20) [S. 298] S. v. Orlich's Reiſen I. 65. II. 38. 139. 201. und Abbildungen bei Chabrelie und Show, wo die verſchiedenen Arten der Bajaderen noch näher beſchrieben werden.

21) [S. 299] S. Mémoires concernaut les Chinois, p. p. missonaires de Pe-kin. X. 147 ff.

22) [S. 302] Mémoires concernaut les Chinois III. 368.

23) [S. 309] Das Blumenblatt, epiſche Dichtung der Chineſen, überſ. von H. Kurz. St. Gallen 1836. S. 103. Außer dieſem lieblichen Roman verweiſe ich auf meine Culturgeſchichte VI. 478, wo die vorzüglichſten Romane der Chineſen, ſo weit ſie in europäiſche Sprachen überſetzt worden, namhaft gemacht ſind.

24) [S. 310] Ta-Hing-Leu-Lee ou les lois fondamentales du code pénal de la Chine avec le choix des statutes supplémentaires, tr. du Chinois par W. Tho. Staunton, mis en franç. avec des notes par Felix Renonara de Sainte Croix. Par. 1812. Th. I. S. 180 ff.

25) [S. 317] S. Contes chinois p. p. Abel Remusat I. 58. II. 1. III. 145 ff. In-Kiao-Li I. 86.

26) [S. 317] S. Code pénal de la Chine I. 185 f.

27) [S. 318] S. Code pénal de la Chine II. 68. S. 285 ff.

28) [S. 319] S. Code pénal de la Chine I. 200.

29) [S. 323] S. du Halde I. 100. Le Comte, lettres I. 152. Barron, R. in China I. 114. v. Braam I. 106 ff. Das Blumenblatt v. Heinr. Kurz S. 160. Contes Chinois par Abel Remusat I. 128. S. meine C.-G. VI. 111. 218.

30) [S. 326] S. du Halde II. 250 und Resumé des principaux traités chinois sur la culture des muriers et l'éducation des vers en soie traduit par Stanislas Julien. Par. 1837. 8.

31) [S. 328] S. meine C.-G. VI. 6 ff.

32) [S. 330] Im Winter 1852—53 ſah man bei den Frauen des Chung-Atai aus Kantong, den das Haus Crawford in Macao durch Europa führte, derartige Füße. S. C.-G. VI. 23.

33) [S. 334] Der berühmte Porzellanthurm von Nanking ward 1413 vom Kaiſer Yung-Lih zu Ehren ſeiner Mutter erbaut. S. Ausland 1853. S. 1245.

34) [S. 339] Die Erzählung iſt den Portraits des Chinois célèbres entnommen, die im 5ten Bande (S. 255 ff.) der Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les moeurs, les usages des Chinois par les missionaires de Pe-Kin. Par. 1780. 4. ſich befinden.

35) [S. 343] Das Alles nach du Halde, description de l'Empire de la Chine III. 79. Vergl. Downing's Fan-Kuai II. 258.

36) [S. 347] M. ſ. beſ. A. Th. Hartmann über die Ideale weiblicher Schönheit bei den Morgenländern. Düſſeld. 1798. 8., wo die Stellen der Dichter ausführlich zuſammengeſtellt ſind.

37) [S. 351] S. C.-G. V. 265. VII. 37. Dann beſonders Hartmann a. a. O. S. 66.

38) [S. 351] S. C.-G. VII. 37. Addiſon II. 141. Burckhardt, tr. in Arabia I. 334. Hartmann a. a. O. S. 20. Gräfin Hahn-Hahn, Reiſe im Orient II. 20.

39) [S. 359] S. der Koran oder das Geſetz der Moslemen durch Muhammed, überſ. von S. F. G. Wahl. Halle 1828. S. 64. 501. 572. Weil, Mohammed der Prophet S. 303.

40) [S. 372] Man ſehe meine Culturgeſchichte VII. 115.,

wo die Quellen dieser Schilderungen nachgewiesen sind. Zu beachten ist: Rechtfertigung der Freiheiten der asiatischen Weiber von Mirza Abu Taleb Khan im Weimar. Journ. d. Luxus und der Moden. 1803. S. 117—133.

41) [S. 373] Man s. Addison, Damascus and Palmyra I. 234. Waring, tr. I. 93. Olivier, voyages I. 164. Rüppel, Reisen in Abyssinien II. 41. Tavernier's Reisen I. 217 ff. Jaubert, voyage en Perse 205 ff. und die interessanten Schilderungen der Awalim in Tachta und der Sängerinnen in Esneh in Dieterici's Reisen I. 195 ff. und I. 240 ff.

42) [S. 381] Die Quellen zur Geschichte der Semiramis sind gesammelt in Baumgartens Uebersetzung der allgem. Welthistorie III. 561 ff.

43) [S. 390] Nach Weil, Mohammed der Prophet S. 151 ff. und S. 329 über S's Tod.

44) [S. 391] S. Weil a. a. O. S. 286. Eine fleißig zusammengestellte, ausführliche Schilderung enthält: Mohammed und seine Frauen. Ein biographischer Roman in drei Abtheilungen von Ida Frick. Dr. u. Lpz. 1844. 3 Bde. 8.

45) [S. 401] Eine romanhafte Darstellung der Geschichte Roxolanens befindet sich in der Histoire des favorites. Par. Th. II. S. v. Hammer, Geschichte d. osman. Reiches. III.

46) [S. 402] S. Kantemir, Geschichte des osman. Reiches S. 386. Hammer, Geschichte d. osman. Reiches V. 354.

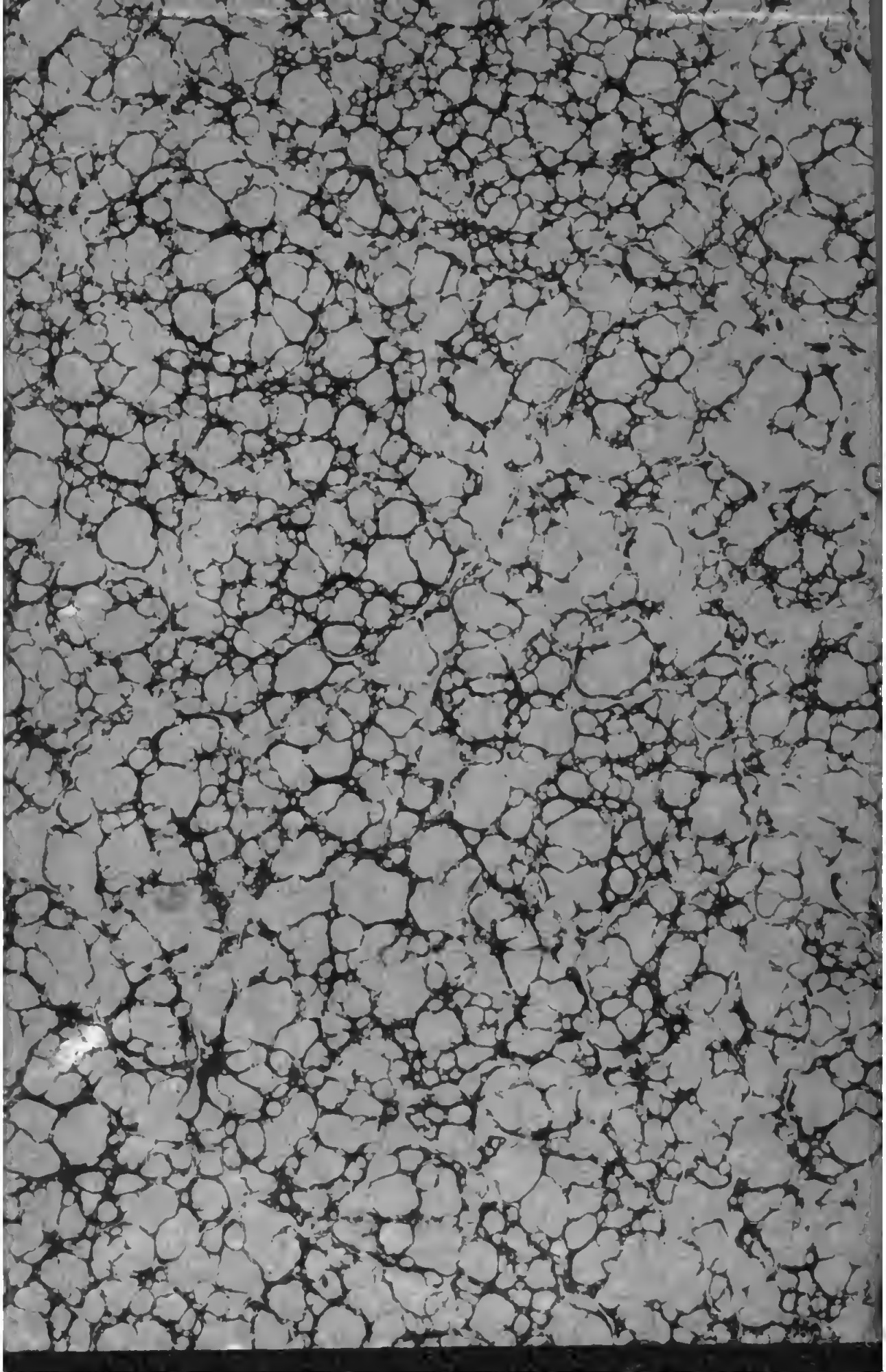
47) [S. 404] S. die Geschichte der Kjössem in Hammer's Geschichte des osman. Reiches. Th. V. S. 447 und 540 ff. Dazu Holberg's verglichene Geschichte verschiedener Heldinnen u. a. berühmten Damen. Th. I. S. 334 ff. Der Bericht venetian. Gesandten über sie bei Hammer a. a. O. V. 681.

Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.

811,025

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Einleitung	1
Die Frauen der passiven Rasse	14
Die Frauen der amerikanischen Jägerstämme	20
Die Frauen der polarischen Fischerstämme	40
Die Frauen der passiven Hirtenvölker Africa's	59
Die Frauen der passiven Hirtenstämme des europäischen und asiatischen Nordens	88
Die Frauen der Hirtenvölker der gemäßigten Zone	125
Die Frauen bei den Kaukasiern	147
Die Frauen der Beduinen	162
Die Frauen der Südseeinsulaner	176
Die Frauen in den altamerikanischen Staaten	196
Die Frauen Asiens	230
Die Frauen China's	298
Die Frauen des mohammedanischen Orients	344

Reg 2071326

Digitized by Google